31058, I, 6, f.

Fata Morgana

aus

Egypten und Unter-Italien.

K. K. LYCEAL BIBLIOTHEK LAIBACH

Reiseeindrücke

von

Dr. Robert Avé-Lallemant.

Erster Band.

Altona, 1872.

Verlag von A. Mentzel.

Fata Morgana

aus

Egypten und Unter-Italien.

Reiseeindrücke

von

Dr. Robert Avé-Lallemant.

K. K. LYCEAL-BIBLIOTHEK ZU LAIBACH

Erster Band.

Altona, 1872.
Verlag von A. Mentzel.

Dem Herrn Legationsrath und Ritter

Leo von Theremin,

vormaligem deutſchen Generalkonſul in Alexandrien

widmet dieſe Blätter als einen Ausdruck bleibender beſonderer Hochachtung

nach einer Freundſchaft von dreiunddreißig Jahren

der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

Geschichtliche Vorbemerkungen. 1

Erstes Kapitel. Von Marseille nach Alexandrien. 29

„Nicht wahr, meine Damen und Herren, Sie wollen Alle nach Alexandrien!" — ein drastischer Aufbruch — seid umschlungen Millionen — Seejammer und berühmte Männer — ein Kind von Stambul — Sonnenaufgang — der sardinische Bär und Garibaldi — die Semillante — das Meer der Tyrrhener — Messina bei Nacht — Creta und die Griechin — ein großartiges Hafenbild und Truffaldin.

Zweites Kapitel. Alexandrien. 55

Hotel de l'Europe am Consulatsplatz — Obelisk und Pompejussäule — Urthiere des Semitismus — Rebecca am Brunnen — Dattelpalmen, Lebachacazien und Sycomoren — Ramleh — deutsche Kirche.

Drittes Kapitel. Von Alexandrien nach Kairo. 77

Das reisende Chaos und eine geographische Parabase — ein Musikante ging spatzieren am Nil, o tempora, o mores! — Baker und Pyramiden — Ruch! — Kairo und das hôtel oriental — eine Speisekarte und billige Zeche.

Viertes Kapitel. Masr. 98

Das Wunder des Orientes — ein Aquarium — der Verfasser in ein altes gläubiges Kameel verwandelt — die Citadelle — hier ist nichts anderes denn Gottes Haus — Emin Bei und der Mamelukenmord — eine klassische Aussicht — ein gerechtfertigter Salamander wird gerieben — Malek Adels Grab — On und der Marienbrunnen — die Esbe-

Seite

kieh im Mondschein — ein Hochzeitszug — die Mamelukengräber — der große Barkuk — Casr el Nil und der Khedive — der Erbprinz und sein Kaffee — Fostat — Amrus Moschee — S. Jürgen-Kirche — der Khan Kalil und der Suk — der Mokkatam — Schubrah — großer internationaler Fandango, Islam und Katholicismus — die Abassieh und die Kriegsschule — das Museum von Boulacq — der Ritt ins alte heilige Land.

Fünftes Kapitel. Auf dem Nil bis Siout. 157

Die Nilexpedition — Tonino Bei u. Dragoman-Schäffer — Palmenhain u. Pyramiden von Gizeh — die Denksteine von Memphis — Beni Suef — die Wasserheiligen und der Josephskanal — Minieh und die Nachtwandler — dies ist des Selim Pascha Palast — Abu-X und die Comödie der Irrungen — der Markt von Minieh — die Zuckerfabrik von Roda und Antinoe — Amarnah — Nilprospecte u. Felsengräber — Reiher und Pelikane — Siout und die ersten Hypogäen — der Ratzeburger See — die Fantasia und die Sängerinnen.

Sechstes Kapitel. Kenneh und Denderah. 199

Zwei Seelen fehlen — Gräber- und Tempelbau der alten Aegypter von Erbkam — Achmim und Nestorius — Sohag und ein Diner in gehobener Stimmung — Bahr bela mah — eine culturhistorische Paradoxie — Die erste Dumpalme und die Nilkrümmungen — die Flaggen von Kenneh und die falsche Catalani — der Kaimakan von Kenneh und sein Salon — sein corps de ballet und der Bittere von Marseille — die Hallen von Denderah — Dromedare und Menschen am Strand von Kenneh — consiliunt ranae.

Siebentes Kapitel. Das hundertthorige Theben. 231

O Isis und Osiris! — el uksor — der Verfasser besucht den Zwillingsbruder eines alten Bekannten von Paris — 4 Sous der Obelisk von Luxor! — das alte Tape oder Theben — der Tempelpallast von Luxor — les savants et les ânes — der Tempelcomplex von Karnak und seine Einzelheiten — Hatasou und Ameniritis — die Luxorioten und unser Consul — die Hypogäen im Westen — die Königs-

Seite

gräber — Belzoni's Grab, Bruce's Grab und die Harfenspieler — eine Kletterparthie — Deir el medineh — Kurnah — das Rameſſeum — ein ungeheuerer Monolith — die Lehmziegel der Juden und ein lucullisches Frühſtück — die Memnonsſäule — Medinet-Habu — der Schmuck der Königin Aahotep und die Ankunft der Kaiſerin von Frankreich — Charmion und Iras mit Kleopatra — Mene tekel upharsin und die Wilhelmshöhe.

Achtes Kapitel. Von Luxor bis Aſſuan. 317

Eine Parodie des Camoens — Esneh und ſein Tempel — eine egyptiſche Nacht unter Akazien und Samiel aus dem Freiſchütz — Edfu und ſeine Pylonen — ein prächtiger Monolith und eine orientaliſche Ausſicht — Sandwirbel — Silſileh — Kom Ombos und die Tag- und Nachtgleiche — Aſſuan und die fines imperii Romani — Elephantine und ein humoriſtiſches Gemiſch von Zeitfragmenten — noch einmal die Kaiſerin von Frankreich — ein Märchen am Nilkatarakt — Urgeſteine und Wüſtenritt — Philä und ſeine Friedenswelt — Kallimachus und Juvenal und das Stadium von Schulze und Müller — der Gartenpavillon der Iſis — Frühſtück im Boudoir der Kleopatra — ein Malvoglio — ein Tag bei den Barabras und Biſcharis — Tauſchhandel — ein einſamer Augenblick am Nilkatarakt und ein wüthendes Dromedar.

Geschichtliche Vorbemerkungen.

Nous sommes dans la béatitude de la paix — schrieb Al. von Humboldt im Jahre 1837 an seinen geistreichen Freund, den Egyptologen Letronne in Paris, setzte aber sogleich, und gewiß mit einem kaustischen Lächeln hinzu: C'est une maladie intermittente.

Nie ist mir diese béatitude de la paix so wunderbar vor Augen getreten und so tief durch meine Seele gegangen, wie im Jahre 1869, in dessen letzten Monaten ein großartiges Kulturunternehmen und sein Gelingen die gesittete Welt zu einem noch nie dagewesenen Friedenscongreß am Rande asiatisch-afrikanischer Wüsten, zu der Einweihung des Suezkanals, vereinigte.

Aber auch nie ist mir die maladie intermittente beim Frieden, der Krieg, in so schaurigen Farben und Formen vorgekommen, wie zur Zeit des Feldzuges von 1870, wenn das milde Wort Feldzug nicht fast euphemistisch klingt bei einem Kampfe, in welchem zwei Nationen, zwei Raçen, Alles gegen einander auf dem

Schachbrett der Schlachten aufstellten und Millionen von Soldaten durch friedliche Fluren wälzten.

Nun, die bis an die Zähne bewaffnete béatitude de la paix ist wieder zurückgekehrt, und es ist vielleicht erlaubt, in der maladie intermittente auch einmal wieder an wirkliche Friedensarbeiten zu denken.

Solche Friedensarbeit ist auch die vorliegende, die Schilderung meiner flüchtigen Excursion durch Egypten als eines der vom Khedive zu den Suezfesten Eingeladenen. Die Arbeit war in einer glücklichen Friedensstimmung angefangen und schon ziemlich weit gediehen, als „der Krieg“ ausbrach und jede Friedensarbeit fast unmöglich machte. Vor einigen Monaten erst konnte ich meine Notizblätter wieder vornehmen, fand aber doch, daß Vieles von meiner schon niedergeschriebenen Arbeit, namentlich der Anfang, gar nicht mehr in unsere Zeit hinein passen würde, wie sehr er mir selbst auch aus der Seele geflossen war.

Dieser Anfang enthielt, als ein erstes Kapitel des Ganzen, meinen Durchflug durch Frankreich und sprach unbefangen von meiner Glückseligkeit, noch einmal einen Tag in Metz zubringen zu dürfen, woran mich liebe Bande der Verwandtschaft und Freundschaft geknüpft hielten, und in dessen Umgegend und friedlichen Asylen ich im Jahre 1836 in achtwöchentlichen Studentenferien von Paris aus mir meine praktischen Sporen verdient hatte, ganz besonders in Arnaville

an der Rupt de Mad. Da mußte ich so mancher schöner Stunden gedenken in Pont-à-Mousson, in Gorze, in Chatel St. Germain (in welchem meine liebe alte Freundin, die Wittwe des Maire, im Jahre 1870 sechs Tage vor dem Ausbruch des Krieges, 94 Jahr alt, starb) und in Metz selbst, dessen herrlicher Stephansdom mich wunderbar entzückt hatte.

Und so hatte ich auch in jenem nunmehr unterdrückten Anfang meiner Arbeit der vollen Freude des Wiedersehens von Paris Raum gegeben, der Stadt, in der ich ein volles Jahr studiren durfte, in der mir, vereint mit wenigen jungen Freunden, beschützt und geliebt von mehreren ausgezeichneten Familien und vielfach aufgenommen in die anregendsten Gesellschaften, ganz besonders das Leben für Wissenschaft und Kunst nach allen Seiten hin aufgegangen war. Oh, so großartig, so viel bewegt, so wunderbar anregend lag es noch da im Oktober 1869, dieses Paris zu beiden Seiten der Seine, dieses Paris vom Pont neuf neben des vierten Heinrichs Reiterstatue gesehen, dieses Paris des Concordienplatzes, zu welchem Egypten seine Obelisken, Griechenland und Rom ihre Modelle, die Renaissance ihre Paläste geliefert hatte! Und über dem herrlichen Weltstadtpanorama baute sich der schönste Herbsthimmel Frankreichs auf! Ja, das war eine béatitude de la paix, in der ich an jenem Oktober-

tage Abschied von Paris nahm, um nach Egypten zu reisen!

Und das ist Alles vorbei! Der Concordienplatz existirt nicht mehr, er ist vom Kriege, vom Morden geschändet worden, und das Beste von Paris ist in Lohe und Rauch aufgegangen. So muß man auch nicht mehr in glücklicher Friedensstimmung davon reden.

Aber auch von Marseille durfte nicht weiter die Rede sein, nicht von seinen platanenreichen Boulevards, nicht von seinen Springbrunnen, von seinem neuen Kunstpalast, dem säulenreichen, weithinstrahlenden, — ja nicht einmal von Notre Dame de la Garde mit der grandiosen Aussicht über Land und Meer, wo mir im Geist Humboldt und Bonpland vor ihrer Amerikanischen Reise vor Augen standen, — das Alles mußte fortgeschnitten werden von meiner Arbeit. Und in Folge davon mußte auch manches Andere anders gesagt werden in meiner Reiseskizze, als ich es mir anfangs aufnotirt hatte. —

Was nun meine egyptischen Reisebilder betrifft, so sind dieselben nicht zu verstehen, wenn wir nicht einen flüchtigen Blick in die alten Geschichten am Nil gethan haben. Die Pyramiden von Gizeh und Sackarah, die gewaltigen Todtenmale vom alten Memphis, — die Gräber von Beni Hassan und Siout, das ganz alte Abydos und das moderne Denderah, Theben und Edfu, Esneh, Ombos, Philä — sie alle ha-

ben keinen Zusammenhang unter sich, wenn wir nicht, so kurz wir immer wollen, ihre geschichtliche Bedeutung kennen lernen wollen.

Nirgends in der Welt sind die Baudenkmale mit allen ihren Verzierungen, Bildern, Inschriften und Zeichen so sehr die ganze Landesgeschichte, wie in Egypten. — Seitdem man die Sprache der Hieroglyphen mit allen ihren Geheimnissen entdeckt hat, reden alle Säulen, Obelisken, Pylonen, Tempelwände, Leichensteine, Hypogäen, Scarabäen und Papyrusrollen von dem Ruhm der Pharaonen bis zum alten Menes hinauf. Und wenn man so fortfährt auszugraben, zu untersuchen, zu sichten und zusammenzustellen, wie man das in Egypten zumal in den letzten Decennien bis zum Unbegreiflichen fleißig und scharfsinnig gethan hat, so wird vielleicht einmal die Zeit kommen, wo man den Verlust des berühmten griechischen Geschichtswerkes des Manetho über Egypten verschmerzen kann.

Aber doch wird, so weit ich als Dilettant und unwissender Laie in egyptischer Kunst und Wissenschaft zu sehen vermag, Eins immer ungemein schwer sein und vielleicht für alle Zeiten unentschieden bleiben. Bruchstücke des Manethonischen Werks, welche uns bei griechischen Schriftstellern gerettet erhalten sind, — ein berühmter Papyrus in Turin, — ein weit berufenes Kunstwerk aus dem Tempel von Karnak in

Paris, — eine mindestens ebenso gefeierte Tafel aus Sackarah im egyptischen Museum von Boulacq bei Kairo, — eine Tafel aus Abydos in London, welche Abydostafel ein kostbares Unicum sein würde, wenn nicht der jüngst ausgegrabene Prachttempel des Pharao Sethi in eben demselben Abydos oder Ebot, auch This oder Thinnis genannt, ein noch viel gewichtigeres Specimen von Pharaonenlisten aus ältester Zeit besäße, — alle diese unschätzbaren Ueberreste aus einer großen Kunst- und selbst Wissenschaftsperiode zählen, sich gegenseitig ergänzend, fortsetzend, erläuternd und wie es scheint nie sich widersprechend und in ihrer Autorität sich vernichtend, eine lange Reihe von Dynastien auf, und in den einzelnen Dynastien die einzelnen Könige, und bei diesen wieder die Zahl der Regierungsjahre, so daß man das alles nur aufzusummiren brauchte, um bis zu dem allgemein als ersten historischen Pharaonen von Egypten genannten Menes oder Mena hin zu gelangen, was dann fünftausend Jahre vor unserer Zeitrechnung ergeben würde.

Ob wir indeß dazu so schlank weg das Recht haben, das ist eine ganz andere Frage. Vielleicht müssen wir ganze Dynastien einander unterordnen, gleichzeitig neben einander regieren lassen. Nur große Kenner und Egyptologen von Fach, jene Champollion, jene Bunsen, Lepsius, Dümichen, Brugsch u. s. w. können das entscheiden. Und wenn wir uns, geleitet von solchen

Männern, ziemlich sicher auf der historischen Fährte glauben: so schleudert uns ein ungemein genialer Mann, der Professor Noack in Gießen, einen förmlichen Donnerkeil vor die Füße mittelst seiner kleinen höchst merkwürdigen und genußreichen Schrift: Die Pharaonen im Bibellande, Frankfurt a. M. 1870 — und zerreißt uns unsere schöne, lange, bandwurmartig zusammengegliederte Dynastienkette in diverse neben einander zu legende Fetzen, und weist bei der Gelegenheit nach, daß die alten Pharaonen von Egypten gar nicht immer in Egypten, sondern auch in Syrien, im Hauran u. s. w. Pharaonen gewesen seien, so daß z. B. die sechste Dynastie, welche nach altem Glauben aus Elephantine, aus Assuan stammen soll, sich urplötzlich im südlichen Libanon heimisch fühlt. Das sind freilich arge Ortsverschiebungen.

Und so geht es auch der Zeit nicht besser. Noack gönnt dem alten Mena kein höheres Alter, als 2785 Jahre v. C., während Bunsen ihn 3625 v. C. auftauchen läßt. Das höchste Alter, das ihm zugetheilt werden kann, geht bis 5004 v. C.; das ist die Ansicht des im Dienste des Khedive stehenden ausgezeichneten Franzosen Mariette-Bei, der sich um uns „Eingeladene" und Novizen in Egyptischen Angelegenheiten ein unvergeßliches Verdienst erworben hat in folgender Art.

Als die Einladungen zu den Suezfeierlichkeiten

vertheilt wurden, begleitete dieselben eine Aufforderung zu einer Mitreise bis Assuan noch vor den Kanalfesten, wenn man sich bis zum 7. Oktober in Paris einstellen würde, um am 9. d. M. von Marseille in See zu gehen. Um nun denen, die sich dieser höchst merkwürdigen Expedition anschließen würden, auch die ganze geistige Arbeit auf solcher Nilfahrt leicht und gedeihlich zu machen, hatte der Khedive für uns durch Mariette-Bei ein eigenes musterhaftes Buch schreiben lassen: Itineraire des invités aux fêtes d'inauguration du canal de Suez, qui séjournent au Caire et font le voyage du Nil, publié par ordre de S. A. le Khédive. Caire, octobre 1869. — 177 Seiten. In diesem elegant ausgerüsteten Buche heißt es: La présente notice n'est destinée qu'à ceux des invités de Son Altesse le Khédive, qui font le voyage de la Haute-Egypte. Dès leur arrivée à Alexandrie elle leur sera mise autre les mains, afin qu' ils sachent d'avance l'emploi de leur temps au Caire et sur le Nil.

Les invités de S. A. le Khédive, qui ont dévancé d'un mois les fêtes de l'inauguration du Canal de Suez, ont cinq jours à dépenser au Caire et vingt-quatre sur le Nil. On a résumé ici aussi brièvement que possible, l'emploi du temps pendant ces vingt-neuf journées.

Wirklich, mit keinem fürstlicheren Gedanken konnten die Gäste des Egyptischen Pascha empfangen werden.

Dazu wurde noch im Museum von Boulacq an uns Eingeladene abgegeben: Aperçu de l'histoire ancienne d'Egypte etc. Paris, Dentu 1867. — 111 Seiten, und als reichhaltiger, commentirender Katalog: Notice des principaux monuments exposés dans les galéries provisoires du musée d'antiquités Egyptiennes de S. A. le Vice-Roi à Boulacq, par Aug. Mariette-Bey, directeur au service de conservation des antiquités de l'Egypte. Alexandrie 1868, 352 Seiten.

Diese drei Werke sind unerschöpfliche Fundgruben der Belehrung für mich geworden.

Mariette-Bei, dem wir in voller Pietät für seine Angaben folgen, und dessen Aperçu wir etwas gründlich plündern müssen, stellt die Egyptische Geschichte nach ihren einzelnen Dynastien und Zeiten in folgender Weise zusammen:

Dynastie.	Ursprung.	Heutiger Name.	Dauer.	V. Chr. Geburt.
1	Thinis (Abydos)	Harabat el Madfouneh	253 Jahr	5004
2	„ „	„ „	302 „	4751
3	Memphis „	Myt-Rahyneh	214 „	4449
4	„ „	„ „	284 „	4235
5	„ „	„ „	248 „	3951

Dynastie.	Ursprung.	Heutiger Name.	Dauer.	V. Chr. Geburt.
6	Elephantine	Gesyret-Assuan	203 Jahr	3703
7	Memphis „	Myt-Rahyneh	70 Tage	3500
8	„ „	„ „	142 Jahr	3500
9	Heracleopolis	Ahnas el Medineh	109 „	3358
10	„ „	„ „	185 „	3249
11	Theben „	Medinet-Abou	213 „	3064
12	„ „	„ „		
13	„ „	„ „	453 „	2851
14	Xosi	Sakha	184 „	2398
15	Hirten (Hykſos)	Sân	511 „	2214
16	„ „	„		
17	„ „	„		
18	Theben	Medinet-Abou	241 „	1703
19	„ „	„ „	174 „	1462
20	„ „	„ „	178 „	1288
21	Tanis	Sân	130 „	1110
22	Bubastis	Tell-Basta	170 „	980
23	Tanis	Sân	89 „	810
24	Saïs	Sâ-el-Hagar	6 „	721
25	Aethiopen		50 „	715
26	Saïs	Sâ-el-Hagar	138 „	665
27	Perſer		121 „	527
28	Saïs	Sâ-el-Hagar	7 „	406
29	Mendes	Aschmoun er Rouman	21 „	399
30	Sebennytes	Samanhoud	38 „	378
31	Perſer		8 „	340

womit die Manathoniſchen Liſten endigen. Doch kommen noch zu dieſen Dynaſtien:

32	Macedonier	27 „	332
33	Griechen (Ptolem.)	275 „	305
34	Römer	411 „	30

bis das Edict von Theodoſius um 381 J. nach Chr. dem alten Egypterthum ein Ende macht. —

Diese ungeheuer lang erscheinende Geschichte behandelt Mariette-Bei als das alte Reich (1—11. Dyn.) mit 1940 Jahren, als ein Mittelreich (11—18. Dyn.) mit 1361 Jahren, und als ein neues Reich (18—31. Dyn.) mit 1371 Jahren, denen dann die drei letzten Dynastien folgen mit 713 Jahren.

Dazu können wir diese Dynastien einigermaßen geographisch vertheilen, indem wir von einer Memphisgruppe reden, zu der auch das wenig südlich von Memphis liegende Heracleopolis gehört, zwischen dem 29. und 30.° n. B., — von einer Thebäischen Gruppe, zu der dann auch Ebot oder Abydos zu rechnen ist, südlich und nördlich vom 26° n. B. — und von einer Deltagruppe, deren Hauptpunkte Saïs, Sebennytes und Tanis alle ziemlich genau unter dem 31° n. B. liegen. Oder um noch kürzer zu sein, werfen wir Memphis mit dem Delta zusammen, und nennen die Dynastiengruppen daselbst die von Unteregypten, und setzen denselben die Bezirke von Theben und Thinnis entgegen als Oberegypten. Und wirklich gehen in ihrer Machtstellung und in ihren Kunstleistungen alle Gruppen vielfach in einander über. Besonders ist es Theben seit dem Beginn der achtzehnten Dynastie, welches allherrschend und durch ganz Egypten allein das Wort führend seine Kunstmonumente längs des Nil noch weit über die engeren Grenzen des Landes hinaus in wundervoller Pracht aufrichtet.

Wir müssen aber die einzelnen Dynastien und selbst einzelne Könige in denselben, welche als besonders große Pharaonen die von uns besuchten Gegenden beeinflußt und die dort errichteten Monumente gebaut haben, näher ins Auge fassen.

Da ist es denn von vorn herein merkwürdig, daß wir, wenn wir eine sogenannte auch in Egypten gewesen sein sollende Feuersteinperiode mit geschichtslosen Zeiten übergehen wollen, das von Fürsten regierte Land gleich in seinen Anfang so zu sagen fix und fertig finden als ein Culturland. — Ein göttliches Paar, Osiris und Isis, die Symbole alles Guten, Edelen und Schönen haben das Land reich gesegnet und es als ein von dem im Verborgenen waltenden Gott Amoun-Ra ganz besonders auserwähltes und begnadigtes hinterlassen. Und zu solcher Begnadigung gehört gleich im Anfang des Pharaonenthums eine Berufung zur Kunst, zur Priesterwissenschaft, zur Regierung nach Gesetzen, welche besonders ausgeht von This, Thinnis, Ebot, Abydos der Griechen, wo der heilige Osirisleib begraben worden ist und für Egypten ein für allemal eine geweihte Stätte bleibt, so daß angesehene Egypter, zumal in älteren Zeiten in Abydos sich ihr Grab bereiten lassen in der Nähe ihres Propheten, der recht eigentlich als „der Herr von Ebot" bezeichnet wird und den Ort zu einer Art von Mekka macht. —

Aus solchem Prophetenorte mußte das ganze priesterlich gesetzliche Pharaonenthum hervorwachsen, zunächst der egyptische Minos Menes, der Gründer des Staates und erster Phra oder Pharao des Landes am „Iaor“ am Flusse, wie der Nil in unseren Mosaischen Urkunden genannt wird.

Aber auch Memphis reicht als ein hochbedeutender Culturpunkt in die ältesten Zeiten Egyptens hinauf. Die Todtenstadt bei Memphis liefert zuerst bedeutsame Denkmale und Kunstwerke. Die sogenannte „Stufenpyramide“ von Sackarah ist bis in die erste Dynastie hinein zu setzen. Dazu mag ein kunstvollendetes Grab ebenfalls in Sackarah, derselben Zeit angehören. In europäischen Museen finden sich einige Statuen, die eben dieser Dynastie angehören mögen. Selbst in Abydos hat Mariette zwischen Stelen, Leichensteinen der sechsten Dynastie das Fragment einer Königinstatue gefunden (Nr. 516 in Boulacq), die vielleicht aus einer der ersten beiden Dynastien stammt. Eine Statue aus der dritten Dynastie, das Standbild eines gewissen „Amten“ hat Lepsius im Berliner Museum aufgestellt. Uralt ist auch der riesige Sphinx vor den großen Pyramiden von Gizeh; denn er war schon aus dem natürlichen Gestein ausgehauen, ehe nur Pyramiden gebaut wurden. Zu ihm gehört ein herrlicher Granittempel, ein wirklich edles Kunstwerk. Wie

alt mußte nicht ein Volk sein, das solche Werke schuf?

Wahrhaft imposant tritt Egypten schon mit seiner vierten bis sechsten Dynastie hervor. Alle Künste des Friedens und des Krieges erscheinen vollkommen entwickelt. Die mächtigsten Pyramiden von Gizeh mit den reichsten Kunstschätzen, die größte von welchen Pyramiden einen gewaltigen Kriegshelden bekundet, den Besieger Asiatischer Völker, Khoufou oder Cheops, während die kleinste der drei Pyramiden einem frommen Pharaonen, dem Mykerinus, Menkheres oder Ramakah als Schlafstelle diente, — sind die staunenswerthen Zeugen großer Ideen und gewaltiger Kraft, neben welchen feinere Monumente, eine Bildsäule des Königs Chefren oder Schafra, ja selbst mehrere Bildsäulen dieses Königs, des Inhabers der zweiten Pyramide, dazu noch eine andere Bildsäule von Holz, einige Leichensteine mit Inschriften, eine ganze, vollkommene Kunstentwickelung verrathen. Einzelne Gräber in Sackarah und die Pyramide von Abou-Sir gehören, letztere aus der fünften Dynastie, ebenfalls in diese Zeit hinein.

Wo möglich noch größer erscheint Egypten unter der sechsten Dynastie. Vier oder sechs Könige, unter ihnen Teti, Papi, Meri-en-Ra, Nefer-ke-Ra, haben schon überall Monumente aufgerichtet. Namentlich erzählen prächtige Grabsteine aus Abydos im Museum

von Boulacq uns lange Geschichten aus jenen Zeiten, und zeugen davon, daß Egypten damals ein großartiger Staat war. An den Namen des Papi knüpfen sich wunderliche Sagen, Rolandssagen beinahe. Er war neun Ellen hoch und hat hundert Jahre regiert, was sehr hübsch auch monumental widerlegt ist durch einen berühmten Grabstein des Kämmerers Duna, welcher den drei Königen Teti, Papi und Meri-en-Ra gedient hat fast wie ein alter Vorgänger Josephs in Egypten. Auch zahlreiche Statuen stammen aus dieser sechsten Dynastie, Gräber in Sackarah und Felsengräber auf dem rechten Nilufer dicht bei Minieh nicht weit von Beni Hassan, aus welcher Nachbarschaft vielleicht sogar auf einen näheren Zusammenhang der sechsten und zwölften Dynastie geschlossen werden könnte. Unter den ausgezeichneten Erscheinungen dieser Zeit wird auch die Netkro, Nitokris, die schöne Griechin (?) mit den Rosenwangen aufgeführt, die Chrimhilde Egyptens, welche ihren ermordeten Bruder oder Gatten furchtbar rächte. Die Geschichte der Rhodope beim Herodot mag damit zusammenhängen.

Die nun folgenden vier Dynastien sind unfruchtbar und wenig bekannt. Sie mögen mit ihren Denksteinen noch im Fayum und unter dem Schutt des alten Heracleopolis begraben liegen.

Dagegen bietet die elfte Dynastie, mit welcher Mariette seine zweite Abtheilung der ganzen Geschichte

beginnt, uns zahlreiche Stelen — Leichensteine — in einem Theil der Necropolis von Theben, nebst einer Menge von Geräthen, Vasen und anderen Kunstgegenständen, in denen eine gewisse Renaissance der alten egyptischen Kunst unverkennbar ist.

Und wirklich ist diese Renaissance vollständig entwickelt in der gewaltigen Königsfamilie der zahlreichen Amenemha und Ousortasen oder Sesostriden. Hierher gehören große Thaten im Kriege und im Frieden, in der Kunst und in der Industrie. Hierher gehört die großartige Anlage des Merisees im Fayum, hierher die Erbauung oder doch Verherrlichung des Sonnentempels in On, dem Griechischen Heliopolis, die Gräber von Siout, die wundervollen Hypogäen von Beni Hassan. In dieser Dynastie spielt Josephs Geschichte, — ja ein berühmtes Bild, die Amu, „Hirten", in einem Grabe von Beni Hassan mag sich auf Jacobs friedlichen Hirteneinzug in das Nilland beziehen. — Besonders hat Abydos eine Menge beschriebener, zum Theil wundervoller Leichensteine aus dieser Dynastie geliefert und das Museum von Boulacq damit bereichert. Die Macht der zwölften Dynastie ging tief hinein in Asien, tief hinein in Afrika, wie denn ja der Sesostrisname weit berühmt ist, so daß man ihn dem größten Pharao Egyptens, Ramses II. aus der neunzehnten Dynastie beigelegt hat.

Dagegen ist die lange Liste der Könige Sabakholay

und Nofrehotep der dreizehnten Dynastie wieder ziemlich unfruchtbar, und die ganze Dynastie höchst unklar in ihrem Zusammenhang mit den folgenden Thebäerdynastien (18., 19. Dyn.). Auf jeden Fall dringen, vielleicht angelockt von dem Gedeihen der jüdischen Hirten, asiatische Völker, die Hykfos — Hirten — in Unteregypten ein und verdrängen die Herrschaft von Memphis bis weit hinauf nach Mittelegypten. Sie erobern das schon zur Zeit der sechsten Dynastie mit Tempeln versehene Tanis, richten dort dem Gott Sutekh den Altar auf und bilden so, vom See Menfaleh aus regierend, ein eigenes Hykfosreich mit verschiedenen Dynastien, wahrscheinlich ohne die Thebäerherrschaft in Theben selbst verschwinden zu machen, so daß in diesem Fall die älteren Thebäerdynastien mit den nun folgenden (18., 19., 20. Dyn.) in ununterbrochenem Zusammenhang stehen. Anfangs weisen die Hykfos die egyptische Kultur von sich, versöhnen sich aber damit und pflegen sie selbst zuletzt in einer Art von Compromiß mit dem ganzen Egypterthum, so daß eine Art von diplomatischem Priesterverkehr zwischen den Hykfos und dem Pharaonenthum stattfindet, eine gewisse Fusion der Gottheiten, wie denn im Museum von Boulacq in einem besondern Saal, einem Hykfossaal, Kunstwerke dieser Periode aufgestellt sind, welche diese Fusion ganz entschieden anzeigen. Höchst lehrreich müssen die noch heute in

den Tempeln von Tanis vorhandenen Alterthümer sein, die aus sehr verschiedenen Zeitperioden stammen, von uns aber nicht besucht werden konnten.

Da, mit der achtzehnten Dynastie, rafft sich Egypten mächtig auf. Amosis gründet das Haus der gewaltigen Thutmosen, die die Hirten bekämpfen und zuletzt völlig aus dem Lande herausjagen, wenigstens als Macht sie vernichten. Aber auch gegen die im östlichen Delta wohnenden Juden, die vielleicht mit den Hirten fraternisirten, wird ein Druck ausgeübt. Die Thutmosen sind eben die Pharaonen, die nichts von Joseph mehr wußten.

Keine Periode der ganzen Pharaonengeschichte ist so großartig wie die nun folgende Thebäergeschichte, die wirklich ein ganz neues Reich am Nil erstehen läßt und uns eine ungeheure monumentale Fülle hinterlassen hat, so daß wir uns um diese Thutmosen, diese Ramessiden etwas genauer bekümmern müssen.

Die letzten Vorgänger des Amosis, mögen sie nun einer rein Thebäischen Linie angehört haben, oder aus einer Hirtendynastie entwachsen sein, hießen Raskenen und Kames.

Amosis selbst ist in neueren Zeiten am berühmtesten geworden durch die wirklich wunderbar schönen Schmucksachen, womit er die Leiche seiner Mutter ausschmücken ließ. Kunst und Geschmack sind gleich be-

wundernswürdig an diesem köstlichen Schatz, der sich im Museum von Boulacq findet. Er machte siegreiche Feldzüge nach Palästina und Nubien, die sein Nachfolger Amenophis I. bis in Syrien und Soudan hinein fortsetzt. Noch kühner dringt der folgende Pharao Thutmes I. vor, südlich bis über die Nilkatarakte hinaus, nördlich gegen die Rotennus in Naharaim, Mesopotamien, und gegen deren Städte Ninive und Babylon. Nach einer bewegten Regierung von 21 Jahren tritt er das Reich an Thutmes II. ab. Der aber war noch ein Kind, und nun taucht plötzlich eine Usurpatorin auf. Hatasou, des zweiten Thutmes Schwester, reißt als Regentin und selbst Alleinherrscherin die Zügel an sich und führt eine wahrhaft glänzende Regierung von 17 Jahren über Egypten. Energisch wie ein Held führt sie einen Krieg gegen das Land Pount, etwa das heutige Yemen in Arabien, und feiert glänzende Siege zu Land und Meer. In Theben (Karnak) finden wir ihre Obelisken, in der Nekropole Thebens ihren Tempel Dair-al-Bahari, ein großartiges Bauwerk. Ein allegorisches Bildwerk in Boulacq stellt sie mit einem Löwenkopf dar. Ihr Heldenname als Landesfürst war Ramenka! Nach einer Alleinherrschaft von 17 Jahren regiert sie noch mit einem andern Bruder, Thutmes III., zusammen und hinterläßt einen großen Namen. Dieser Bruder ist der Schwester vollkommen würdig, ein Feldherr wie kaum ein zweiter.

Tief in Soudan bringt er ein, seine Flotten nehmen Cypern; in achtzehnjähriger Fehde erobert er ganz Westasien, so daß endlich Abyssinien, Soudan, Nubien, Syrien, Mesopotamien, Irak, Kurdistan und Armenien egyptische Domainen sind. Nach einer mächtigen Regierung von 47 Jahren stirbt er. Sein Enkel und Nachfolger Amenophis II. regiert 10 Jahre, dessen Nachfolger Thutmes IV. herrscht 31 Jahre; beide behaupten sich glücklich in den egyptischen Eroberungen. Der nun folgende Amenophis III. ist wieder ein gewaltiger Kriegsheld, „ein mächtiger Stier", der Alles vor sich niederwirft, der Alles beherrscht. Bis in Abyssinien besiegt er seine Feinde. Und dabei ist er eben so weise im Frieden und ein Baumeister egyptischer Herrlichkeiten, wie kaum ein zweiter Pharao das geworden ist. Am ganzen Nil, bis tief in Nubien hinein errichtet er Tempel und Felsenbauten zum Theil von riesigen Dimensionen. Von seinem einst berühmten Amenophium in Theben sind noch die beiden Memnonen übrig.

Und doch bringt er Unheil über Egypten. Seine Frau ist eine Asiatin, eine Frau mit Rosenwangen und weißer Haut. Sie verehrt den Adonai, den Aten als ihren Gott. Diesen Kultus pflanzt sie ihrem Sohn Amenophis IV. ein und nun beginnt dieser eine Fehde gegen Egyptens alte Götter. Er nennt sich Khou-en-Aten, Sonnenglanz, und verfolgt das An-

denken seines Vaters. Er baut selbst Tell-el-Amarna, eine neue Hauptstadt, zur Ehre des Adonai und seiner Mutter. Theben leidet und beginnt zu sinken. Doch ist der Nachfolger des Khou-en-Atan, Horus, ein verständiger Fürst und heilt die Schäden, die Jener dem Lande zugefügt hat. Er ist der letzte Thutmose.

Die neunzehnte Dynastie beginnt mit Ramses I., der die Anbeter des Sutekh in Asien, die Kethas, die Rotennus bekämpft und bis zum Orontes vordringt. Er regiert nur 5 Jahre. Sein Nachfolger Sethi I. ist ein großer Eroberer wie seine Ahnen, und züchtigt die asiatischen Empörer am Euphrat und Tigris und in Yemen. Vor Allem ist er ein gewaltiger Baumeister. Die Säulenhalle in Karnak und der Tempel in Abydos, wirklich die beiden herrlichsten Bauten Egyptens, sind von ihm gebaut. Sein Grab von Bab-el-Molouk ist ein ungeheures Monument. Er regierte elf Jahre.

Und doch ist sein Nachfolger Ramses II. noch viel größer, Egyptens größter Pharao, ein wirkliches Phänomen. An dem Mann ist alles Kraft, Muth, Productivität, aber auch Verwüstung. Er regierte 67 Jahre und hatte 170 Kinder, unter ihnen 59 Söhne. Nach allen Seiten hin führt er Krieg, besonders gegen die „infame Raçe der Kethas" und die anderen Vasallen Egyptens in Asien und Afrika, die sich empören. Aber

er baut auch an allen Enden und Ecken des immensen Reiches, und wirklich ist der Ramsesbauten, der Ramsespylonen, Kolosse, Säulen und Verherrlichungen kein Ende in Asien und Afrika. Die ungeheuren Tempel von Ibsamboul, das Rameseum mit dem ungeheuren Koloß, ein Tempel in Abydos, Bauten in Memphis und Tanis sind von ihm. Unter ihm bauen die Juden Ramses und werden mit Arbeiten gedrückt, unter ihm wird Moses geboren und eine von seinen 111 Töchtern wird die Pflegerin des Osarophis, der in On erzogen wird in der Weisheit Egyptens.

Sein dreizehnter Sohn und sein Nachfolger Menephtha ist ein unwürdiger Pharao und kommt im sechsten Jahr seiner Regierung im Rothen Meer um, wie die Bibel sagt. Doch ist sein Grab in Bab-el-Molouk bei Theben. Einige nun noch folgende unbedeutende Pharaonen beschließen die Reihe dieser ersten Rameessiden.

Die zwanzigste Dynastie, das zweite Haus der Rameessiden, beginnt mit Ramses III. unter den glänzendsten Auspicien. In Medinet-Abou (oder Habou) ist alles, Pylonen, Tempelwände, Pfeiler und Säulen voll seines Ruhmes. Doch läßt eine lange Reihe von nachfolgenden Rameessiden, wenn sie auch noch fortbauen an Tempeln und Hypogäen und sich selbst ungeheure Grabhallen einrichten lassen, Egypten immer

tiefer sinken. Und während in Theben noch die alte Herrlichkeit in Form einer Priesterherrschaft bleibt, verlegt sich doch der eigentliche Schwerpunkt Egyptens nach dem Delta und bleibt auch dort bis zum Untergang des Reiches.

Asiens Einfluß wird mehr und mehr fühlbar in Egypten. Während die letzten Rameſſiden Zeitgenoſſen der großen Semiramis ſind, herrſchen die Taniten als die einundzwanzigſte Dynaſtie zur Zeit der erſten jüdiſchen Könige. Die Thebäerkönige geben ihren Söhnen ſemitiſche Namen und das Königshaus von Tanis ſchickt als eine Courtoiſie dem Salomon eine egyptiſche Prinzeſſin in ſeinen Harem.

Die zweiundzwanzigſte Dynaſtie aber tritt von Bubaſtis aus feindlich gegen Aſien auf. Scheſchonk oder Schik beremt und plündert Jeruſalem; das Andenken an den Feldzug iſt noch in Karnak auf der Wand gemalt. Dagegen machen ſich von Süden her lybiſche Elemente geltend in Egypten. Der Stamm der „Maſchuaſch“ beginnt ſeinen Einfluß und ſeine Stellung faſt nach Art der römiſchen Prätorianer, und ſchon erſcheint Egypten, namentlich das Delta, zerſtückelt in kleine Reiche zur Zeit der dreiundzwanzigſten Dynaſtie, in welcher die Couſchiten bis Minieh hinunterdringen.

Bocchoris, der einzige Fürſt der vierundzwanzigſten Dynaſtie, wirft noch einmal die Couſchiten zu-

rück. Aber Sabacon, König von Soudan, bringt den Nil hinunter, nimmt den unglücklichen Bocchoris nach einer Regierung von sechs Jahren gefangen und verbrennt ihn lebendig, und das Land der Thutmosen und Rameſſiden wird von der „infamen Raçe von Couſch“ bis zum Mittelmeer beherrſcht in einer fünfundzwanzigſten Dynaſtie, einer wirklichen äthiopiſchen Dynaſtie, welche zum Theil mit der Zeit des Königs Hiskiah zuſammenfällt. Als der letzte König dieſer äthiopiſchen Dynaſtie, Tahraka, 26 Jahr regiert hat, vereinigen ſich zwölf egyptiſche Partheigänger gegen ihn und nehmen Jeder für ſich, was ſie nehmen können an Land, unter ihnen auch Pſammetich, der nach verſchiedenen Orakelſprüchen und Schickſalsfügungen Herrſcher von Egypten wird. In Oberegypten hat das Aethiopenreich noch fortgedauert unter Piankhi und deſſen Gattin Ameniritis, von der wir eine wundervolle Statue aus Marmor in Boulacq finden werden. Ihre Tochter iſt Schap-en-Ap; ſie wird Pſammetichs Gattin und bringt ihm auf Erbſchaftswege die Regierung von Oberegypten zu, nachdem er, vielleicht ein Descendent der Maſchouaſch oder doch mit ihnen im Zuſammenhang, im Delta zu Saïs ſich ſeine Hauptſtadt gegründet hat.

Die ſechsundzwanzigſte Dynaſtie der Pſammetiche ſtellt noch einmal Egyptens Glanz wieder her. Pſammetich ſelbſt vollführt mächtige Bauten, die von

seinen Nachfolgern vervollständigt und vermehrt werden. Die Apisgräber im alten Memphis, Tempelbauten in Saïs und prachtvolle Kolonnaden und Monolithen, riesige Kolosse und Kapellen aus einem Stein, theils von Apries, theils von Amasis, den Nachfolgern des Psammetich errichtet, stehen in nichts den mächtigsten Bauten aller älteren Dynastien nach. Doch hat das Land unter heftigen politischen Kämpfen zu leiden. Der Phra Neku oder Necho zieht gen Syrien und schlägt den Josia von Palästina. Er baut einen Kanal vom Nil nach Suez und seine Flotte umschifft vom Rothen Meer aus Afrika und kehrt durch die Straße von Gibraltar nach Egypten zurück nach einer Reise von zwei Jahren.

Bald nach dem rühmlichen Unternehmen des Necho bringt Apries oder Hophra, der Freund des Zedekia, Unglück über das Land und er selbst wird erdrosselt. Die Perser regieren in Egypten, Amasis ist von ihnen abhängig, der Freund des Polycrates von Samos.

Die nun noch folgenden Dynastien sind ein beständiger Kampf zwischen Tod und Leben, zwischen Perserjoch und Unabhängigkeit mit Autonomie Egyptens. Mit der Sebennytischen Dynastie, mit den Nektanebos sterben die letzten altegyptischen Pharaonen aus und die Kunst am Nil scheint zum Untergang

bestimmt zu sein, als die Unterjocher Egyptens, die Perser, von Alexander dem Macedonier völlig besiegt werden. Egypten wird zum macedonischen Weltreich geschlagen, aber Alexander gründet Alexandrien und das Haus der Ptolemäer erhebt Egypten noch einmal zu einem wundervollen Glanze. Die Bauten der Ptolemäer in Egypten! Am Mittelmeer beginnen sie, diese wundervollen, von griechischem Geiste durchwehten Pharaonenmonumente, die auch uns zum Staunen hingerissen, zum Entzücken gebracht haben, am Mittelmeer beginnen sie, — auf Philä oberhalb des ersten Nilkataraktes mit dem dortigen reizenden kleinen Säulentempel endigen sie! Und wie sie denn griechische Kunst mit dem alten Egypterthum verbanden, sind sie, — und das ist ein Werk der Vorsehung, — in ihren griechisch-egyptischen Denksteinen, in dem Stein von Raschid, in jenem entführten Obelisken von Philä und zuletzt noch in dem herrlichen, von Lepsius aufgefundenen „Stein von Sân" (griechischer Text mit altegyptischer Uebersetzung) Anlaß und mächtige Förderung geworden zur Entdeckung des hieroglyphischen Geschichts- und Schreibwesens, welches in Millionen und aber Millionen von Zeichen jetzt verständlich ist und wunderbare Mähren erzählt vom alten Mizraim, von den Ufern des Nil.

Nach den Ptolemäern haben nun noch die römi-

schen Cäsaren lange Zeit fortgebaut in Egypten und möglichst in egyptischem Sinne. Doch haben sie meines Wissens keine ganz selbständigen Bauten aufgeführt, sondern nur einzelne bereits begonnene Bauten älterer Zeiten ausgebaut, decorirt, mit Säulenvorhallen, Pylonen u. s. w. versehen, wenn nicht etwa Antinoë davon eine Ausnahme macht. Fast eben so viel, als die Römer in Egypten bauten, haben sie von Egypten fortgeholt. Allein nach Rom haben sie vierzig Obelisken geschleppt, und den schönen rosenrothen Granit von Syene sieht man noch heute in Rom in so mancher Granitsäule umherstehen.

Unterdeß hatte das Christenthum seinen Weg mit dem heiligen Marcus nach Egypten eingeschlagen. Anfangs hielt es sich demüthig still neben allen anderen Cultusarten und trug nichts bei zur Vernichtung des alten Pharaonenthums. Dann aber ward der christliche Glaube die officielle Staatsreligion und aus dem Verbot des alten Kultus im Jahr 381 n. Chr. entstand eine Vernichtung der alten egyptischen Kunst. An 40,000 Statuen wurden zertrümmert; alles was sich vernichten ließ, ward vernichtet und Egypten ist seitdem ein großes, mächtiges, unbegreifliches Ruinenfeld.

Nun sollte ich noch eine Abhandlung über egyptische Mythologie schreiben. Aber sie würde mich zu

weit führen für meine Zwecke. Ich wollte nur meinen Durchflug durch das große, mächtige, unbegreifliche Ruinenfeld von Egypten bei Gelegenheit der Suezfeste geben! Nehme man darum fürlieb mit den vorliegenden Blättern.

Lübeck, im Juni 1871.

Erstes Kapitel.

Von Marseille nach Alexandrien.

Am neunten October des Jahres 1869 gegen drei Uhr Nachmittags war ein seltsames Drängen und Treiben in der rue de Noailles und Cannebière von Marseille. Hunderte von Menschen drängten sich hin zu dem Büreau der Messageries Impériales, Männer und Frauen durcheinander, um abzureisen, — nicht auf das Land hinaus, nicht nach benachbarten Lustorten, sondern zur See, nach Algier, nach Constantinopel, nach Alexandrien. Kaum schien die andrängende Bewegung bewältigt werden zu können; kaum ließ sich schlichten und sichten das Chaos von Koffern, Kisten und Menschen, bis dann endlich doch alle impetuose Anforderungen der Reisenden von der geduldigen Aufmerksamkeit der Beamten, denen solche drastische Scenen schon recht oft vorgekommen sein mochten, zufrieden gestellt waren. Algier ward zuerst beseitigt; dann wurde Constantinopel expedirt, und nun kamen die Alexandriner, die von Seiner Hoheit

dem Khedive von Egypten zu den Suezfesten eingeladenen Gäste, welche vorher noch eine Nilfahrt bis zur Insel Philä hinauf machen wollten, auch ihrerseits an die Reihe. — Omnibusse und zahlreiche andere Vehikel fuhren vor; denn der wirkliche Einschiffungspunkt lag ziemlich fern vom Expeditionsbüreau; eine Unzahl von Koffern ward in Bewegung gesetzt und dann auch die Reisenden sorglich verpackt. In jeden vollen Wagen rief ein Beamter mit officieller Stentorstimme hinein: Nicht wahr, meine Damen und Herren, Sie wollen Alle nach Alexandrien? Und da Jedermann damit einverstanden war, ward die Thür zugeschlagen, und wir rollten fort.

Im stattlichen Dock der „kaiserlichen Packete" lag, sämmtliche Schiffe mit dem Bugspriet seewärts schauend, eine Menge Dampfschiffe, von denen drei mächtig qualmten und laut schnarchten. Der Größte dieser Dampfer war der Möris, welcher der „Eingeladenen" harrte und sie unter wildem Getümmel der Mitreisenden und Mithelfenden aufnahm. Unsere Kisten und Kasten wurden in drastischer Hast fortgepackt, und uns selbst, — wir waren allein an „Eingeladenen" über hundert Menschen, — unsere Kajüten und Betten angewiesen. Während das Dampfboot nach Algier in See ging und die „Arethusa" nach Constantinopel ihm unmittelbar folgte, wurde noch eine ganze Ladung von Briefsäcken in stürzender Eile

unserm Möris incorporirt, die letzte Verbindungsplanke ans Ufer gezogen, und um fünf Uhr begann unsere Seefahrt nach dem Orient, — mit ihr für mich ein Märchen aus 1001 Nacht, ein langer „Sommernachtstraum" mit aller Anmuth, Feeerie und Flegelei desselben.

Mannigfaltig geschaukelt und umhergeworfen auf dem Meer zwischen neunzig Breitengraden bin ich unter hamburger, schwedischer, dänischer, französischer, österreichischer und englischer Flagge, auf Dampfbooten und Segelschiffen, auf Handelsfahrzeugen und unter Kriegsflaggen gefahren; — aber auf keinem Schiffe, auf keiner Reise ist mir so viel Humor, so viele Paradoxie, so viel Anziehendes, so viel Fremdartiges entgegengetreten, wie auf diesem Möris, wie auf der göttlichen Argonautenfahrt von Marseille nach Alexandrien. Kaum hatten wir die prächtigen Kalkgestade von Marseille verlassen, kaum befanden wir uns auf der vollkommen ruhigen See, so ward, ehe man auch nur einige Augenblicke Zeit gehabt hatte, sich kennen zu lernen und sich im Schiffe zu orientiren, das Zeichen zum Essen gegeben; und in einem prächtigen, langen Salon befanden sich alsbald an drei Tafeln Sitze für ungefähr 150 Menschen, von denen die Meisten sich noch nie gesehen hatten, — Herren und Damen, Orientalen und Occidentalen, — Scandinaven, Deutsche, Holländer, Franzosen, Spa-

nier, Schweizer, — Künstler und Gelehrte, Civil und Militair; — alles nur Mögliche und Unmögliche aus der menschlichen Gesellschaft war unter uns vertreten. Und das Alles sollte nun für sechs bis sieben Tage im engsten Zusammenleben und in gewissenhafter Beobachtung aller socialen Formen mit einander umgehen und nach Alexandrien schiffen, zunächst aber zum ersten Mal zusammen diniren.

Natürlich war bei der heißen Suppe die Stimmung und der Ton etwas kalt, wurde aber schon wärmer beim geeisten Wein. Beim Braten ward es laut und lauter; und als beim Nachtisch der Champagner schäumte, da waren Alle mehr oder minder in der Stimmung, von der es heißt: Seid umschlungen, Millionen! Namen wurden ausgetauscht, Karten hin und her gesandt, Hände über den Tisch gereicht und kräftig geschüttelt, und Freundschaften der herzlichsten Art improvisirt! Alle Nationalitäten hörten auf; ein edles Fraterniſiren vereinte Herzen und Gemüther; von Reserve oder Egoismus nirgends eine Spur! So verlief und endete unser erstes Diner am Bord des Möris, und in gehobenster Stimmung, etwa wie Heines Brockenjünglinge, stiegen die „Eingeladenen“ hinauf auf das geräumige Hinterdeck des Schiffes.

Hier war es dunkel und kühl geworden. Der Nachtwind fing an etwas zu blasen, und einiger Seegang ward bemerkbar. Auffallend rasch ward die ge-

hobene Stimmung der Invités kühl, und sank ziemlich tief, als der Möris zu tanzen anfing. Gähnend und fröstelnd verließ Einer nach dem Andern das Verdeck und suchte zu Bett zu gehen. Da malheur!! Die Kabinen waren entsetzlich eng, und doch in jeder Kabine vier couchettes, vier Betten, jedes zwar lang genug für einen ausgewachsenen Menschen, aber schmal wie ein Mumiensarg und je zwei und zwei so dicht übereinander, daß man in jedes Bett, zumal in die unteren, förmlich hinein kriechen mußte, und nicht einmal darin aufrecht sitzen konnte. Dazu war der gemeinsame Raum vor den Betten so eng, daß man nur mit Mühe ein Plätzchen gefunden hätte, sein Zeug hinzustecken, falls man sich entkleidet hätte zur Ruhe legen wollen. Ja, so entsetzlich war die Kargheit des Raumes, daß man für vier Betten nur zwei Waschbecken hatte anbringen können, daß es an den nothwendigsten Utensilien eines Schlafzimmers aus Mangel an Platz gänzlich fehlte.

Da nun Alles zu Bette ging, so kroch auch ich angekleidet in mein Parterrebett hinein, um indeß unmittelbar meine Voreiligkeit zu bereuen. Denn wenige Zoll über mir lag ein dicker Mann, dessen Lager so knarrte und knackte, daß ich jede Sekunde fürchtete, er möchte mit seinem ganzen Bett herunterbrechen; und da wäre ich wohl unrettbar verloren gewesen. Dazu schienen mir die anderen beiden Einwohner des

submarinen Loches, — denn anders kann ich die Kabinen auf dem Möris nicht nennen —, keineswegs seefest zu sein; sie husteten, stöhnten und räusperten sich vielfach. Und da ich bald von allen Seiten her die heftigsten Ausbrüche von Seekrankheit hörte, so hielt ich es für das Schlaueste, aus meiner Couchette auf allen Vieren heraus zu kriechen, so lange der Fußboden noch rein war, und das Verdeck zu gewinnen, wo ich in einem Lehnstuhl von Holz ganz nett campirte, und unter den tiefen Jammertönen der seekranken „Eingeladenen" einschlief. Als ein Reisender à toute épreuve, der auf brasilianischen Kreuzzügen so manche Nacht im Freien campirte, bin ich denn auch auf dem Möris nicht eine einzige Nacht reell zu Bett gegangen.

Die tragikomische Scenerie des Seejammers, welche vom Frühmorgen des zehnten Octobers beleuchtet ward, verzog sich etwas, als das Meer sich einigermaßen legte, und die Mitreisenden sich an das bewegliche Element gewöhnten. Beim Frühstück erschien doch schon der dritte Theil der Passagiere, und Nachmittags war schon mehr als die Hälfte auf dem Verdeck, so daß man die Gesellschaft nunmehr wirklich kennen lernen konnte.

Entschieden waren viele bedeutende Männer am Bord, ja zum Theil Männer von erster Bedeutung. Unter den französischen Wissenschaftsmännern zum Beispiel befand sich der eben so liebenswürdige wie geniale Quatrefages, — neben ihm Würtz, der Decan

der medicinischen Facultät von Paris, — dann Brocca, und der edle Bildhauer Guillaume, eine herzgewinnende Persönlichkeit. — Wir Deutsche aber waren stolz auf unsern Lepsius, den berühmten Egyptologen, wir waren stolz auf seinen gelehrten Fachgenossen Dr. Dümichen, — auf Erbkam, den gefeierten Architecten von tief poetischer Natur, — und vor Allem stolz auf unsern Drake, denn auch er, der geniale Meister in Marmor hatte sich eingefunden zur Mitreise. Ein wunderbarer Mann, der Bildhauer Drake! So hoch ausgezeichnet und doch so demüthig, — so genial und doch so echt bescheiden! Gewiß, er war der Beste von uns Allen, wie viele wackere Naturen sich auch unter den andern mitreisenden Deutschen finden mochten, deren Namen ich hier nicht weiter nennen will.

Aber doch einen Namen noch muß ich hier nennen, einen Dichternamen, der, wenn ich nicht irre, als ein bedeutender bezeichnet werden muß. Das ist der Scandinavische Dichter Ibsen, eine jener Naturen, mit denen man allein sein muß, um aus der Fülle ihres reichen Geistes schöpfen zu dürfen, weil sie sich im Getümmel des gewöhnlichen Lebens leicht verschließen, um nicht davon verletzt zu werden. Sie sind eben Tassonaturen; und in Ibsen steckte eine solche Tassonatur, die sich zum wirklichen Tasso ver-

halten mag, wie die nordische Halbinsel Europas sich zu Italien verhält.

Der Dichter aber bahnt mir, nach Uebergehung einer nicht unbeträchtlichen Reihe von jüngern und ältern Männern, die auf der Reise nur auf sich selbst stolz waren und immer blieben, ohne irgend einen Grund dazu zu haben, — nach Uebergehung von verschiedenen Zeitungsschreibern und selbst Zeitungsschreiberinnen z. B. vom Gaulois, vom Siècle und einer Menge von Photographen und Halbgenies in Kunst und Wissenschaft, den Uebergang zu den Frauen, die mit uns auf dem Möris reisten, und durch ihre Gegenwart die Fahrt poetisch, den Ton am Bord noch gemessener und schicklicher machten, als er ohne die Gegenwart dieser Damen gewesen sein möchte. — Eine in sich verwandte oder doch innig befreundete Gruppe bildeten vier Provençalinnen von echt südlicher Färbung, zwei verheirathet, zwei unverheirathet, Damen von der besten Erziehung, und ruhiger, stiller Gesittung, die sich auch später unserer Nilexpedition anschlossen und dort ein liebenswürdiges Interesse zeigten für Natur und alte Kunst. Von vollendeter Liebenswürdigkeit und äußerer Anmuth war die junge Frau von Lesseps, die Schwiegertochter des Kanalbauers. Verschiedene Spanierinnen von guter Erziehung, theils verheirathet, theils nicht, waren zu befangen von Etikette und einiger Seekrankheits-

melancholie, um an dem kleinen Völkercongreß, den wir bildeten, lebhaft Theil zu nehmen; auch schienen sie nur spanisch zu verstehen, womit man eben nur den Don Quixote lesen kann.

Ganz anders dagegen einige Damen aus dem Orient, zunächst eine junge Frau aus Cephalonien, ein echtes Griechenkind, die ich seltsamer Weise schon im Hotel in Marseille gesehen hatte, ohne zu wissen, daß sie ebenfalls nach Alexandrien ginge! Die Geschichte hing mit einer Duodezausgabe des Plato zusammen. Wenn ich nämlich Morgens im Hotel von Marseille an meinem offenen Fenster lesend, schreibend, oder meinen Kaffee trinkend saß, so erschien über den inneren Hof hinüber regelmäßig ein kleiner reizender Knabe, oft nur im Hemdchen drappirt am gegenüberliegenden Fenster, welchen ein Kindermädchen umsonst zu bändigen suchte. Immer wollte er von mir beachtet sein, immer sollte ich in irgend welcher Weise par distance Spaß mit ihm machen, was ich auch ganz gern that; denn der kleine Kerl war gar zu reizend. Als ich am letzten Mittag in den Speisesaal kam, saß dort nur eine junge Dame, der eben eine Kinderfrau zwei Kinder brachte, ein ganz kleines, und meinen wilden Jungen, der mich jubelnd erkannte. Nur einen Augenblick sah ich die anmuthige Gruppe von Mutter und Kindern, — und nun saß sie wieder vor mir mitten auf dem Meere am Bord des Möris,

wo die Frau, in Alexandrien verheirathet, sich mit ihren Kindern zum Tagesaufenthalt den freien Vorplatz unten an der Kajütentreppe erwählt hatte, und die Kinder keinen Schaden nehmen konnten, auch Niemandem, der etwa keine Kinder leiden mochte, lästig fielen. Hier tobte dann der kleine Karl Plato, — so hieß der Junge — nach Herzenslust umher, vielfach sich kämpfend mit seiner wirklich reizend kühn und schön aussehenden Mutter, an der Alles Leben, Feuer, Unbefangenheit und Güte war.

Still und sinnig, eine edle kleine nußbraune Madonna, wandelte unter uns auf dem Verdeck eine junge in Constantinopel geborene Armenierin umher, die mit ihrer Mutter, der Gemahlin eines vielgenannten ausgezeichneten egyptischen Ministers, nach vollendeter Erziehung in Europa wieder heimkehrte nach dem Orient, — ein schönes, sicher auf dem Nacken sitzendes Mädchenhaupt mit kühner Nase, muthigen Augenbrauen, und langen Traumwimpern, das ganze, eben erst erschlossene Jungfrauenwesen doch entschlossen, aber ganz unbefangen und natürlich, ein liebliches Gemisch von Sonnenaufgang und Mittagsgluth, Jedem freundlich Rede stehend, der sich ihr vorstellte, aber doch auch ausweichend wie eine sensitive Mimose, die sich leicht zusammenzieht, wenn sie unangenehm berührt wird. Das Mädchen von Stamboul war dabei ein psychologisches Räthsel, was sich nicht leicht

errathen läßt. Wenn sie, gefolgt von einer Kammerfrau, auf dem Verdeck auf- und abwandelte, blieb sie manchmal plötzlich stehen, und blickte über das Meer hinaus; — oder wenn sie mit halbflüsternden Lippen lesend da saß, lächelte sie öfter mit schönem Munde, und sann nach für einige Augenblicke. Wonach sie blickte, warum sie lächelte, das hat sie aber nie Jemandem von uns anvertraut, und Niemand errieth den anmuthigen Rebus der Byzantinerin.

So fuhren wir dahin over the waters of the dark blue sea meistentheils bei dem schönsten Wetter und nur mäßigem Seegang, so daß wir uns außer den Zeiten des Frühstücks und Mittagessens fast immer auf dem weiten geräumigen Verdeck des Schiffes aufhalten konnten, welches von einem Sonnenzelt überspannt, einem einfach drappirten Salon glich. Stehend, umherspazierend, sitzend oder gar liegend, je nachdem das dolce far niente des Augenblicks jeden Einzelnen inspirirte, oder ein Gespräch, Lectüre u. s. w. größere Gruppen vereinte und zusammen in Anspruch nahm, gab und nahm Jeder im Geistesaustausch oder im geselligen Verkehr was er zu geben hatte oder gern erfahren wollte, so daß die Reise wohl für einen Jeden immer anregend, oft belehrend, und nie langweilig ward. Abends wagten sich sogar einige musikalische Anstrengungen an das Dasein. Im großen Saal stand ein Klavier. Einzelne spielende und sin-

gende Herren tauchten nach und nach schüchtern auf; denn viel Musik war nicht los. Aber doch ließ sich die sehr nachsichtige Zuhörerschaft in einzelnen schwachen Stunden zum Applaus hinreißen. Selbst auf dem Verdeck erschallte Abends manchmal ein Lied und sogar ganze Opernarien von Verdi, welche freilich bei der Großartigkeit der Scenerie auf offenem Meer ziemlich ungehört verhallten, und oft unerträglich langweilig wurden für jeden, der sie selbst auswendig wußte, und schon viel besser hatte singen hören. —

Und wirklich großartig war gar oft die Scenerie auf dem Meer! Wie manches Mal habe ich schon die Sonne aufgehen sehen auf offener See, und doch — wie mächtig ergreift mich jedesmal dieser scheinbar so einfache Einblick in unseres lieben Herrgottes mécanique céleste, wenn die ungeheure Wasserkugel Erde, — denn auf offener See sieht man nach allen Seiten hin, daß die Erde eine Kugel, auf dem Meere also eine Wasserkugel ist, — von nichts getragen, von nichts bewegt als nur von den ewigen Gesetzen ihres Schöpfers, sich still und ernst um ihre Achse dreht, und so die Sonne scheinbar aufsteigen macht aus der Fluth, wie viele Millionen Meilen auch Beide von einander getrennt sein mögen. So einfach ist die Erscheinung, so handgreiflich ihr Verlauf, und doch ist die Thatsache so ungeheuer groß! Wie prachtvoll ging sie nicht am 11. Oktober von statten! Ich traf, als

ich lange vor Sonnenaufgang auf das Verdeck kam, nur einen großen, kräftigen Kapuzinermönch bereits oben, der in seinem Gebetbuch las. Als nun die Sonne kam, stand der mächtige Mann grade wie ein Baum auf den bewegten Planken; sein großes, kräftig geschnittenes Gesicht starrte fest hinaus in das Morgenroth; die gefalteten Hände hatten das Gebetbuch bis unter das Kinn erhoben, und die Unterlippe zuckte fast krampfhaft; im Auge glänzte ihm eine Thräne! Der betende Mönch sah aus wie eine Memnonssäule, wie eine Incarnation des Vaterunsers! Er sagte mir, er hätte noch nie die Sonne auf dem Meer aufgehen sehen. — Ein Paar seltsame Gestalten, dieser Kapuziner und sein Begleiter in Mitten all unserer Weltlichkeit. Beide hatten gewaltige Dimensionen; sie erschienen mir wie zwei kirchliche Boxer, die in Gottes Namen zu irgend einem katholischen Faustkampf auf Tod und Leben auszogen. In der Straße von Messina verschwanden sie uns bei Nacht und Nebel.

Gar wundervoll war auch unsere Durchfahrt zwischen Corsica und Sardinien. Nachdem wir am Mittag des 10. Oktobers östlich von uns die nach Constantinopel laufende „Arethusa" erblickt hatten, tauchte Nachmittags im Südosten, schroff und wild Fels sich drängend an Fels und Gebirgszug sich aufbauend über Gebirgszug, die Insel Corsica auf, bald darauf auch Sardinien; und gegen Sonnenuntergang befan-

den wir uns vor der Bonifazstraße und in einer zwar rauhen, aber doch prachtvollen Scenerie. Zu beiden Seiten der Meerenge brandet die See hoch auf. Eine Menge Klippen und Riffe werden mit jedem Wellenschlage vom Meeresschaume bedeckt. Ungastlich starren die höheren Felseneinfassungen hinaus auf das vielfach zerpeitschte Wasserchaos, während die Mitte der Straße selbst eine ziemlich ruhige Wasserlinie zu bilden scheint.

Aber doch hat die Schifffahrt eine noch ruhigere und selbst kürzere Durchfahrt zwischen Corsica und Sardinien hindurch zu gewinnen verstanden, als die große Straße bietet, welche Durchfahrt denn auch vom Möris eingeschlagen ward. — Statt unsern Lauf durch die breite Gasse nach Osten einzuschlagen, ließ unser Commandant den Möris grade auf die Nordspitze von Sardinien los rennen. Durch eine Kette von Inseln nach Nordost geschützt, und westlich von der scharf hervorspringenden Felsenecke der großen Insel selbst gedeckt, nahm das bis dahin bewegte Meer den Charakter einer Lagune, eines Alpensees an vom kühnsten Charakter, um welchen See herum und hinter welchem in weiterer Ferne die Felsjoche Sardiniens bis gegen sieben oder achttausend Fuß herausragen mochten. Einzelne Felsecken und Klippen in diesem salzigen Binnensee sind weiß angestrichen und mit nautischen Zeichen versehen, um den Schiffen den einzuschlagenden Weg genau anzugeben, welchem wir alle

mit gespanntester Aufmerksamkeit folgten, während hoch über unseren Köpfen auf hervorspringender Klippe ein ruhendes Adlerpaar auf uns herniederblickte.

Hier steht oben am Felsrande des Gestades das Wahrzeichen der Straße und der ganzen Gegend, der berühmte „Sardinische Bär". Ein immenser Felsblock, der unten offen ist, bildet ein lang gezogenes Thor; oben an demselben ist auf der Westseite ein Anhang, eine Art Hals mit einem Kopf; — allerdings gleicht das riesige Naturspiel einem verdrießlichen Bären mit hängendem Kopfe, und Niemand darf die Straße passiren, ohne das schmollende Raubthier von Stein bewundert zu haben.

Aber dennoch schaute unser reisendes Publikum mit viel größerem Interesse nach einem ganz anderen Bären aus. In der Reihe der kleinen Inseln links von dem Binnenwasser, auf welchem unsere Fahrt sich hinschlängelte, heißt die erste Maddelona, auf der man ein kleines Städtchen erblickt. Die dann hervortretende Insel ist das so berühmt gewordene Caprera, Garibaldi's Insel, auf welcher wir das Wohnhaus des alten Bären und den davorstehenden Flaggenstock sehr genau liegen sehen konnten. Aber zum Vorschein wollte der Degen von Aspremonte nicht kommen, wie viel wir auch mit bewaffneten und unbewaffneten Augen nach ihm ausschauten, — derselbe Garibaldi, von dem wir schon 30 Jahr früher so viel

in Rio de Janeiro zu sprechen hatten, damals, als er nach einem kurzen Aufenthalt in Rio, in den Gewässern der Banda oriental an der Mündung des Laplataſtromes eine Art Flottille von drei Schiffen, wenn ich nicht irre, kommandirte, und ſchon damals allerlei Aufſehen zu machen ſuchte. Und nun war der Abenteurer von Montevideo der Schiedsmann von Italien geworden; — und das da drüben war der Schmollwinkel des alten Bären.

Beim Gedanken dieſes Helden, wenn Garibaldi ein ſolcher iſt, müſſen wir des Unterganges von Hunderten von Helden gedenken, welche grade dort im Grunde desſelben ſtillen Waſſers ruhen, auf deſſen ſchweigender Tiefe wir fröhlich dahinfuhren. — Als ich im Anfang des Jahres 1855 auf der franzöſiſchen Fregatte Galathée nach langer Abweſenheit von Braſilien nach Europa zurückkehrte, und unſer vom Sturm und Wogendrang hart geworfenes Fahrzeug im März vor dem ſchwarzen Thor von Breſt umherkreuzte, brachte uns der von der Inſel Molène an Bord kommende Lootſe die für alle meine franzöſiſchen Reiſebegleiter und auch für mich erſchütternde Nachricht, daß ganz kürzlich die Fregatte Semillante in der Bonifazſtraße mit Mann und Maus untergegangen wäre in einer ſo jähen Kataſtrophe, daß auch nicht eine Seele davon gekommen war, um genau den Hergang des Unglücks berichten zu können. — Die Se-

millante war eins der schönsten Schiffe der französischen Marine. Sie hatte außer ihrer Besatzung noch fünf hundert Mann Soldaten an Bord genommen, um sie nach der Krimm zu bringen, so daß im Ganzen sich über siebenhundert Mann auf dem Schiff befanden. Man hatte die Fregatte an einem Sonntagmorgen in einem frischen Märzsturm hart unter der Sardinischen Küste auf demselben Wasser gesehen, auf dem wir dahinfuhren. Dann war sie verschwunden, so urplötzlich und so gänzlich verschwunden daß man den eigentlichen Hergang des Unglückes nie erfahren hat. Als ich am 28. März des eben genannten Jahres von Brest aus mit der Post nach l'Orient fuhr, war dort gerade der große Trauergottesdienst um die Gebliebenen, denn das Schiff war in l'Orient zu Hause, und die ganze Stadt war voll von der erschütternden Todtenklage.

Vielfach jener unter uns im Meeresgrunde begrabenen Helden gedenkend, an welche — so leichtsinnig ist nun einmal das Geschlecht des sterblichen Menschen, zumal wenn es eingeladen zu den Suezfesten fröhlich dahinzieht über Meer — ohne mich kein Einziger der Mitreisenden sich erinnert zu haben schien, kamen wir aus der stillen, überall von Inseln und Felsenbollwerken geschützten Durchfahrt, nachdem wir noch in der Entfernung weniger Schritte das Stationshaus des elektrischen Telegraphen auf Sardinien passirt

waren und das uns von dort zugerufene: Bon voyage mit genommen hatten, wieder hinaus in die offene See, auf der es in der Nähe des mächtigen Felsengestades so ruhig war, wie auf einem Flusse. Als wir bei der späten Mittagstafel saßen, standen die großen Fenster unseres Speisesalons weit offen; kaum vernehmlich plätscherten die Wellen unter denselben hin, während die Schatten des Abends friedlich nieder sanken. Sardiniens himmelanstrebende Felsen zogen leise, etwa wie die wandelnde Decoration im Oberon, wenn das Meermädchen den Hyon im Kahn an das Gestade wiegt, an unseren Fenstern vorüber. Hinter den schroffen Gebirgen der Insel ging der Jupiter unter; tiefer senkte sich des Mondes silberne Sichel; und noch weit hinein in die Nacht glänzte das Leuchtfeuer in der Nähe des Cap Coda Cavallo, wo die Bucht von Terra Nova einen gastlichen Hafen bietet, hinter den neuen Argonauten her. So empfing uns das alte, klassische Meer der Tyrrhenen, und wiegte uns leise den ganzen folgenden Tag.

Leider entging uns dagegen im Dunkel der folgenden Nacht die wundervolle Straße von Messina, nachdem ein leicht umflorter Abend uns aus weiter Ferne die Liparischen Inseln und die Nordküste von Sicilien undeutlich gezeigt hatte. Auch konnten wir den seltsamen Strombolivulkan, dessen fast rhytmische Explosionen ich im Jahr 1857 vom Bord der Fre-

gatte Novara aus so genau gesehen hatte, nicht beobachten.

In der That kann man auch die wunderbare Poesie der berühmten Durchfahrt zwischen Italien und Sicilien nur dann recht lebendig empfinden, wenn man von Osten kommend Italien südlich umsegelt und dann den altklassischen Wasserpfad von Messina von Süden nach Norden durchmißt, wie mir das in den eben genannten Jahre zu Theil wurde. Da ragt im wunderbar klaren Maimorgen der Aetna so mächtig hoch heraus aus der blauen Fluth; da schaut das wilde Kalabrien so trotzig hinüber nach dem dunklen Trinakrien; da grüßt Reggio so freundlich nach dem stattlichen Messina; da entwickeln beide Gestade so zauberhafte Reize, daß sie ganz wie zur Zeit des Dulders Odysseus, den Vorüberschiffenden gefangen nehmen zu wollen drohen und ihn wirklich aufhalten mittelst der Nordsüdströmung, die am Leuchtthurm von Messina hereinbricht, und von Strand zu Strand in einen kreisenden Wirbel gezwungen die berühmte ewig bewegte „Scylla" bildet, vielfach durchkreuzt vom Getümmel der Delphine, welche in diesem constanten Wirbel recht ihr Lebenselement finden. — Ja diese Messinastraße ist wunderbar schön an solchem Maimorgen, und es darf mich Niemand schelten, wenn ich, jener Scenerie gedenkend, sie in meinem „Anson" zu copiren suchte mit den wenigen Zeilen:

Wie machte jauchzen mich Messinas Straße,
Wo Scylla und Charybdis Lieder singen,
Und aus des Aetna wilder Riesenmasse
Zum Himmel auf des Orkus Gluthen dringen,
Indessen in der Fluthen feuchter Gasse
Delphinenschaaren fröhlich scherzend springen!
So spielen reizend alle Elemente
Um Dich, Messina, dolce far niente. (Ges. VI.)

Von dem Allen aber haben die „Invités“ auf dem Möris nichts gesehen. Nur eine Menge Strandlichter bekundete die nächste Nähe einer großen Stadt, in welcher sogar einzelne Häuser zu erkennen waren. Auch ward die Gemüthlichkeit am Bord unseres Schiffes gleich südlich von Messina etwas gestört. Denn wenn wir uns auch am folgenden Morgen weiden konnten am Anblick des wilden Calabriens, wenn wir auch das Meer südlich von Italien wunderhübsch belebt fanden von mannigfaltigen Fahrzeugen, — Seglern und Dampfschiffen —, so ward dennoch für die Meisten von uns die Situation etwas zu maritim; ein tüchtiger Seegang machte unsern Möris recht empfindlich schlenkern; alle beweglichen Objecte auf ihm flogen hin und her, und die Seekrankheitstöne wurden wieder pandemisch unter uns, so daß die Nacht vom zwölften auf den dreizehnten October ziemlich für Alle schlaflos und für Viele höchst ungemüthlich hinging. Nur wenige Passagiere ließen sich bei Tische

blicken, und Manche von diesen Wenigen stürzten mitten beim Essen wieder zur Thür hinaus. Etwas ruhiger war die See unter der langen Insel Creta, welche uns, obwohl wir nichts mit Bestimmtheit von ihr sahen, doch einen ganzen Tag gegen den Nordostwind deckte, und uns, was wirklich reizend sich machte, einige hoch begeisterte Zornesausbrüche der Cephalonierin gegen Europa zu Wege brachte, weil es „feil und schamlos Creta in seinem Kampf gegen die Tyrannen verrathen und verlassen hätte." Die schlanke Frau sprühte Feuer und Flammen, als sie so Gericht hielt über Europas thatenloser Ruhe; sie sah aus wie ein lebendes Bild zum berühmten: Δευτε παιδες των Ἑλληνων.

Noch electrisirender als die Griechin wirkte am Abend, als wir Creta längst hinter uns hatten, die Parole auf uns: Morgen früh zehn Uhr Alexandrien! Hatte mancher „Eingeladene" die letzte Nacht nicht geschlafen vor Seekrankheit, so schliefen wohl Alle nicht in der folgenden bei dem Gedanken an den Morgen, an Alexandrien, an Egypten, an den Orient.

Der Morgen kam. Daß uns die Sonne heute in der Richtung von Palästina aufginge, machte mir ihr Erscheinen doppelt feierlich und großartig. Aber großartig ward auch die Scenerie auf der Erde, auf dem Meer. Nach allen Seiten hin konnten wir Segel und selbst mehrere Dampfschiffe erkennen, deren Cours

durchweg von einem Punkt ausging, einem Punkte zustrebte, und uns damit die Nähe eines großen Emporiums verkündete. — Endlich erschien denn auch, nachdem ein Küstensaum im Süden sich undeutlich gezeigt hatte, im Südosten ein Leuchtthurm und bald neben ihm ganz unverkennbar — kein Obelisk, sondern ein mächtiger industrieller Schornstein, hinter beiden aber wirklich das Wahrzeichen von Alexandrien, das obere Ende einer mächtigen Säule, der berühmten Pompejussäule.

Und nun begann, von Secunde zu Secunde neue Erscheinungen bietend, neue Formen entwickelnd, neue Scenerien darstellend, das wunderbare Märchen vom Orient und im Orient, zunächst sein Prolog, der Hafen von Alexandrien. Nie hat sich das Kaleidoscop meines Lebens in so drastischer Hast gedreht, nie mit so vielen bunten Steinchen und Blättchen mir immer neue Gestalten hingeworfen, wie von nun an.

Ein kleines Boot brachte uns einen egyptischen Lootsen an Bord, der unsern Möris ziemlich gerade südlich gegen das kahle Ufer führte, und dann um ein submarines Felsenriff herum östlich steuern ließ. Damit waren wir, gegen Norden geschützt von Klippen und Bänken, auf der Rhede von Alexandrien, und gingen zu Anker.

Goldig von der Sonne bestrahlt und kühl bestrichen vom Nordostwinde bot diese Rhede und der

Hafen von Alexandrien eines jener Gemälde dar, welches der Beschauende, und mag er hundert mal ähnliche Bilder gesehen haben, in seinem Leben wohl nie wieder vergißt. Die weite Fläche des offen daliegenden Wasserbeckens war, hier dichter zusammengruppirt die Fahrzeuge, dort malerisch zerstreut aus einander liegend, mit Hunderten von Schiffen aller nur denkbaren Möglichkeiten besät. Mächtige Dampfschiffe und lustig umherschweifende Felucken, imponirende Fregatten und ungeschlachte Panzercorvetten, riesige Transportschiffe und auf und ab tändelnde Boote belebten wundervoll die grüne gekräuselte Wassersaat und waren wiederum belebt von der bunten Menge ihrer kräftigen Besatzungen, von flappenden Seegeln und den weithin im Winde spielenden Kriegs- und Friedensstandarten, welche zeitweilig wohl verhüllt wurden von der dichten Qualmsäule eines vorüberziehenden Dampfbootes. Alle Nationen, soweit sie das Meer durchfahren, schienen bereits ihre Abgesandten zum großen Völkerconzert, das nächstens am Suezkanal abgespielt werden sollte, geschickt zu haben; kaum Eine ward vermißt; doch flatterten am zahlreichsten englische Flaggen, französische Tricoloren und eine nagelneue Art österreichischer Flagge, welche statt der früheren schönen Einheitlichkeit jetzt leider — late qui splendeat, unus et alter assuitur pannus, — manch buntes Läppchen weit hin schimmernd

aufgeflickt zeigte. Vor allen Flaggen aber war die des Halbmondes mit dem Stern auf rothem Grunde zahlreich vertreten. Wirklich überall flatterte das türkisch-egyptische Banner, nicht nur auf unzähligen kleinen Schiffen, sondern auch auf mächtig großen Fregatten und Dampfschiffen, welche uns daran erinnerten, daß wir uns vor einem bedeutenden Theil der egyptischen Kriegsflotte befänden.

Aus dem bunten Tumult dieses frischen Hafenpanoramas kam ein langes mit türkischen Matrosen reichlich bemanntes Boot zu uns herangerudert und brachte uns verschiedene Polizei- und Zollofficianten, welche uns nach mannigfaltigen ebenso würdevollen wie freundlichen Begrüßungen für landungsfähig erklärten. Nun stürzten nach allen Seiten, wie das Ungeziefer Pharaonis zu Moses Zeiten, Hafenboote mit dunkelbraunen arabischen Gesellen auf uns los; alle wollten verdienen, alle schrieen, drängten sich und disputirten mit einander, bis die Würde eines Beamten mit großem, krummen Säbel, — jeder Zoll ein echter Truffaldin — wieder Ruhe herstellte, und ein Dampfboot herankommen ließ, auf welches erst unsere Sachen, dann wir selbst aufgeladen wurden. Als auch dieses Chaos von Schwierigkeiten und Halbunmöglichkeiten geschlichtet worden war, dampften wir langsam und vorsichtig, denn unser Schiff war nicht wenig überladen, tiefer in den Hafen hinein und dem

Gestade zu, vielfach von allen Schiffen mit bloßen Augen wie mit großen und kleinen Fernröhren betrachtet; denn Jedermann schien die ankommende Menagerie aus Europa sehen zu wollen, die gewiß in ihren bunten und zusammengesetzten Elementen gleich von vorn herein einen urkomischen Eindruck auf Egyptenland gemacht hat, noch ehe sie das Land selbst berührte.

Kaum aber hatten alle unsere Genera und Species die stattlichen Hafenmolen betreten, so wurden wir sogleich wieder je vier Exemplare in eine Droschke gepackt. Und nun jagten mindestens fünf und zwanzig solcher Wagen durch das Hafenquartier von Alexandrien hindurch, so daß alles, was uns in den Weg kam, links und rechts auseinander stob, — Esel, Pferde und Dromedare, Griechen, Türken und Araber, Bretterbuden, Datteln und Moscheen, Mumien und Pharaonen aus einigen Dutzend Dynastien, — denn was fährt dem Ankommenden nicht Alles durch den Kopf, was glaubt er nicht Alles zu sehen, wenn er zum ersten Male durch so ein Alexandrinisches Hafenquartier hindurch jagt! Mir ward förmlich schwindlich vor all den griechischen, arabischen, französischen, italienischen und selbst deutschen Inschriften, vor all den bunten Buden, Thüren, Fenstern, Jacken, Hosen und Mützen und dem Volksgewühl in Dreck und Staub, welches mit einhelligem Ruf und ausgestreckten Hän-

den Backtschisch schrie, — ich schloß krampfhaft die Augen! Aber noch mit geschlossenen Augen sah ich, wie Alle die Hände ausstreckten mit dem unisonen Backtschischschreien! Backtschisch, — das mußte gewiß der egyptische Schutzheilige des fünfzehnten Oktober sein! Allah kebîr, — baktschisch akbar dachte ich, und weiter, weiter ging die wilde Jagd durch Iskanders Hauptstadt,

daß Roß und Reiter schnoben
und Kies und Funken stoben.

Zweites Kapitel.

Alexandrien.

Plötzlich öffnete sich die hohle Gasse, in welcher wir durch das wunderliche arabisch-fränkische Stadtquartier vom Hafen aus gefahren waren, und wir befanden uns am Ende eines sehr langen, prächtigen Platzes, welcher einen vornehmen südeuropäischen Anstrich hatte und wirklich fast ringsum von einer europäischen Welt, von großen Handlungshäusern, Bankinstituten, Consulaten und Hôtels eingenommen ist. In einem der letzteren, dem Hôtel de l'Europe, wurden wir ziemlich Alle untergebracht, einem wenn auch nicht neuen, doch ganz bequemen Gasthof, dessen für uns reservirte Räumlichkeiten ziemlich hinreichten, und dessen französische Küche vortrefflich war. — Wagen, Bäder u. s. w. wurden uns zur Disposition gestellt und wir begannen, wie Gott in Frankreich zu leben.

Nachdem der Tumult der Einquartierung glücklich beseitigt war, — im Hôtel ward französisch, italienisch und

deutsch gesprochen, — ging endlich unsere Reisegesellschaft einmal wieder aus einander, Jeder gewiß herzlich froh, ganz nach Lust und Belieben umherschlendern zu dürfen und seinen eigenen Gedanken nachhängen zu können. Ist man Tage lang in engem Raum — und nun gar einem Schiffsraum — mit hundert Menschen zusammen, ohne daß man auch nur auf Augenblicke ein Fleckchen occupiren kann, von dem man sagen darf: Dieser Winkel ist mein und soll mein Gedankenwinkel sein, — nun, so muß man kein Mensch sein, wenn man sich nicht freut des ungestörten Alleinseins und des sicheren Bewußtseins, wieder einmal zusammenhängend denken zu dürfen, ohne von Jemand gefragt zu werden: Woran denken Sie? Nicht völlig sechs Tage hatte unsere Seereise gedauert, und doch — wie freute ich mich, wieder den festen Boden zu betreten, wieder einmal allein denken zu können, denken zu dürfen. Die beste Gesellschaft wird langweilig, wenn sie über sechs Stunden dauert. Zieht sie sich aber durch sechs Tage hindurch, so kann sie Momente einer halben Verzweiflung bieten; denn man kann keinen Gedankenfaden abspinnen, der Einem nicht alle Augenblicke von einer Frage, einer Störung abgerissen wird.

Also endlich einmal wieder die Wonne des Alleinseins mitten im vielbewegten Alexandrien, der Hochgenuß des Alleindenkens! Und in der Stadt der Ptolemäer

hat man gewaltig viel zu denken, ja desto mehr zu denken, je weniger von der Stadt Alexanders des Großen übrig geblieben ist. — Und wirklich hat nirgends in der Welt die Weltgeschichte ein so furchtbares Weltgericht gehalten, wie in Alexandrien. Denn dieselbe Stadt, die zur Zeit ihrer Blüthe über eine halbe Million Einwohner zählte, die nach Rom die erste Stadt der Welt war, die Stadt des Reichthums, der Schifffahrt und des Handels, die Metropole der Kunst und Wissenschaft, in welcher der Sitz der letzten altegyptischen Priesterweisheit war, in welcher noch einmal griechische Philosophie aufflammte, wo Philo die feine Dialectik des Judenthums geltend machte, — fast ein Aristoteles unter den Hebräern, — wo das Christenthum bald im Gewande des schönsten hellenischen Wissens und von der edelsten Begeisterung getragen, bald in der Form des gröbsten Zelotismus mächtig anwuchs, — das alte, klassische Alexandrien ist spurlos verschwunden, ja man würde kaum noch seine Stätte angeben können, wenn nicht seine eigenthümliche geographische Lage den Platz vollkommen kennzeichnete, wenn nicht noch zwei mächtige monolithische Denksteine, ein Obelisk und eine Rundsäule, jener einsam am Meeresstrand stehend, diese vom höchsten Punkt Alexandriens Land und Meer überblickend, sich aufrecht erhalten hätten, wenn man nicht unter der Oberfläche des so vielfach heimgesuchten

Bodens beim Bauen neuer Kaufmannspaläste und bei manchen Nachgrabungen noch immer auf untergegangene Mauerwerke und auf Fragmente alter alexandrinischer Kunst stieße.

Ein wunderbares Gemisch von Wehmuth und von frohem Staunen bemächtigt sich da wohl des europäischen Reisenden, wenn er des alten untergegangenen Alexandriens gedenkt, wenn er durch das neue, in den sonderbarsten Formen und Gegensätzen sich mächtig entwickelnde, hindurchwandert. Als im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts Egypten unter Mehemed Ali aus seinem Todesschlaf erwachte, hatte „Scanderieh" etwa 6000 Einwohner, dasselbe Alexandrien, welches heute von 200,000 Menschen bewohnt ist. Damals hatte es kümmerliche arabische Wohnungen in einem engen Hafenviertel, jetzt erstrecken sich längs langer, schnurgerader Straßen förmliche Paläste neben einander hin; und die ehemalig fast nur orientalische Physiognomie der Bevölkerung bietet heute den wunderbar belebten Anblick aller europäischen und asiatisch-afrikanischen Bevölkerungen, welche sich zu Fuß, zu Roß, auf ungemein behenden kleinen Eseln und in stattlichen Equipagen neben einander hin bewegen, während das Urthier des Semitismus, der riesige Dromedar, in einer gewissen Erstarrung mit weit vorausgestrecktem Kopfe dahinschreitend, selbst noch das moderne Alexandrien ein für allemal vor dem Verdacht

rettet, es könne doch am Ende noch ganz ungemischte occidentalische Formen und Farben annehmen.

Aber noch eine andere Erscheinung in und um Alexandrien rettet es vor diesem Verdacht. In einer literarischen Spielerei ordnete ich einmal gewisse Menschengruppen mit gewissen Thierformen und Pflanzenarten zu Kulturgruppen zusammen. — Heidnische Götzenanbeter warmer Länder erziehen gern im Schatten fruchtbringender Pisange ihre Schweine und entwöhnen sich so im Genuß warmblütiger Schlachtthiere vom Kanibalismus. Die Anbeter des Buddah pflanzen gern Reis und befreunden sich innig mit ihren klugen Elephanten. Christliche Cultur nährt sich von dem ehrenvollen und gewinnbringenden Anbau nordischer Cerealien und treibt Rindviehzucht. Die Ismaeliten aber sind unzertrennlich von ihren Dromedaren und ihren Dattelpalmen. Was Wunder also, wenn man auch in und um Alexandrien, wo nur immer ein Garten sich aufthut, wo nur immer ein Fleckchen Erde den Anbau nicht ganz zurückweist, die edle Dattelpalme, ein Baum wunderbaren Segens, das reich aus Blättern gebildete Haupt hoch emporheben sieht, bald geschmückt mit der aufgesprungenen üppig blühenden Spatha, bald reich behängt mit den riesigen Traubenbüscheln der reifen Früchte, deren Pracht und Fülle jegliche andere Fruchtbildung weit hinter sich läßt, selbst die üppigen Pisanggebüsche

nicht ausgenommen. — Gesellen wir diesen Palmen noch zwei mächtige Bäume hinzu, die dichtbelaubten Sycomoren, eine Feigenart mit ungetheilten Blättern und saftigen, fast stiellos am Stamm und den dickeren Aesten wachsenden großen Feigen, und die Lebachacazien, deren gefiederte Blätter — ein stattliches Laubdach — lebhaft an die Tamarindenform erinnern, so haben wir damit die hochstämmige Vegetation um Alexandrien bezeichnet. Nennen wir dazu noch Aloë und Cactus, Agaven und Amaryllis, Poinsettien und Poincianen, Jasmin und Orangen und die graugrünen, sich bis an den Wüstenrand hinandrängenden Tamariskengebüsche, so haben wir damit einen flüchtigen Blick geworfen auf einen Garten von Scanderieh, auf die Vegetation um Alexandrien.

Langsam schlendernd und bald scharf hinsehend auf Land und Leute und sie beobachtend, bald träumend und mir eine noch seltsamere Welt zusammenbauend, als die war, in der ich mich wirklich befand, war ich gleich nach unserer Ankunft auf einem Spaziergang nach Osten gelangt und befand mich am Ende der Stadt plötzlich am Meeresufer, an einer nach Nordosten vollkommen offenen Bucht, dem alten Hafen des früheren Alexandrien, welche Bucht jetzt still, öde, verlassen und todt ist; nur die grüngrauen Wogen rollen monoton an das Ufer. Unerwartet stand ich hier vor dem berühmten Obelisken hart am Meeres-

ſtrande und auf einem wüſten Bauplatz ſich befindend, einem wunderſchönen Granitmonolithen von ungefähr 60 Fuß Höhe und ungemein reich bedeckt mit Hieroglyphen. Sein umgefallener oder vielleicht nie aufgerichtet geweſener Begleiter, — beide ſind ja unter dem Namen der „Nadeln der Cleopatra“ weltberühmt geworden, — iſt nicht mehr zu ſehen. Da man die Bauplätze an der einſamen Strandgegend jetzt mehr und mehr ſucht und nöthig hat, ſo hat man bereits den Boden, auf dem der umgefallene Monolith liegt, mit Häuſern überbaut und den ſchönen Stein künſtlich begraben, vielleicht für Jahrhunderte, für ein Jahrtauſend vielleicht, bis er einmal als einziger Denkſtein des alten Alexandriens wieder aufgefunden wird.

Wunderbare Gegenſätze! Dort am Ende der Stadt, wo der Wüſtenſand und die Meereswogen ſich gegen Gärten und Paläſte hinandrängen, iſt ein Waſſerbrunnen mit alten Rinnen aus Kalkſtein zum Tränken der Kameele. Unmittelbar an dieſen Brunnen reiht ſich der Bahnhof einer kleinen Eiſenbahn nach Ramleh an, — alles in nächſter Nähe des Obelisken. Während aus dem nahen Bahnhof die Locomotive herauspfiff, kamen verſchiedene Züge von Dromedaren langſam und gravitätiſch daher; die mächtigen Thiere ſollten noch einmal für die Nacht getränkt werden. Ganz wie das im alten Teſtament beſchrieben wird, füllten die Araber ſich gegenſeitig helfend die Rinnen mit Waſſer und

in langen Zügen tranken die durstigen Thiere, während ein älterer Mann als Brunnenaufseher Ordnung und Ruhe mit einer herrlichen pathetischen Amtsmiene hielt. Auch einige Araberinnen mit Kindern und hohen Krügen kamen, um Wasser zu schöpfen. Der Alte begehrte zu trinken; die Eine der Frauen füllte ihren Krug und lehnte seine Mündung über ihrem Arm dem Alten entgegen, so daß er trinken konnte, — es war Zug für Zug das bekannte Bild der „Rebecca am Brunnen". Ein kleiner Streit brach aus zwischen zwei Frauen, wer zuerst füllen sollte. Mit Ernst trat der Scheich dazwischen, ließ sich von beiden Querulantinnen die Sache vortragen und wandte sich dann mit Ruhe und nachdrücklichem Wort an die Eine, eine prächtig große, starke, dunkelbraune Dirne, welche offenbar Unrecht bekam. Da rollten der Schwergekränkten dicke Thränen aus den Augen, — alle Naturkinder weinen leicht, — tief beschämt setzte sie ihren kleinen nackten Jungen rittlings auf die linke Schulter und bekam ihren Wasserkrug auf die bis zur Schulter erhobene rechte Flachhand gestellt. So ging sie in den Sand hinaus, noch einmal sich mit Bitterkeit nach den Zurückbleibenden umsehend. So ging jene Hagar auch einst hinaus in die Wüste, Abrahams egyptische Magd, und ward die Mutter eines großen Volkes! Wahrlich, an solchem Brunnen erlebt man das ganze

alte Testament, Abraham, Isaac und Jacob und die Midianiter, die den Joseph nach Egypten verkauften!

Was aber liegt begraben unter den ungeheuren Schutthaufen, die an jener selben Seite die Stadt einfassen? Kaum kann man sie Schutthaufen nennen; sie bilden einen förmlichen Höhenzug von Schutt, so hoch und fest, daß oben auf ihm das ansehnliche Fort Cafarelli, dessen Kanonen Stadt und Hafen beherrschen, errichtet worden ist, — was liegt dort unten begraben? Wahrscheinlich der beste Theil des alten Alexandriens, der Stadttheil, in welchem Kunst und Wissenschaft gepflegt wurden und eine ehrenvolle Weltstellung einnahmen! Und das ist Alles nun so gänzlich dahin.

Ich kehrte, voll von den wunderbarsten Eindrücken, zum Hôtel zurück, um dann noch nach unserm Diner (7 Uhr Abends) einen Abendspaziergang auf dem sogenannten „Consulatsplatz" zu machen, an dessen Nordende unser Hôtel lag. Eine reizende Anlage, dieser Platz! Die lange Promenade in der Mitte ist zu beiden Seiten mit Acazien eingefaßt und oben wie unten mit einem Marmorbassin geschmückt, aus dessen Mitte ein kühler Wasserstrahl hoch in die Luft steigt und einen erquickenden Wasserdunst, fast einen feinen Regen, um sich verbreitet. Mittelst schlaffer Kettenbogen ist dieser Spaziergang von den ihn umgebenden Fahrbahnen und Trottoirs abgeschlossen. Eine Menge von Marmorbänken ladet zum Sitzen ein. — An jedem Abend

unserer alexandrinischen Tage ging ich dort auf und ab. Während das Getümmel der Straße langsam und spät verhallte, rauschten die Springbrunnen ihre einschläfernden Melodien. Schweigende orientalische Kostüme wandelten ernst und gemessen auf und ab; der Abendwind flüsterte geheimnißvoll in den Acazien und der Mond goß sein magisches Licht herunter auf den klassischen Boden der Ptolemäer. Das sind allerdings nur wenige Züge, um den Consulatsplatz in Scanderieh zu einem hochpoetischen Spaziergang umzuwandeln. Und dennoch überkamen mich dort unnennbare Empfindungen! Ich verkehrte mit einer Geisterwelt; die Heldenschatten vergangener Jahrhunderte schienen neben mir auf und ab zu wandeln. Cäsar und Pompejus, Antonius und Kleopatra reichten sich versöhnt die Hände und lächelten über alle Thorheiten, zu denen Liebe und Ehrgeiz, die beiden mächtigsten Factoren zu menschlichem Handeln und Irren, sie Alle verführt hatten und welche sie alle vier durch einen gewaltsamen Tod hatten sühnen müssen. — Wenn aber da und dort eine Dattelpalme, eine Lebachacazie, eine Sycomore ihre düsteren Formen in den Nachthimmel hinaushob, da zog mein Sinnen gar leicht in die weite Ferne, zurück zu den Gestaden des Amazonenstromes und den ewigen Palmen des südamerikanischen Festlandes. Und in diesem Reichthum der Erinnerungen und Gedanken erschien ich mir der

Glücklichste der Sterblichen, die vom Khedive nach Egypten eingeladen waren.

Eine freundliche Einladung unseres norddeutschen Generalconsuls, des Herrn L. von Theremin, der mit uns die Reise von Marseille nach Alexandrien gemacht hatte, bestimmte uns sämmtliche Norddeutschbündische, — denn wir hatten damals noch keinen Nationalnamen, — nach seinem Landhause von „Ramleh" hinaus für den folgenden Mittag. Bis dahin mußten die Morgenstunden des sechszehnten Octobers gewissenhaft benutzt werden.

Schon das war eine gewissenhafte Benutzung der Zeit, wenn wir von dem Balkon unseres Hôtels hinabsahen auf den Consulatsplatz und die bewegte Straße mit ihren Verkäufern und Trödlern, mit ihren flüchtigen Eseln und Rossen, ihren Dromedarreihen und ihren Equipagen. Der Morgen in Alexandrien ist die echt morgenländische Zeit für die Stadt. Während der üppige und vornehmthuende Europäismus noch in seinen Betten liegt oder noch nicht courfähig im Anzug für die Straße ist, tummelt sich schon längst die echte „Arabia", wie man wohl das Gewimmel der arbeitenden Klasse nennt, in ihrer reinen Nationalität überall umher und zeigt in tausend kleinen und großen Zügen die volle Eigenthümlichkeit des Islam, die mich freilich immer und immer wieder an unser altes Testament erinnert. Wenn diese wunderlichen Gesellen

da unten, freilich vielfach gemischt mit naher und ferner Verwandtschaft des Chamitismus, nicht vom Sohn der Hagar und des alten Abraham herstammen, so giebt es keine Genealogie mehr.

Hatte mich der vorhergehende Tag zu dem einsamen Obelisken am Meeresstrand, der Nadel der Kleopatra geführt, auf den ich noch einmal, bei Gelegenheit von Heliopolis oder On zurückkomme, so zog es mich heute zunächst nach der „Pompejusſäule". Am südlichen oder südwestlichen Ende der Stadt hebt sich der entsetzlich staubige Weg, an welchem die schon oben bezeichnete Gartenvegetation zu beiden Seiten vollkommen aschgrau aussieht und mit jedem Blatt von afrikanischem Wüstenüberzuge redet, einigermaßen in die Höhe und man gewinnt die hervorragendste Gegend von Alexandrien. Hier steht ganz kahl und einsam die Pompejusſäule.

Großartig ist allerdings die Aussicht am Fuß dieses Monumentes, — zuerst der Anblick der Säule selbst, dann der Blick über das Land rings hinaus.

Die Pompejusſäule ist einer der schönsten Monolithen, die es in der Welt giebt. Auf einem etwa 25 Fuß hohen Unterbau von Sandstein, der nach einer Seite hin offen ist und eine Art kleiner Kammer zeigt, steht die prachtvolle, gegen 74 Fuß hohe, walzenrunde Granitsäule, die fast volle 10 Fuß im Durchmesser hat und nur wenig dünner oben ist, so daß ihr sorg-

fältig ausgearbeitetes korinthisches Capital über 16 Fuß im Durchmesser hat, ohne zu dick für den ganzen Säulenschaft zu erscheinen. Nur an einzelnen Stellen ist die meisterhafte Politur des dunkelrothen Granites bei der Handhabung des Steines verletzt worden und einige Steinmasse abgesprungen. Aufgerichtet ward die schöne Säule von dem egyptischen Präfecten Publius zur Ehre des Kaisers Diocletian, vielleicht als ein Siegesdenkmal des energischen Soldatenfürsten. Woher sie aber ursprünglich stammt, läßt sich nicht angeben, trotz vieler Hypothesen, die antiquarischer Scharfsinn aufgestellt hat. — Später erinnerten mich die Säulen des Pantheon in Rom an die einsame Säule hinter Alexandrien.

Und doch nicht einsam! Einige Trümmer altegyptischer Sculptur liegen umher auf dem kalkigen Sandboden und zeigen Vernichtung und Verödung an. Und da wohl ein jeder Fremde, der Alexandrien besucht, zur Pompejussäule hinaus wallfahrtet, so ist der kahle Hügel das Rendezvous von Bettlern, Krüppeln und Kranken mit Hautausschlägen und Geschwüren, die ihre oft Ekel erregenden Schäden und Gebrechen dort zur Schau tragen und damit ihren Zweck vollkommen erreichen, wie sehr sie auch den Fremden den Besuch der Pompejussäule stören.

Blicken wir fort von diesen Bettlergruppen, die im Orient ganz legitim und selbstverständlich sind,

so streift unser Auge, wenn wir nördlich hinabblicken, zunächst über den muhamedanischen Kirchhof von Alexandrien hin, ein enormes vollkommen vegetationsloses Leichenfeld, falls wir nicht einige Semperviven oder Aloe ausnehmen wollen. Bis zur Stadt hinunter senkt sich dieser Todtenacker, übersät mit Tausenden von weiß übertünchten Grabhügeln, auf deren beiden Enden zwei kleine konische Erhebungen sind, so daß der Leichenplatz eine unaussprechliche Monotonie zur Schau trägt.

Hinter demselben erstreckt sich die Stadt hin, aus der zwischen den Kaufmannspalästen nicht eine einzige schöne monumentale Form herausragt. Ganz im Norden zeigte der Wald von Schiffsmasten seine obersten Spitzen, zeigt das Meer einzelne Streifen am Horizonte. Die Landschaft selbst ringsum ist öde und unerquicklich. Sand drängt sich an Sand. Kaum hie und da zeigt sich außer den schon bezeichneten Baumarten einige Vegetation, einige lohnende Anpflanzung. Der mariotische Sumpf, jenes ganz flache Binnenwasser, das sich bis dicht hinter Alexandrien ausdehnt, bietet ebenfalls nur einsame, von keinem Winde gekräuselte, von keinem Boote durchfurchte Wasserflächen, und bildet einen todten Rahmen zu der leblosen Landschaft. — Und doch ist die Stelle so großartig schön, — hideux mais beaux würde Byron diese Umrisse von Alexandrien genannt haben, in denen sich eine

mächtige Todesmahnung anreiht an die andere, eine Zerstörung der andern ihre wilde Geschichte erzählt, und Jahrtausende spotten über das wahnsinnige Streben der Menschheit, sich durch Monumente zu verewigen.

Und nun nach Ramleh (oder Ramlé), dem gepriesenen, dem Aranjuez der Alexandriner, einer nicht fern vom Seeufer östlich von Alexandrien gelegenen Gegend, in der sich ein Theil der vornehmen Welt von Scanderieh angesiedelt hat, so daß selbst eine kleine Eisenbahn dahin führt, deren Bahnhof ich schon bei Gelegenheit des Kleopatraobelisken erwähnt habe.

Eine Reihe von Wagen brachte uns vom Hôtel glücklich durch den schaurigen alexandrinischen Staub zum Bahnhof, welcher an Naivetät, da die Bahn ja eigentlich nur eine Spielerei ist, seines Gleichen sucht wie denn auch die Wägelchen der Bahn ungemein ländlich sind, und sich zu vollbürtigen europäischen Waggons verhalten, wie etwa ein Velociped zu einem Pariser Phäton. So war denn auch unsere ganze Ausfahrt nach Ramleh ungemein gemüthlich und philosophisch langsam. Wenn unterwegs irgend eine besondere Vegetation, irgend ein Object zum Botanisiren oder sonstigem Einsammeln sich gezeigt hätte, ich würde, vielleicht ohne zu große Anstrengung, und gewiß ohne Lebensgefahr, haben aus dem Waggon springen, das Ding einfangen, und meinen Platz wieder gewinnen können.

Doch kam nichts derartiges Bemerkenswerthes vor, aus einem einfachen Grunde. Ramleh ist nämlich ein arabisches Wort und heißt Sand. — Gleich nach unserer Abfahrt nahm uns der Wüstensand auf, und blieb uns treu bis Ramleh. Zwar ward die Wüste zuweilen unterbrochen und machte einigem Anbau Platz; aber immer, wenn man kaum angefangen hatte, sich an einem grünen Fleck, an einem Kohlgarten, an einem Dattelpalmetum zu freuen, so verscheuchte von neuem der Sand alle Hoffnung auf eine reichlichere Vegetation, und repräsentirte das echte, uralte Afrika, eine libysche Wüste.

Und so macht denn auch Ramleh seinem Namen alle nur mögliche Ehre. Schöneren Sand kann man nirgends sehen, als den um die Holzbude, welche den „Bahnhof" von Ramleh bildet. Ein Trupp gesattelter Eselchen stand bereit „zum Ritt ins alte heilige Land", — es war der erste Ritt, den wir „Eingeladene" gemeinsam machen sollten. Wir schwangen uns auf die nichtswürdig kleinen Bestien, um mit den Füßen im Sande zu schleppen, in welchen die kleinhufigen Thiere tief einsanken. Wer je den Freiherrn von Drais hat auf seiner Draisine umher reiten sehen, — das ist freilich lange her —, kann sich annähernd eine Vorstellung davon machen, wie die norddeutschen Gelehrten und Künstler am Südrand des östlichen Mittelmeeres durch den Sand hindurch balancirten.

Wenn nicht die originellen kleinen Eseljungen mit ihrem ewigen Zuruf: Chumar! oder homar, ha! immer dicht hinter der Gruppe einher gelaufen wären, so wären wir gewiß sämmtlich im Sande stecken geblieben. Nach wenigen Minuten dieses Pseudovelocipedismus hob sich der Boden ein wenig, und von einem reizenden Landhause wehte die Flagge des Norddeutschen Bundes, — wir waren bei unserm Freunde, der uns mit derselben offenen und ritterlichen Liebenswürdigkeit aufnahm, die ich schon vor einunddreißig Jahren jenseits des atlantischen Oceans an ihm kennen und schätzen gelernt hatte.

Wenn man einen lieben Freund, von dem man im fernen Südamerika gar oft freundlich besucht ward, am äußersten Winkel des Mittelmeeres einunddreißig Jahre nach dem Beginn der Freundschaft wieder besucht, so geschieht das gewiß nicht sine deo, und mich durchzog eine andächtige Freude, als ich die Terrasse und das wirklich reizende Wohnhaus unseres Generalkonsuls betrat, und wir Beide die heitere Bemerkung machten, daß wir uns, einige Haarfärbung abgerechnet, die nicht künstlich war, eigentlich gar nicht verändert hatten in der ganzen langen Zeit von mehr als drei Decennien. — Ja, Herz und Gesinnung, Muth und Fröhlichkeit waren dieselben geblieben an der Mündung des Nil wie einst am Südwestrand des atlantischen Oceans. Aber doch — Land und

Meer, Himmel und Erde, wie waren sie doch so ganz anders in Egypten als in Brasilien! Zwar gedieh im Garten des edeln Freundes allerlei Gebüsch, Blumen und Gemüse, aber Allem und Allen sah man die Angst an, sie könnten einmal beim Begießen vergessen werden! Alles ist so künstlich im Sande, so chinesisch sorgfältig, so ängstlich fleißig angelegt, daß man wirklich staunen muß über die zähe Beharrlichkeit und die ingenieuse Methode, wie hier süßes Wasser herbeigeschafft und über die Anpflanzung ausgegossen wird. — Künstliche Begießung! Das ist die Parole des ganzen egyptischen Landbaues, eine Arbeit von Rossette bis Assuan, von der man in Europa gar keinen Begriff hat, und von der doch das ganze vegetabilische Leben in Egypten abhängt, wie wir später etwas weiter untersuchen werden. —

Unwillkührlich schüttelt ein ehemaliger brasilianischer Reisender das Haupt, wenn er die unerbittliche Erbarmungslosigkeit des egyptischen Sandes am Mittelmeer zu sehen bekommt, und nur zu gern gedenkt er der ungeheuren Hyläa im fernen Südwesten. Zumal vom flachen Dache des Hauses in Ramleh „im Sande" kann man diese Erbarmungslosigkeit solcher afrikanischen Wüste überblicken. Zwar ist die Aussicht von dort weit und mächtig; auch streicht ein kühlender Seewind erfrischend vom Nordosten daher. Aber nirgends bildet sich in den leeren Räumen, über

die das Auge hinschweift, eine eigentliche Landschaft; nirgends dehnt sich ein einigermaßen zusammenhängender grüner Teppich aus; nirgends wechselt eine blaue Höhe mit dem erquickenden Baumschatten lieblicher Thäler. Keine Süßwasserader pulsirt durch die Fläche, kein sprudelnder Quell labt Menschen und Thiere und eine durstende Pflanzenwelt. Darum hält sich auch alles organische Leben möglichst fern von der weit sich hinstreckenden Gegend. Keine Heerde zeigt sich; nirgends wiehert ein die Freiheit genießendes Roß; kein Rind hört man brüllen; keine zahlreiche Menschenerscheinungen ziehen geschäftig ihre belebten Pfade. „In ihrer braunen Wittwentracht tritt die Sahara vor Dich hin", und um so ernster diese Wittwentracht, je mehr mir Anblick und Herzlichkeit meines edeln alten Freundes v. Theremin die fernliegende fata morgana Südamerikas herbeizauberte. — Cameta am Tocantins, ein so bescheidenes Waldidyll zwischen Fluß und Palmen — und Ramleh mit so manchem ostentiösen Kiosk, — schneidende Gegensätze zwischen dem Orient und dem Südwesten, zwischen dem ewigen Tode und dem immersprudelnden Lebensquell! —

Daß aber die Scenerie unter dem Dach unseres Generalkonsuls die anmuthigste war, die man nur durchmachen konnte, brauche ich gewiß nicht zu erwähnen. Die Kultur des Occidents hatte dem poetischen Reiz des Orients die Hand geboten. Egyptische An-

tiquitäten fraternisirten mit nordischem Comfort; echt deutsche gastliche Biederkeit hatte sich der französischen Küche bemächtigt, und die mannigfachsten Weine aus der verschiedensten Herren Ländern bewiesen uns, daß des berühmtem Dichters ἄριστον μεν ὑδωρ nur sehr cum grano salis aufzunehmen wäre.

Von Herzen dankbar und auf das Mannigfaltigste angeregt durch diesen unsern ersten egyptischen Ausflug, verließen wir gegen Abend das gastliche Haus von Ramleh, um noch in ziemlich später Stunde der „Deutschen Gesellschaft" in Alexandrien einen Besuch abstatten zu können, die uns ihre Räume freundlich zur Benutzung angeboten hatte. Der Verein dreht sich um gegenseitige Unterhaltung und Belehrung, und hat dazu einen literarischen Apparat und anständige Spielgelegenheit. Wir trafen grade nur wenige Besucher anwesend, mit denen wir einige Augenblicke plauderten und uns über manche Alexandrinische Zustände belehren ließen. Es waren durchweg wohlerzogene und durchgebildete junge Männer, wie das ja auch nicht anders zu erwarten war.

Die Norddeutschen in Alexandrien haben sich sogar längst zu einer evangelischen Kirchengemeinde zusammen gruppirt, für welche unser ausgezeichneter Mitreisender Erbkam, der wie bekannt schon einmal in Egypten gereist ist und sich auch dadurch einen gefeierten Namen erwarb, eine sehr hübsche Kirche er-

baut hat. Mit dem edlen Architecten, demselben, dessen Humboldt schon in seinen Briefen an Bunsen mehrfach in auszeichnender Weise Erwähnung thut, hatte ich Gelegenheit, diese Kirche am Meeresstrand nicht gar weit vom Obelisken der Kleopatra zu besuchen und mich zu freuen an den einfachen edlen Verhältnissen des Gotteshauses. Auch den trefflichen deutschen Prediger in Alexandrien lernten wir kennen und hochschätzen, nicht ohne das aufrichtige Bedauern, daß die drastische, vielgeschäftige Art unseres Reisens von vorn herein grade solche geistliche Bekanntschaft nicht würdig fördern wollte.

Und so kann ich nur mit einem Worte erwähnen, daß wir auch ein von fünf Kaiserswerther Diakonissinen geführtes Hospital besucht haben, welches grade im Begriff stand, nach einem neuen Gebäude überzusiedeln. Das alte Haus war eben so schlecht gelegen wie unzweckmäßig eingerichtet. Ob die ganze Hospitalsanlage das Werk einer dringenden Nothwendigkeit ist und aus den stürmischen Anforderungen von Zeit und Gelegenheit entstanden, oder mehr aus dem in Deutschland lebhaft erwachten Eifer, auch protestantischerseits Werke der Liebe und Aufopferung weit hinauszutragen über Land und Meer, das kann ich nicht entscheiden. —

Alle weiteren Pläne zu einer genauen Untersuchung von Land und Leuten in und um Alexandrien wur-

den uns, die wir am 15. October den Strand von Egypten betreten hatten, schon am Abend desselben 16. October, der uns von Ramleh zurückgeführt hatte, vereitelt. Nach der höchst genau getroffenen Einrichtung der Landesregierung zur Aufnahme, Bewirthung und Weiterbeförderung der „Eingeladenen" wurden wir bereits in Kairo erwartet, und mußten uns noch Abends spät zur Abreise für den folgenden Tag bereit halten, wozu uns die Stunde den nächsten Frühmorgen angegeben werden sollte.

Drittes Kapitel.

Von Alexandrien nach Kairo.

Allgemeiner Aufruhr im Hôtel de l'Europe am Frühmorgen des siebenzehnten Octobers! Die Eingeladenen hatten die Weisung bekommen, sich nach acht Uhr auf dem südwestlich von Alexandrien befindenden Bahnhof zur Fahrt nach Kairo zusammen zu finden. Dem drastisch eingenommenen Morgenkaffee folgte eine durch alle Zimmer, Korridore, Stockwerke und Treppen des Gasthofes hindurch brausende Aufbruchsscene, welche sich auf den Konsulatsplatz hinauswälzte und sich in langer Karawane auf- und davon machte. Rechtzeitig kam unser reisendes Chaos zum Bahnhof, wo sich die Färbung und Stimmung des Exodus noch viel bunter gestaltete, so daß man zuletzt weder sich selbst noch sein Gepäck mehr erkennen konnte. Wir erhielten weder Fahrbillets noch Gepäckscheine, — und doch ging weder Reisender noch Koffer verloren. In Mitten der Bahnhofsverwirrung, in welche sich Christen, Mohamedaner und Juden aus

dem Orient und Occident, Europäer, Asiaten und Afrikaner gewissenhaft theilten, hatten wir die Genugthuung, dem ausgezeichneten und angesehenen Gouverneur von Alexandrien, Colucci Bei, welcher die volle Mühe unseres Empfanges in Alexandrieen und unserer Versorgung daselbst gehabt hatte, und welcher nun in eigener Person nach dem Bahnhof gekommen war, um sich von unserer Zufriedenstellung zu überzeugen, kennen zu lernen und unsern Dank auszusprechen, was wir gewiß Alle von Herzen gethan haben. Nicht ohne einen collegialischen Stolz erwähne ich es hier, daß der ausgezeichnete Mann, dem man eine energische Festigkeit im Handeln bei großer Feinheit der Sitten und ungemeinem Wohlwollen auf den ersten Blick ansieht, ursprünglich Arzneiwissenschaften studirt hat.

Der wunderlichste Eisenbahntrain, den ich je gesehen habe, fuhr mit uns aus der Kalksteinatmosphäre Alexandriens hinaus und brachte uns gar bald in eine Landschaft, deren Zauber gar seltsam, deren Gegensätze gar unbegreiflich waren. Um sie meinen Lesern einigermaßen klar zu machen, muß ich hier eine kleine, geographische Parabase loslassen, wie unwillkommen dieselbe auch erscheinen mag.

Die öden Wandungen des mächtigen Einrisses, welchen in vielfachen Windungen von Süden nach Norden das ostafrikanische Wüstenplateau zur Zeit

älterer Erdrevolutionen erlitten hat, und durch welchen wie durch einen Abzugsgraben von vielen hundert Meilen Länge die im tropischen Afrika sich ansammelnden und mit fruchtbarem Schlamm unter dem Namen des Nil daherfluthenden Binnenwasser in mächtigem Zuge gegen das Mittelmeer abfließen, treten grade unter dem dreißigsten Grade nördlicher Breite, nachdem sie bis dahin in ihrer ganzen Längenausdehnung nirgends mehr als einige Meilen nach Osten oder Westen von einander sich entfernt hatten, plötzlich in einem fast rechten Winkel auseinander, einer Seits in nordöstlicher, anderer Seits in nordwestlicher Richtung bis zum Mittelmeer hin sich abflachend. Diese merkwürdige Trennungsstelle wird östlich vom mächtigen Flötzkalk des Ghebel Mokattam, an dessen Fuß Kairo liegt, westlich von jenem viel berufenen Wüstenplateau von Gizéh bezeichnet, auf welchem als die ältesten Denksteine der bildenden Menschheit die Pyramiden des Cheops und Chafra herausragen.

Bis hierher spülten wohl früher die Fluthen des Mittelmeers als ein großer flacher Binnensee, welcher nördlich gegen das offene Meer ziemlich abgeschlossen war mittelst einer bogenförmig nach Norden gewölbten aus Sand und Kalkstein gebildeten und mehrfach unterbrochenen Dünenbank, deren westlicher Punkt

die Insel Pharos war, während östlich die Landenge von Suez den Abschluß bildete.

Der in ungeheurer Menge vom Nil alljährlich herbeigespülte und sich absetzende Schlamm hat nach und nach diesen Binnensee fast ganz ausgefüllt und die unfruchtbare Salzlache in ein niedriges Ackerland von der höchsten Fruchtbarkeit umgewandelt, so daß nur noch unmittelbar hinter dem Küstenrand einzelne Theile der alten Lagune übrig geblieben sind, die Lagunen von Mariut, Abukir und Edku westlich vom westlichen Nilarm, — die große Lagune von Bourlos zwischen beiden Nilarmen, und endlich die größte Lache von allen, der östlich vom östlichen Nilarm gelegene See von Menfalah, so daß wir im untersten Egypten eine Vertheilung von Strandlachen haben, in denen eine gewisse Symmetrie gar nicht zu verkennen ist.

Damit habe ich auch schon angedeutet, daß der Nil sich in zwei Arme in das Meer ergießt. Gleich nach seinem Austritt aus jener merkwürdigen Stelle zwischen dem Ghebel Mokattam und dem Pyramidenfelde von Gizeh geht diese Theilung vor sich, wenn man nicht etwa sagen will, der Nil schicke einen kräftigen Arm nordwestlich zum Meer, während er selbst seine alte Richtung behalte. Hunderte von kleineren Armen strecken beide Nile nach allen Seiten hin aus; Tausende von sorgsam angelegten Kanälen werden ihnen überall entlockt, und so ein Wassernetz, ein

Wassersegen hervorgebracht, von dem das ganze Blühen und Gedeihen, ja das ganze Leben im Nildelta abhängt. „Egypten ist ein Geschenk des Nil" sagten schon die Alten; und die noch kommenden Geschlechter bis auf diesen Tag sagen es ihnen nach: Ganz Egypten ist ein Geschenk des Nil! Da, wo seine überfluthenden Schlammwasser alljährlich hindringen, da ist Leben und Segen, — wohin nicht, da ist Tod und Wüstenverödung.

Darum hat auch von den ältesten Zeiten her Egyptenland gesucht, möglichst allgemein seine ganze Fläche dem zeitweiligen Steigen des Nil auszusetzen, möglichst viel von dem überall hingeleiteten Wasser, wenn der Fluß wieder fällt, zurückzuhalten, um möglichst weit hin die Felder mit diesen Wasseransammlungen zu tränken, oder sie mittelst einfacher Schöpfapparate aus dem Fluß selbst zu begießen, wie wir das überall sehen werden, wohin wir nur immer auf unserer Reise kommen.

Kaum hat man die Seeküste und den Alexandrinischen Kalkstaub hinter sich gelassen, kaum ist man den breiten Damm, die Landenge, passirt, welche die Lagunen von Mariout und Abukir von einander trennt und auf welcher die Eisenbahn längst des höchst lebhaften Nilkanals von Mahamoudieh, der wichtigen Flußverbindung zwischen Alexandrien und dem westlichen Nilarm hinläuft, so tritt man in das berühmte

Nildelta ein, eine subtropische Marschgegend, deren eigenthümliche Reize, wenn ihnen auch manche landschaftliche Anmuth bei der vollkommenen Flachheit der Gegend abgehen mag, kaum mit Worten geschildert werden können. Wenn der Ausdruck nicht etwas prosaisch klänge, so möchte ich das ganze Delta einen ununterbrochenen Gemüsegarten nennen, in dem Alles, jedes Fleckchen, jeder Winkel der sorgsamste Anbau, das üppigste Gedeihen ist.

Noch hat die Ueberschwemmung des Nil große Flächen inne und bildet weithin sich erstreckende, reglose Süßwasserlachen, aus denen die Stämme der Dattelpalmen, der Acazien und Sycomoren inselartig herausragen, während zahllose weiße kleine Reiher darüber hinstreichen oder darin umherspazieren, und damit die ungemeine Flachheit der weit ausgedehnten Wasserfläche verrathen. Wie eine Art von Fata Morgana spiegelt sich Alles, was auf oder über dem Wasser ist, haarscharf in demselben ab, so daß man die Landschaft oft gar nicht von ihrem Spiegelbilde trennen kann.

Oder der bereits trocken gelegte Boden, eine prächtige schwarze Moorerde, bedeckt sich eben mit dem ersten zarten Grün und bietet dem fleißigen Ackerbau die gesegnete Arbeit. Da ziehen Pferde, Büffel und Dromedare in wunderlicher Vergesellschaftung denselben egyptischen Hakenpflug, wie derselbe schon zu

Josephs Zeiten den Boden aufriß, und noch heutigen Tages unter egyptischen Alterthümern gefunden wird. Da waten halbnackte dunkelbraune Araber umher, und säen Reis und Durrha, oder pflanzen Mais. Da weiden Kinder an festeren Stellen die Heerden der eben genannten Nutzthiere, oft dabei mitten in der Heerde auf einem breitrückigen Büffel sitzend, — einmal erkannten wir einen Knaben, welcher vornübergelehnt auf seinem Büffel eingeschlafen war. Oder das geschäftige Treiben des Morgens bewegt sich eilig oben auf den Fußsteigen der Dämme längs der Kanäle dahin, Männer, Weiber und Kinder oft zu Zweien oder Dreien auf den kleinen ungemein lebhaften Eselchen hin und her reitend, während die langsam schreitenden Dromedare, wenn sie hinter einander mit ihren hochaufgethürmten Lasten pathetisch daher kommen, auf dem Kamm der Dämme wirklich so riesig wie wandelnde Pyramiden aussehen.

An Stellen aber, welche schon länger trocken gelegt sind, wogt bereits üppiges Zuckerrohr, kräftiger Mais und das hoch aufwuchernde Hirsegras, Durrha oft bis 10 oder 12 Fuß hoch. Oder ein niedriges grünendes Gebüsch deckt den ganzen Acker, und auf den ersten Blick erkennt man an den Tausenden von schönen Malvenblüthen die Baumwollenpflanzung, an die sich dann wohl als ein ganz naher Verwandter der Hibiscus esculentus anreiht, banieh der Araber

— portugiesisch Guingombó — und dem ehemaligen Brasilienreisenden an ähnliche Pflanzungen jenseits des atlantischen Oceans erinnert, während als Einfassung mancher Wassergräben reichliches Schilf und purpurblühendes Polygonum, unserm Buchwaizen ähnlich, mehr nordische Erinnerungen erwecken, immer aber eine reizende, wenn auch nur niedrige Vegetation repräsentiren.

Einen köstlichen Gegensatz, wenn man mit einigem Humor durch das Delta fährt, aber einen widerlichen Eindruck, wenn man mit kritisirendem Blick hinschaut, gewähren in Mitten dieser so sorgsam angebauten, so gesegnet grünenden Felder die durch dieselben in Menge umhergestreuten arabischen Dörfer. Oft sehen sie aus wie eine vollkommen urzuständliche planlos angelegte Sammlung von großen Termitenhaufen mit etwas ausgedehnten Eingangslöchern, ganz wie jene Negerwohnungen auf der Insel Sal (Cap Verds), in die ich im December 1837 hineinkroch, um einmal mit eigenen Augen zu sehen, wie thierisch eine Menschenwohnung beschaffen sein kann. Manchmal ist in dem grauen Lehmbau ein Streben zu einer viereckigen Form unverkennbar; und solch ein Haus möchte allenfalls für einen vernachlässigten Schweinestall angesehen werden können. Aber daß das wirklich Menschenwohnungen sein sollen, davon kann man sich nur mit Mühe überzeugen.

Und doch ist ein gewisses adamitisches Dorftreiben um solche Lehmdörfer herum unverkennbar. Unter den hoch gewölbten Dattelpalmen krabbeln krokodilartig kleine nackte Kinder im warmen Schlamm umher; einige gaffende Frauen in schmutzigen meistens dunkelblauen Gewändern ohne allen Schnitt und Schick lassen sich sehen; Hühner in Menge, Enten und Gänse sind überall, vor allen aber unzählige Taubenschaaren, welche in kleinen hohlen Lehmklötzen oben auf den großen hohlen Lehmklötzen der Menschheit ihre Nester haben und im lustigsten Getümmel überall umherschwärmen. Hierin haben die Lehmdörfer in den Kanälen des Delta eine entschiedene Aehnlichkeit mit dem taubenzüchtenden Venedig und dem Marcusplatze; daß diese Aehnlichkeit in der Menge der Tauben aber die einzige ist, die mir beim Anblick dieser Dörfer und beim Gedenken jener Lagunenstadt einfiel, wird mir jeder Leser gewiß glauben. Wenn nun noch Jemand neben diesen Lehmnestern der Tauben im Delta einige Schichten von grauem Waffelkuchen entdecken sollte, unsern ausgepreßten Oelkuchen nicht unähnlich, so bemerke ich hier warnend, daß diese Gebilde nicht etwa Durrhakuchen sind, welche zum Essen dienen, sondern gedörrte Kuchen aus Kameelmist, mit denen man beim Mangel an Brennmaterial jene Kuchen zu backen pflegt, und überhaupt die geringe Küche besorgt.

Doch hat man auch manche hübsche Ortschaften und Städte auf dem Wege durch das Delta. Die erste wirkliche Stadt ist Daman-Hour, eine Eisenbahnstation. Der Ort sieht vom Bahnhof aus gesehen ganz freundlich und lustig aus. Auf einem freien Platz vor der Stadt war eine Art von Viehmarkt, dessen Treiben höchst humoristisch und echt orientalisch war. — Beduinen und Stadtbewohner drängten sich durch einander; aus den Schaaren der Esel und Büffel ragten langhalsige Dromedare hervor, und die mannigfaltigsten Thierstimmen übertönten das schachernde Durcheinanderreden der Menschen. — Am interessantesten sahen und hörten sich indeß die kleinen arabischen Mädchen an, welche längs des Eisenbahnzuges langsam auf- und abgingen mit weitmündigen Wasserflaschen aus porösem Thon (gulleh) und das Edelste, was es in Egypten giebt, — Wasser, „meie oder maie“ ausriefen in weichen fast bittenden Tönen, gerade wie die indianischen Mädchen in Para unter dem Aequator Südamerikas ihr Assai feil boten, — kleine schlanke Kinder von zehn bis zwölf Jahren, heranwachsende „Schlangen vom braunen Nil“, aus deren blauer über den Kopf hängender Vermummung nur das schüchterne Kindergesicht mit Gazellenaugen und langen Wüstenwimpern, und zierliche bloße Arme hervorschauen. Die Nägel der schmalen Hände sind mit Henneh gelb gemalt. Um die Handwurzeln liegen

Armbänder aller Art aus Messing und bunten Perlen, womit sie sogar einen kleinen Handel treiben, wenn die vorbeireisenden Europäer reichlich bezahlen. Und die kleinen halbschüchternen Coquetten wissen schon ganz genau, wie sie solche dumme Reisende zu überlisten haben.

Bei Daman-Hour war zur Zeit der französischen Invasion der erste bedeutende Zusammenstoß zwischen Napoleon und den Türken.

Bald nach Daman-Hour hat man einen überraschenden Anblick. Auf stattlicher Brücke rollt der Eisenbahnzug über den westlichen Nilarm. Aschgrau und vom frischen Winde, wie von eigener Fortbewegung lebhaft gekräuselt und mächtig einherfluthend zieht dieser Nilarm, der Arm von Rosette (Rasched), der Bolbitinische Arm genannt, durch die grüne Ebene, von einer bedeutenden Schifffahrt belebt. An seinem rechten Ufer liegt hier der Haltepunkt Kaffer Siout oder Kaffer Zaiad, etwa der halbe Weg von Alexandrien nach Kairo, wo denn auch beide Züge, der kommende und gehende, sich treffen. Während der Zug von Kairo, welcher am rechten Ufer gewartet hatte, auf die Schienen von Alexandrien übergesetzt wurde, ward uns „Eingeladenen", — denn die orientalische Gastlichkeit und Munificenz des Khedive wollte nun einmal alle europäischen Begriffe übersteigen —, ein im höchsten Grade splendides Frühstück gegeben, zu

welchem man Alles, Köche, Speisen und Getränke und das ganze Speisegeräth von Kairo nach Kaffer Zaiad hatte hinschaffen müssen. — Aber doch machten all die französischen Leckerbissen, die Früchte von Süden und Norden, die Weine von Osten und Westen nicht den Eindruck auf mich, wie all die Erscheinungen um mich her, als ich auf dem offenen Perron und der ganzen Straße umher wanderte. Menschen und Vieh, Boden und Anpflanzungen, Himmel und Erde, Alles um mich, unter mir und über mir gewann einen so seltsamen, so paradoxen Anstrich, daß mir alle morgenländischen Märchen aus meiner Kindheit einfielen. An demselben Nilarm, auf derselben Seite des Nilarmes, kaum ein oder zwei Meilen unterhalb Kaffer Zaiad lag das alte Sais, welches die Göttin Neith achttausend Jahre vor Athen gegründet hatte; — und seitdem waren Sagen und Geschichten und Gesänge an diesem selben Nil auf- und abgewandert; eine endlose Geisterwelt, eine Geisteswelt umgab mich, mich begeisternd, förmlich mich berauschend; und vor mir rauschte wirklich der uralte, ewige Nil im Lande Mizraim!

„Ein Musikante ging spazieren am Nil, oh tempora, oh mores!“ Wirklich, wohl nie ist das unverwüstliche Lied meines edeln Jugendfreundes und Schulgenossen Geibel so praktisch verwerthet worden, wie bei meinem Nilübergang bei Kaffer Zaiad; wirk-

lich zu seltsam erschien mir die ganze Fahrt nach dem Orient und durch das Nildelta.

Weiter, weiter brauste das Dampfroß mit uns! Wir kamen nach Tantah. — Tantah ist eine luftig und lustig gelegene Stadt mit allerlei Handel und Gewerbe, ein Hauptort für egyptische Viehmärkte. Da gerade Viehmärkte im Lande besonders viele Menschen zusammenführen, so soll sich in Tankah so viel luftiges und lustiges Gesindel aufhalten und sich ihm zur Zeit der Jahrmärkte noch so viel hinzugesellen, daß die Stadt im ganzen Orient verrufen ist als ein Ort der maaßlosesten Orgien und liederlichsten Impossibilitäten. Tantah ist ein Knotenpunkt für die nördlichen Eisenbahnen im Delta.

Prächtig macht sich Ben-Ha, Schloß und Stadt nebst Uebergang über den östlichen Nilarm, den Phanitischen Arm, oder den Arm von Damiette. Unbedingt ist dieser Arm viel breiter und mächtiger als der westliche, ja man möchte ihn den eigentlichen Nil nennen. Auch zeigt er sich noch bedeutend belebter an Segeln und Handelsverkehr. Die Eisenbahnbrücke soll ein Meisterstück von Construktion sein. Hier ist wieder ein bedeutender Knotenpunkt der egyptischen Eisenbahnen, indem sich eine Bahn von hier über Zagazig, dem alten Bubaste, nach Ismaila am Timsahsee und von dort nach Suez abzweigt. Damit aber ist Ben-Ha einer der merkwürdigsten Eisenbahnpunkte der

ganzen Welt, der Vermittlungspunkt zwischen England und Ostindien. So kam es denn, daß wir beim Halten in Ben-Ha manche fremdartige Erscheinungen trafen, die vom Rothen Meer kommend nach dem Mittelmeer und selbst nach Kairo wollten; denn die Bahn, die mitten durch die Wüste von Kairo nach Suez in gerader östlicher Richtung führt, wird nicht mehr befahren. Unter einer Gruppe von Engländern wurde uns einer als der berühmte Baker bezeichnet, welcher im Begriff stand, der vom Khedive mit ungeheuren Mitteln versehenen Entdeckungs- und Eroberungscolonne den Nil aufwärts zu folgen und ihr dann als Führer zu dienen, ein Kulturkriegszug, dem man nur das allerbeste Gedeihen wünschen kann und in dessen Gefolge wahrscheinlich großartige Entdeckungen und Eroberungen auftauchen werden.

Im Schlosse von Ben-Ha, in dessen nächster Nähe der Schutt des alten Athribis sich findet, ist ein blutiges Drama gespielt worden. Hier ward Abbas Pascha, der vorletzte Vicekönig von Egypten, von einer frechen Camarilla ermordet und nachher noch, wie man erzählt, einige Tage wie ein Lebendiger im Garten umhergeführt, weil es den Mördern daran lag, seinen Tod noch einige Zeit geheim zu halten.

„Jetzt müssen wir bald die Pyramiden sehen," sagte uns ein Mitreisender aus Alexandrien, als wir kurze Zeit vom letzten Nilübergang fortgefahren waren.

Und wirklich! Gegen 1 Uhr Nachmittags sahen wir die mächtigen Bauten uralter Vorzeit südwestlich am Himmel auftauchen wie weißschimmernde Wüstenmeteore, und schon nach wenigen Minuten pfiff unsere Locomotive in den Bahnhof von Kairo hinein.

Kaum waren wir auf dem Perron ausgestiegen, kaum hatten wir unsere Effecten herausssortirt aus dem Gewirr des Gepäckes, kaum die inneren Räume des Bahnhofes verlassen, als uns das lustige, wenn auch mit Staub arg versetzte Getümmel auf dem weiten, unregelmäßigen Platz vor der Eisenbahnstation eine Stadt ersten Ranges und gewiß eine echt orientalische Stadt ankündigte. Ganze Schaaren von Arabern fielen in toller Arbeitsconcurrenz über uns her; impertinente braune Jungen schoben uns bei jeder Bewegung ihre kleinen flinken Reiteſel vor die Füße; Kutscher und Dragomans ließen sich gar nicht abweisen, mit wie ernster Würde auch die Truffaldine der Polizei, die Kawassen, kenntlich an ihren phantastischen Anzügen und dem mächtigen Schleppsäbel, den Ankommenden zu Hülfe eilten im Tumult des Bakschischschreiens, in welches einige landeskundige Reisende ein vernichtendes: Ruch! hineindonnerten. Endlich rettete ein egyptischer Gentleman in langem schwarzen Ueberrock und der rothen, unvermeidlichen Wollmütze mit blauer Troddel, dem in Egypten unter gebildeten Männern pandemischen Tarbusch, die „Ein-

geladenen" vor aller Zudringlichkeit und spedirte sie, indessen man unsere Effecten auf einen Lastwagen packte, in bereit stehende Wagen. In langer Kette von Vehikeln und in fliegender Hast jagte der ganze Concern auf und davon, durch ein prächtiges, halb Stadt, halb Land vorstellendes Quartier, bald im Schatten düsterer Bäume, bald in brennender Sonnenhitze und endlich längs einer Häuserreihe, welche seltsam orientalische Architektonik mit europäischer Construktion wechseln läßt und eine Menge Hôtels enthält, bis zum letzten etwas hervorspringenden Gebäude, dem „Hôtel oriental", wo Alles für uns in Bereitschaft war, so sehr in Bereitschaft, daß Einzelne, wie z. B. ich selbst, so glücklich waren, ein Zimmer allein zu bekommen trotz allen Menschenconfluxes. Beim Cooperiren aller nur zu wünschenden Kräfte waren wir gar bald installirt und zwar in der angenehmsten Weise von der Welt.

Das Hôtel, zwei Stockwerk hoch, umgab einen mit Fliesen belegten Hof, der immer kühl war und bald zum Rendezvous der Reisenden, zu unserm Börsenplatz eingeweiht war. In seiner Mitte prangte ein Pflanzenbosquet; rechts vom weiten, überbauten Eingang, einer Eingangshalle, war eine Veranda mit Zeitungstischen, Frühstückslocalen ꝛc.; links der Eingang zum großen Speisesaal, — geradeaus die allgemeine Aufgangstreppe, deren Kalksteinstufen — Kalk-

stein allüberall das solide Baumaterial — etwas hoch, à la Pyramidenstufen, waren. Um dieses hübsche, weite Impluvium, in welches es freilich nur sehr selten hineinregnet, liefen in zwei Stockwerken die Zimmer der Gäste herum; alle Fenster hatten grüne Jalousien, alle Räume wurden wohlthuend von frischer Luft durchstrichen; alle Zimmer, alle Korridore waren mit kühlen Strohmatten belegt. Dazu war das Tageslicht in den einfach und reinlich garnirten Zimmern ein mattes Grün, zum Nachsinnen, zum Arbeiten, zum Ruhen ganz gemacht; kein Straßentumult drang hinauf in die angenehmen Behausungen. Nur manchmal erschallte vom Hof herauf irgend eine Parole, irgend ein Ruf nach einem „Eingeladenen". Der steckte dann den Kopf zwischen den Jalousien heraus und begann sein Gespräch, machte seine Mittheilung, etwa wie eine Correspondenz mit den offenen Postkarten. So wurden Tagesneuigkeiten, Mittheilungen, Wünsche, Anliegen Aller an Alle oder jedes Einzelnen an einen Einzelnen auf dem kürzesten Wege verbreitet. Und wenn etwas Gemeinsames vorgenommen werden sollte, so war die Parole: „Um die und die Stunde soll im Hofe zum Aufbruch gerufen werden." So ersparten wir uns ein hochstufiges Treppensteigen oder ein unnützes Durchwandern von Korridoren. Ja, man konnte sogar, wenn man einmal zu unbequemer Stunde gerufen

ward — ausgegangen sein, während man im stillen, kühlen Zimmer nachdenken und arbeiten konnte.

So mitten im Verkehr mit Reisegenossen, so getrennt von ihnen in wohlthuender Ruhe, wie in Kairo, bin ich eigentlich nirgends in der Welt einquartiert gewesen. Es war ein wirklich wonniges Leben damals!

Aber doch überkam mich eine recht ernste Sorge!

Als ich in den Ostertagen des Jahres 1857 auf dem Quai der Piazetta von Venedig umherschlenderte, mich ganz der wunderbaren Stimmung überlassend, in welche die alte Dogenstadt jeden Menschen einwiegen muß, sah ich an der kleinen Brücke, die dort über den canale orfano führt und einen Blick auf die hoch über dem Wasser schwebende „Seufzerbrücke" zwischen dem Dogenpalast und den berüchtigten „Gefängnissen" gewährt, eine Menschengruppe, echtes Venetianervolk, mitten in aller Misere das otium cum dignitate innehaltend, dasitzen und sich etwas erzählen lassen von einem Manne, den man auf den ersten Blick für einen italienischen Seruger halten mußte, welcher eben im Begriff war, eine Makame zu erzählen. Da dachte ich unwillkührlich an Göthe's Bänkelsänger und mußte wirklich halblaut auflachen.

Und nun kam mir mitten in Kairo, wo ich auf Kosten eines orientalischen Fürsten in den Tag hineinleben sollte, urplötzlich wieder Göthe's reizende Epistel in den Sinn:

In ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste Essen und Trinken bekam, und weiches Lager und Pflege! —

Diese Reminiscenz war sehr verzeihlich. Kaum waren wir angekommen, kaum in unsere Zimmer vertheilt, so erhielt Jeder von uns ein gedrucktes Programm, dessen Wiedergabe im Originaltext mir hier gestattet sein möge:

Menu Journalier
que l'Hôtel mettra à la disposition de Monsieur....

Déjeûner du Matin:
Café au lait et beurre.
Thé au lait ou rhum.
Oeufs à la coque ou au plat.
Chocolat et biscuits.
(Selon la demande des voyageurs.)

Déjeûner à midi:
Maccaroni ou pilau ou mets pareil.
Un plat de viande froide.
„ „ „ „ grillée.
Une entrée de viande.
„ „ „ légumes secs ou frais.
Pommes de terre à l'anglaise.
Quatre hors d'œuvre.
Quatre desserts divers.
Fromage.
Café noir et liqueurs assortis.

Diner à 7 heures p. m.

1. Potage varié.
1. Relevé de poisson.
1. „ de viande de boucherie.
1. Entrée chaude.
1. „ froide.
1. Rôti de volaille, soit dinde, soit gibier.
1. Salade verte.
1. Entrée de légumes.
1. Entremêts de patisserie.
1. „ „ crême.
4. Desserts divers assortis.

Fromage.

Café noir et liqueur assortis.

Luncheon à minuit:

Ce repas est habituel et facultatif à la demande des voyageurs.

Vins.

au Déjeûner du Midi:

Vin ordinaire Médoc.
Château Margeaux.
Sauterne.

au Diner à 7 heures p. m.

Vin ordinaire Medoc.
Madère.
Vin du Bourgogne.
Château Lafitte.
Champagne.

— ich bitte, die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth!

sagte ich kopfschüttelnd, als ich das Programm gelesen hatte, wenn die Zeche auch von den Zechinen des Khedive bezahlt wird.

Viertes Kapitel.

Masr.

So waren wir denn wundervoll installirt im Hôtel oriental von Kairo, von Masr — Stadt — wie der eigentliche Name schlechtweg heißt, gerade wie Stamboul auch nicht viel mehr als „Stadt" sagen will. Masr-el-Kahirah heißt die beschirmte Stadt. Und da es von unserer Installation bis zum Siebenuhrdiner noch einige Stunden waren, so ward von Allen nach allen Seiten hin je nach Laune und Zufall eine Excursion gemacht. Dazu standen für uns vor dem Hôtel fortwährend Wagen bereit, elegante, zurückgeschlagene Chaisen, meistens für vier Menschen eingerichtet, und immer von einem originellen Personal bedient. Neben dem arabischen, bunt ausstaffirten Kutscher prangt ein noch viel bunter angezogener „Dragoman", ein Mensch, der außer dem ihm angeborenen Sprachidiom noch irgend einige andere Phrasen — Italienisch, Englisch, Deutsch, Französisch — sagen und verstehen kann, und die Mittelsperson zwi-

schen dem Kutscher und den Fahrenden, oder den letzteren und dem Landespublikum, etwa in den Läden u. s. w. abgiebt; — und endlich läuft mit einem Stocke ein Läufer voraus, meistens ein flinker arabischer Bursche, der schon in die Ferne hinaus durch sein lautes Rufen: Riglên — Füße! — vor dem Herannahen eines Wagens warnt, dessen Kommen allerdings nicht zu hören ist im Schmutz der ungepflasterten Gassen.

Unter solchem Convoi fliegen wir dem Wunder des Orients, Masr, entgegen.

Ja, allerdings ist es ein Wunder des Orientes dieses Masr, ein aus Heterogenitäten und Gegensätzen, aus so vielen Millionen bunten Flicken und großartigen Erscheinungen zusammen geblasenes Wunder, eine so schnell schwingende stroboscopische Scheibe, daß man wirklich anfangs ganz erstarrt davor stehen bleibt, nachher aber gar nicht satt werden kann, den Wirrwar zu analysiren und seine Elemente zu betrachten.

Anfangs, wenn man eben aus dem Hôtel tritt, und den Platz der „Esbekieh" überblickt, an dem das Hôtel liegt, so bleibt einem dieses Massentreiben noch etwas ferner. Die „Esbekieh" ist eigentlich mehr eine Gegend am Nordwestende der Stadt, als ein Platz in der Stadt, — bald ein großer eingefaßter Rasenplatz, bald eine Allee, — dort ein Fahrweg, hier ein Fuß-

steig, — drüben ein Theater, nicht fern davon ein Kunstreitercircus; — jenes großartige Schloß da hinten ist eine banquerotte Hôtelunternehmung im ausgezeichneten Styl, gleich links vom Hôtel oriental steht das neue Palais des mächtigen Ministers Nubar Pascha. Und so geht der fern aus einander liegende Wirrwar der Esbekieh weiter und weiter, und Masr's bunte Welt hat dort Raum genug aus einander zu fluthen. Biegt man aber, nachdem man zwei bis drei Minuten südlich geradeaus gegangen ist, bei der prächtig gebauten egyptischen Post um die Ecke nach Osten in die Muskistraße ein, so betritt man das echte, eigentliche orientalische Kairo, das Masr, das gar nicht zu begreifen ist.

Um es aber doch einigermaßen zu kennzeichnen und anblicken zu lassen, muß ich von vorn herein erklären, daß man den Begriff einer Straße nach europäischer Art in Masr vollkommen aufgeben muß. Keine Rede von Pflaster und Trottoir! Ein schmaler Fußsteig, auf dem sich zwei Wagen nur an besonders günstigen Stellen ausweichen können, führt wie eine hohle Gasse zwischen den seltsamsten Häusern hin. Gänge links und Gänge rechts bilden Nebengassen, in denen kaum einige Personen sich ausweichen können. So entsteht ein Gewirr, ein Netz, ein Labyrinth von Steigen und Sackgäßchen, die entweder Staub aufwirbeln oder vom Begießen in kleine Moräste verwandelt werden, und

durch welche hindurch eine Orientirung außerordentlich schwer ist, so daß man gewiß ziemlich lange in Kairo gelebt haben muß, um nur einigermaßen seine Anlage und Anordnung, die Richtung seiner Lehmwege, die Lage seiner Hauptgebäude begriffen zu haben.

So bekommt der Tumult, die Lebensbewegung in dieser merkwürdigen Stadt einen ganz eigenthümlichen Anstrich. Das Rollen der Wagen, der Hufstritt der Rosse, die Schritte der Menschen werden nirgends gehört. Nur das Feilschen der mit einander vor den offenen Laden Handelnden, nur der Ruf der Feilbietenden, nur das Riglenschreien der Läufer, nur das summende Sprechen des hin- und herwogenden Volkes, — nur das Wiehern der Pferde, der Jammerschrei der Esel, das Brüllen eines Dromedares, — nur das!, das aber auch im vollsten Maße überall, macht ein höchst geisterhaftes und oft selbst infernales Getöse durch die weithin sich ausstreckenden Hohlwege, welche dadurch, daß sie an vielen Stellen und oft in weiter Ausdehnung oben mit Teppichen, Matten und selbst leichten Brettern überdacht sind und in einem gewissen Dämmerlicht liegen, einen seltsam befangenden Eindruck machen.

Zu Fuß und zu Esel, zu Pferd und zu Dromedar oder vornehm zurückgelehnt im offenen Wagen bewegt sich die Menschenwelt durch diese Hohlwege, und spielt die wundervollste Maskerade. Dunkelbraune

Fellahs in blauem Gewande begießen aus rauhhaarigen Ziegenschläuchen den Weg und wandeln ihn um in einen Morast, der dann von knochigen Beduinen mit Büffeln und Ziegen zu einen weichen Brei getreten wird. Phantastisch drappirte Kawassen wiegen sich in ihren mächtigen Sätteln und pantoffelförmigen Steigbügeln. Hoch auf luftigem Dromedarhöcker sitzt mit gekreuzten Beinen ein schwarzbärtiger Araber, und schaut indifferent in das Getümmel herab, durch welches sein Thier mit weit vorgestrecktem Hals wie das Bugspriet eines Schiffes noch indifferenter hindurch schreitet. Unter einem mächtig weiten Sack von schwarzer Seide oder auch unter einem schneeweißen Ueberwurf verborgen, der nur den Augentheil des Gesichtes frei läßt, huscht auf flinkem Esel eine Türkin vorbei, oder es gehen ihrer zwei bis drei solcher Säcke zu Fuß auf stelzenartigen Pantoffeln einher, das Unvortheilhafteste von Frauenanzug, was man nur irgend wo in der Welt sehen kann, zumal wenn ein impertinenter Wind sich unter diese ungeheure Blouse einlogirt, und sie dick aufschwellt zu einer gelungenen Mongolfière. Griechen im Nationalcostüm erscheinen fast wie travestirte Ballettänzerinnen; Armenische Priester kreuzen sich mit Derwischen oder anderen frommen Maskenanzügen, deren gravitätischer Ernst oft zum Todtlachen komisch aussieht, aber doch in dieser Stadt der Turbane und bunten Kopftücher lange nicht

so komisch ist, wie der Cylinder und die kehleinschnürende weiße Kravatte, oder das knapp anliegende Beinkleid eines mageren Reisenden aus London, der mit dem skandalösen Frack den schnödesten Gegensatz bietet zu dem einher galopirenden orientalischen Stutzer, in dessen grünseidene tausendfaltige Montur sich ein Dutzend jener Puddings kleiden könnten. — So durchrennt das alles die Gassen, in deren gedämpftem Licht, einer Art von Nebel, die Welt sich ausnimmt wie das lautlose Treiben von Schattenwesen in einem Aquarium. Die Menschengestalten sehen aus, wie Verwandlungen in den allerverschiedensten Abstufungen, wie die Incarnationen der mannigfaltigsten Seelenwanderungen. — Und als ich einmal in einer solchen Dämmerungsstraße still stand vor Verwunderung und in die fabelhafte Maskerade von Menschen und Thieren hineinstarrte in demselben Augenblick, als ein ungeheurer Dromedar seinen langen Hals über mich hinstreckte, war mir zu Muth, als wäre ich selbst in so ein altes gläubiges Kameel verwandelt, und schickte mich eben an, nach Mekka zu wallfahrten zum Grabe des Propheten.

Ebenso originell wie in der Gasse selbst, ist das Treiben in den Häusern, oder vielmehr in den Läden, denn fast jedes Haus ist unten ein ganz offener Laden, in dessem Hintergrunde dann erst eine Thür in das Wohnhaus führt. Solch ein offener Ladenraum

ist mit allem nur denkbaren orientalischen Kram versehen. Goldladen und Silberbuden wetteifern mit einander; Seidengewebe in allen nur möglichen Mustern und Färbungen werden feil geboten; reizend sind manche Geschäftslocale mit gestickten Frauenpantoffeln, in denen unsere Damen bei Maskeraden mit glänzendem Erfolg als orientalische Feen auftreten könnten; — Webereien, Klempner, Kupferschmiede, Antikenhandlungen, in denen Mumienattribute, Römerschilde, Kreuzfahrerwaffen und Muhammedreliquien feil geboten werden, — alles drängt sich aneinander zum Weltmarkt. Und was das Beste ist, man sieht in all diesen Magazinen neben dem Verkauf zu gleicher Zeit die Production des Fabrikates. Es wird gewebt, genäht, gehämmert, geschmiedet, von allen nur möglichen Menschenkategorien und Altersperioden, und Masr erscheint dem vorübergehenden Europäer als eine der fleißigsten Städte in der Welt, ein echt semitisches Kanton. —

Wenn aber solch Arbeiten manchmal prosaisch erscheint, so gewinnt es doch einen poetischen Anstrich durch den Rahmen, in welchem es vor sich geht. Reizend, oft wirklich märchenhaft sind manchmal die Einfassungen der Läden, die Einfassungsbogen zu den Buden und Häusern. Bunt ausgehauene Kalksteine oder Sandsteine erheben sich in vielfach verschlungenen Arabesken und schließen in einer graziösen Wölbung.

Die künstlichsten Guirlanden und Verschlingungen winden sich um einander über den Thüren und unter den bedeckten und mit reizendem Schnitzwerk versehenen Balkons oder Fensterluken; denn an Glasfenster scheint man in Masr noch nicht allgemein zu denken. Und wie lumpig und zerfallen auch oft, ja meistens, das obere Ende eines gewöhnlichen Hauses in Kairo beschaffen sein mag, immer ist in der Lumpigkeit, in der Zerfallenheit ein Arabeskenreiz unverkennbar. Wirklich ein lumpiges, reizendes, holzgeschnitztes buntangepinseltes Venedig auf orientalischem Boden möchte ich dieses Masr nennen, dessen Lagunen im Laufe der Zeit verschlammten und versandeten, und dessen Gondeln sich allmälich „im Kampfe um das Dasein" in Dromedare verwandelt haben. Glaubt man doch in jedem Emir, ja in jedem Kawassen den Mohren von Venedig wieder zu erkennen!

Zur Citadelle hinauf ging unser erster Weg. Vom Nordwesten, wo unser Hôtel lag, bis zum Südosten, wo die Citadelle sich befindet, durchschneidet der Weg die ganze Stadt; und so hatten wir gleich am ersten Tage Gelegenheit, das wunderbare Masr mit seinem Volkstreiben, — es mag immerhin eine halbe Million Menschen sich darin umher bewegen, — seinen Häuserwirren, seinen herrlichen Moscheen rasch an uns vorüberfluthen zu sehen; denn wie eine mächtig wogende Fluth erscheint einem das Ganze. Und nun

hob sich der Weg; immer höher gegen die Burg hinan keuchten die Rosse, immer heller und blendender strahlte die Sonne, — und schon fuhren wir ein durch das Festungsthor, und hielten mitten in dem starken Bau, aus dem das Wahrzeichen von Masr und sein höchster Punkt, die Moschee des Mehemed-Ali, des Regenerators von Egypten, einer Art von Peter dem Großen am Nil, hoch herausragt, und uns den ersten phantastisch schönen Eindruck eines orientalischen Gotteshauses brachte, so daß wir von ihr zuerst reden wollen.

Kühn erhebt sich auf einem mächtigen Unterbau das viereckige, prachtvoll aus Marmor aufgeführte Mausoleum, welches durch die beiden — eigentlich deren drei — Reihen Fenster über einander ein freundliches Ansehen gewinnt, ohne daß dadurch seiner Kirchenbestimmung irgend welcher Abbruch geschähe. In wundervoller Weichheit schwellen oben aus dem Dach ringsum Halbkuppeln empor, welche sich leicht an einander anlehnend in ihrer Mitte endlich die kühne Schlußkuppel tragen. Eine Reihe kleiner Thürme ragt an den Ecken und den Verbindungspunkten der Halbkuppeln heraus; aber mächtig hoch erheben sich die beiden wirklich wie Nadelspitzen schlanken Minarets, jeder an zwei Stellen mit einer umlaufenden Gallerie versehen, über dem edeln Bau empor.

Betritt man, — was der gläubige Muselmann

nur nach Ablegung seiner Fußbekleidung thut, und wir nur nach Ueberziehung wollener Socken über unsere Stiefel thun durften, — den Eingangshof, so macht der gleich einen ungemein feierlichen Eindruck. Alles in demselben, Einfassung, Säulen, Fliesen des Fußbodens, ist von gelblich grauem Alabaster, so sorglich Alles in einander gefügt, so rein, so unverletzt, daß man in den Hallen des prachtvollsten, eben erst vollendeten Kunstmuseums zu sein glaubt. In der Mitte ist ein Marmorbrunnen, an dem die Gläubigen ihre Waschungen vornehmen, um erst dann das Gotteshaus zu betreten. —

Es war die erste Moschee, die ich je betrat. Sie machte mir einen tiefen, ernsten, großen Eindruck, — ja unwillkührlich dachte ich an jenen Ausruf Jacobs: „Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anderes denn Gottes Haus!“ — Das mag in einer mohamedanischen Moschee für einen evangelischen Christen allerdings ein erschreckend fremdartiger Gedanke sein, aber doch ist meine Reminiscenz eine fast nothwendige. Nicht die Marmorpracht, nicht die wunderbaren Farben, nicht die kühne Wölbung der Kuppel, nicht der schöne einheitliche Raum (ungefähr 128 F. lang und breit), nicht alles das, was man staunend sah, riefen mir jene Worte ins Gedächtniß, wohl aber alles das, was man nicht sah! Man sah Gott nicht; man sah kein Bild dessen, der da angebetet werden will

und angebetet werden soll; man sah ihn nicht, den Gott des ersten Gebotes und des jüngsten Gerichtes; aber Alles, Alles erinnerte an ihn, Alles predigte in lautloser Stille ihn. Arabische Schriftzeichen überall zeugten von der Nähe Gottes, und redeten, selbst unverstanden von den Europäern, jenen Spruch: „Hier ist nichts anderes denn Gottes Haus!“ Und so sah denn auch das Beten einiger weniger Muslim aus, welche still am Boden knieten und beteten. Die Stätte war ihnen heilig; sie war nichts anderes denn Gottes Haus!

Ich nannte vorhin die Moschee ein Mausoleum. — Mit Recht! In der Ecke des Tempels gleich rechts vom Eingang ist die merkwürdig reich geschmückte Grabstätte von Mehemed Ali, dem schon oben bezeichneten Regenerator von Egypten. Von ihm hat die Moschee auch ihren Namen erhalten und wird hoffentlich für alle Zeiten eine klassische Stelle bleiben, deren Heiligkeit auch nicht von den Sperlingsschaaren, die überall in dem Gewölbe umherschwirren und zanken, entweiht wird.

Wenn man den wirklich märchenhaften Marmorbau im Innern genug betrachtet hat, thut man wohl, draußen seinen südwestlichen Vorsprung aufzusuchen. Der Hof an dieser Südseite, der ringsum geschlossen ist, hat eine traurige Berühmtheit erhalten. Als die Schaaren der übermüthigen Mameluken gar nicht

mehr zu bändigen waren, wie einst zur Zeit der römischen Soldatenherrschaft jene Prätorianer, oder zu Peters I. von Rußland die Strelitzen, und Mehemed Ali sich in Gefahr sah, mit seinen großen Plänen von ihnen untergraben zu werden, ließ der Fürst ihre Führer, 470 an der Zahl, in den Hof der Moschee locken und von einer Schaar Albanesen zusammenschießen. Nur einer entging dem Blutbade, Emin Bei, welcher entschlossen, ein anderer Harras der kühne Springer, mit seinem Rosse von oben in die Tiefe, gegen 200 Fuß tief, hinabsetzte und wunderbarer Weise neben seinem zerschmetterten Pferde erhalten blieb. Mißt man die Tiefe mit dem Auge, so scheint die Thatsache unmöglich. Doch wird sie von Allen erzählt und ist noch in vieler Zeitgenossen Gedächtniß; sie geschah im Jahr 1811.

Wendet man den Blick ab von dem traurigen Hofplatz und richtet ihn nach Westen, so hat das Auge eine Fernsicht, wie sie in der Welt nur einmal, nur oben von der Citadelle von Kairo hinab, vorkommt. Man schwebt, so zu sagen, über der Stadt, 2—300 Fuß über derselben. Aus dem graurothen Häusermeer, welches in Form eines länglichen Viereckes sich am Fuß der hohen Citadelle und des Mokattamkalkgebirges hinlagert, ragen an 300 bunte Kuppeln von Moscheen heraus; gegen tausend nadelspitzige Minarets schwingen sich wie Pfeile hinauf

in die reine Luft, umkreist von einer Menge rother Adler. Ein Städtewunder liegt es da, dieses Masr, von allen orientalischen Städten die orientalischste, nach Constantinopel auch die größte. Ringsum dehnt sich, während freilich im Osten die unerbittlich todte Wüste mit dem Kalkgebirge und dem Sande gräulich dräut, das gesegnete Nilland aus, und verliert sich nach Norden, in das weit auseinander tretende Delta übergehend, in das Unendliche, wie eine grüne oceanische Fläche, das üppige Land noch triefend und zum Theil noch bedeckt von der befruchtenden Nilfluth, aus welcher die reizenden Palmeta der Datteln, Acazienalleen und Sycomorenbosquets dunkel hervorragen. Und endlich als Westeinfassung des herrlichen Panoramas das Wüstenplateau und die ungeheuren Pyramiden von Gizeh, ja die ganze nach Süden hin sich streckende Pyramidenkette des alten Memphis, so hell bestrahlt von der Sonne, so klar weiß schimmernd, daß man die einzelnen Stufen der uralten Bauten durch den diaphanen Aether erkennen kann.

Hoch und erhaben, ja unaussprechlich großartig ist der Anblick. Aber doch noch Größeres denkt der sinnende Geist bei solchem Anblick. Denn seit sechstausend Jahren hat hier die Weltgeschichte nicht aufgehört, ihre großen Dramen aufzuführen und jede menschliche Größe in den Staub zu legen und zu vernichten. — Wahrlich, nur eine Stunde, eine Mi-

nute nur oben auf dieser Citadelle, nur ein Blick über dieses Nilland bis zu den Pyramiden, und man hat eine Welt gesehen, die ganze Weltgeschichte durchlebt. Dort drüben auf dem Pyramidenfelde von Gizeh, dort im Südwesten bei Sackarah baute die Menschheit ihre ältesten Denkmale. Nach jener selben Gegend zog Abraham mit seiner schönen Gemahlin; — in derselben Landschaft schaltete Joseph und machte seinen Stamm zu einem großen Volke. Und dort in der Ferne, wo die Dattelpalmen sich am Nil hinziehen, ward der Erretter des Volkes, Moses, aus dem Wasser gezogen. Da unten aber sehen wir den schlechten Phra Menephta, des großen Ramses unwürdigen Sohn dem davonziehenden Judenvolke nacheilen, um nicht wieder zu kehren. Auf und ab fluctuirt vor unsern Augen das Staatsschiff Egypten im Kampf mit den Völkern von Naharaim, den beiden Flüssen Euphrat und Tigris, bald siegend im wilden Kampf, bald besiegt und unterjocht von Asien, bis der große Alexander, Egyptens größter Phra oder Pharao, im Lande eine neue Dynastie gründet, und das Reich der Ptolemäer wie ein prächtiges Meteor heraufführt am Himmel der Weltgeschichte. Wie oft mag die schöne Cleopatra nicht auf dem blinkenden Nil dort unten gefahren sein, wie manche römische Triumphatoren nicht mit ihren Legionen jene Ebenen durchwandert haben bis zum fernen Syene hinauf! —

Und hinter ihnen her wandert bald darauf das Christenthum an den Pyramiden vorbei und zerstört die alten Götter Egyptens, ohne die ewigen Bauten einer großen Vergangenheit ganz vernichten zu können. Mit Feuer und Schwert bricht dann Mohameds Lehre von Osten herein; jener alte Bau da unten links, an dessen Minaret sich die Abendsonne abspiegelt, — wir werden ihn bald selbst aufsuchen, — ist die erste Moschee, die jener Glaube aus Medina sich je errichtet hat. Und nun tummeln sich die Ritter des Westens unter christlichem Banner von Jerusalem bis Kairo, Saladins Aufenthalt, — vergebens! Der Halbmond bleibt Sieger und Egypten geht völlig unter in türkischer Knechtschaft und Unwissenheit. — Da marschiren die Franzosen in das Land, und wecken es mit Kanonendonner auf. In Kairo selbst, an der Esbekieh wohnt Buonaparte, und präsidirt mit dem Degen in der Hand derselben Gesellschaft, die der Zeit der alten Pharaonen wieder Bedeutung und Leben geben will und Leben gegeben hat. Das einmal zum Leben aufgeweckte Land erobert sich unter Mehemed Ali auch eine politische Stellung. Und im Jahr 1869 ladet ein mohamedanischer Fürst in wunderbarer Gastlichkeit das christliche Europa nach Egypten, nach Kairo ein, um ein noch nie dagewesenes Friedensfest zu feiern, — das Alles sieht das forschende Auge, der denkende Blick vor sich, wenn

wir von der Citadelle des wunderbaren Masr hinabschauen in die Ebene, den Schauplatz jener Geschichten.

Und das Alles brachte uns die erste Stunde, die erste Ausfahrt, die wir in Kairo machten! Da war es natürlich nicht leicht, sich bei untersinkender Sonne von dem großartigen Belvedère zu trennen. Und doch mußten wir gehen.

Bevor wir die Wagen bestiegen, mußten wir noch einen Blick werfen auf den berühmten „Josephsbrunnen", einen mächtig weiten aus zwei Absätzen bestehenden Brunnen von fast 300 Fuß Tiefe; noch ein Rest der großartigen Bauten, welche einst der ritterliche Saladin (Jussuf ben Ayub) hier anlegen ließ auf seiner Akropolis und uneinnehmbaren Festung. — Einige Frauen, Kinder und Dromedare labten sich an dem Wasser, welches den ganzen Tag mittelst eines etwas urzuständlichen Triebwerkes, — auf dem ersten Absatz wird es von einem Pferd, auf dem zweiten von einem Dromedar in Bewegung gesetzt —, nach oben gefördert wird.

Der wunderbarste Traum, das blühendste Märchen, die üppigste Dichtung können mir nie das bringen, was mir an jenem Nachmittag die Wirklichkeit gebracht hat. Und als wir uns nun im Hôtel zu unserm ersten gemeinsamen Diner um 7 Uhr vereinten, und wir somit zum ersten Mal Gelegenheit hat-

ten, dem Khedive in seiner Hauptstadt unsere Libation darzubringen, wofür uns ein anwesender egyptischer Würdenträger in den freundlichsten Worten dankte im Namen seines fürstlichen Herrn, da war gewiß Niemand unter uns, der mit dem Glase Champagner nicht auch ein von Dankbarkeit volles Herz dem gastlichen Fürsten entgegen gebracht hätte. — Nirgends war ein Salamander, ein Salam-andri, ein „Heil dem Manne“ so gerechtfertigt und selbst sprachlich so richtig sich interpretirend, wie bei einer Libation zur Ehre des Landesfürsten, welcher in arabischer Zunge und Denkweise die blühende Griechenzeit der alexandrischen Ptolemäer wieder ins Leben zu rufen sich bemüht. —

Aber so ein Tag, solch ein Tag, der am Mittelmeer beginnt, sich durch das ganze Delta Egyptens hindurchzieht, und die Sonne hinter den Pyramiden untergehen läßt, hat keine Nacht. Noch ehe der Muezzin vom Minaret herab die Gläubigen zur ersten Morgenandacht rief, war ich längst wach, längst aufgestanden, und lauschte in das Frühroth hinaus, welches der Sonne von Leipzig nie so glühend vorauf-ging, wie am 18. October über Kairo. Und nun sollte schon wieder etwas Neues, etwas Bewegendes, etwas Bewundernswürdiges und Staunenswerthes folgen!

Wenn ich an diesem 18. October ganz selbstän-

dig mit mir hätte schalten wollen, so wäre ich am liebsten wieder durch das Labyrinth Kairos hindurch nach der Citadelle gegangen, und hätte von dort hinabgeschaut am frühen Morgen, und am hohen Mittag, und bei sinkender Sonne, wie der Sänger der reizenden Nurmahal in der Lallarook das beim Thal von Cashmeer ja auch thut. Aber bei solchen Korporationsreisen ist man sich einander gegenseitig schuldig. Auch hatte unser „Itineraire“ so vieles Sehenswerthe vorgeschlagen, daß wir uns doch nach Weiterem umsehen mußten.

Und da brach denn gleich nach unserm Dejeuner eine Fraction von uns nach dem einst so berühmten Heliopolis auf, dem priesterreichen On des alten Testamentes, aus dem sich schon Joseph seine Frau, Moses seine Priesterweisheit, und später geistvolle Griechen altegyptische Kenntnisse geholt hatten. Zweitausend Jahre nach diesen Letzteren kamen nun auch diverse Eingeladene des Khedive hinaus, um wenigstens noch die Ruinen der alten Herrlichkeit zu beschauen.

Der Weg nach Heliopolis führt nordwestlich aus der Stadt hinaus und dann nordöstlich längs der Wüste. Zuerst trifft man einige prachtvolle Landhäuser und gar viele wunderhübsche Anpflanzungen, denen freilich immer von Osten her die schaurige unerbittliche Wüste droht. Dann aber wird die Ge-

gend doch einsamer und scheint manchmal in eine vollkommene Einöde übergehen zu wollen. Links am Wege steht ein altes maurisches Mausoleum mit einem Kuppelgewölbe, welchem man einige Jahrhunderte ansieht, wie wenig das auch in Egypten sagen will, wo man nur nach Jahrtausenden zählt. Unter dem Mausoleum ruht der berühmte und einst so gefürchtete Malek-Adel, der so ritterlich in den Kreuzzügen focht, und einmal sogar die schöne Mathilde von Sicilien, die Schwester des Richard Löwenherz, heirathen sollte; denn die Romantik jener Zeiten machte Alles möglich, wie das Lessing in seinem „Nathan" vollkommen treffend dargestellt hat.

Gleich hinter diesem Ehrendenkmal liegt rechts am Wege, eigentlich schon in der Wüste, die sogenannte Abassieh oder Abassîde, ein weiter Palast des ehemaligen Vicekönigs Abbas Pascha, welches Institut wir weiter unten noch ganz besonders besuchen werden. Drüber hinaus folgen dann wirklich reizende, gesegnete Flächen und Felder, Pflanzungen von Baumwolle und Zuckerrohr, von Cactus und Feigen u. s. w. meistens überragt von Acazien und Sycomoren und dadurch landschaftlich hübsch schattirt. An vielen Stellen ist das Wasser der Nilüberfluthung noch vorhanden, an manchen eben erst zurückgetreten, wo eben Hunderte von arabischen Kindern sich abmühen unter Leitung eines Aufsehers, die ganz aufgeweichten Wege

für die Gäste des Khedive auszubessern und aufzufüllen, was allerdings sehr nöthig war. Denn oft drohte unser Wagen stecken zu bleiben; und einige Male mußten wir aussteigen und eine Strecke zu Fuß wandern durch die üppige Marschgegend, um den keuchenden Pferden die Arbeit etwas zu erleichtern.

Dicht vor Heliopolis aber bogen wir einige Klafter ab vom Wege und um eine schattige, dicht belaubte Ecke, und befanden uns an einer seit alten Zeiten berühmten und gefeierten Stätte.

Unter dem herrlich gewölbten Laubdach mächtiger Lebach-Acazien ist ein aus Kalksteinen ausgemauerter Brunnen, dem man sein altes Datum auf den ersten Blick ansieht. Neben ihm steht eine Art von kleiner Kapelle; seitlich dehnt eine halbverfallene Sycomore ihre Aeste und Zweige aus. Das Ganze ist von einem reizenden Garten eingefaßt, in welchem üppig Rosen, Jasmin und Orangenblüthen duften wie ein orientalisches Märchen. — Eine ehrwürdige Legende wird hier erzählt. — Als die heilige Familie vor dem Haß des Herodes nach Egyptenland floh, hat sie an diesem Brunnen geruht und sich aufgehalten. Ja, als Herodis Trabanten auch nach Egypten kamen, versteckte sich die heilige Jungfrau mit ihrem Kindlein in den hohlen, offen stehenden Stamm der damals mächtigen Sycomore, und die Spinnen webten geschäftig dichte Netze davor, so daß man die Höhlung des

Stammes gar nicht bemerken konnte, und die Henkersknechte Herodis vorbeigingen. Vor einigen Jahrhunderten ist die alte Sycomore umgefallen; aber ein Ast davon hat wieder Wurzel gefaßt, und ist zu der heutigen Sycomore aufgewachsen, die ganz die Gestalt des ursprünglichen alten Baumes angenommen hat.

Die fromme Stätte heißt heute Matarieh und steht selbst bei den Beduinen in heiligem Ansehen, welche andächtig aus dem Brunnen trinken. Das Wasser wird mittelst eines über einem Rade laufenden Doppelseils, an welchem Krüge hängen, aus dem Grunde herausgeschöpft. Als wir eben tranken, kamen in höchst elegantem Aufzuge mehrere Herren und Damen angefahren, um ebenfalls den alten Brunnen zu besuchen. Es war das italienische Prinzenpaar mit Begleitung, das ebenfalls zu den Suezfesten nach Egypten gekommen war, aber vor jenen Festen rasch wieder abreisen mußte, weil Victor Emanuel, Garibaldis König von Italien, urplötzlich erkrankte.

Gleich hinter Matarieh dehnt sich am Rande der Wüste und in dieselbe hinein eine Kette von mächtigen Schuttbergen hin, in welcher noch einzelne Reste von eingestürzten Brunnen und Grundmauern des alten On zu erkennen sind, und namentlich viele Scherben von Töpfen und Urnen aus Thon sich finden. Aber etwas Bestimmtes läßt sich nicht erkennen. Nur nach Westen hin steht ganz frei im angebauten Felde

ein Obelisk, der älteste, den Egypten aufzuweisen hat, denn er trägt das Königsschild vom Ousertasan I., dem zweiten König der zwölften Dynastie. Seine Höhe ist über 60 Fuß. Früher war auf seiner Spitze ein kupferner Aufsatz, welcher noch von dem berühmten arabischen Reisenden Abdollatif gesehen worden ist. Sein Begleiter, — denn es standen am Eingang von Tempeln immer zwei Obelisken, — ist links umgefallen und, in zwei Stücke gebrochen, so mit Erde bedeckt, daß jetzt keine Spur mehr von ihm zu sehen ist.

Auch der am Strande von Alexandrien stehende Obelisk soll aus Heliopolis sein. Doch trägt er die Königsschilde von Thutmes III. und von Ramses II., dem Großen, gehört also der 18. und 19. Dynastie an, wie er denn viel reicher mit Hieroglyphen versehen ist, als der im Felde von Matarieh stehende Monolith. Auf diesem ist nur eine einfache Hieroglyphenreihe jederseits von oben bis unten eingegraben. Und diesen Zeichen droht eine eigene Gefahr. Wespen und Ameisen haben sich die Vertiefungen zu Nutze gemacht, um ihre Lehmzellen und Lehmgänge darin anzulegen. Und wenn sie auch darin von einer Menge kleiner parasitirender Käfer gestört und auch wohl vertrieben werden, so ist es doch klar, daß, wenn der alte Obelisk nicht einmal auf Staatskosten gründlich abgekratzt und abgeseift wird, er nächstens nur

noch überklebte unkenntliche Hieroglyphenzeichen tragen wird. Die ganze Inschrift auf dem Stein soll heißen: „Der Sohn der Sonne, Ousertasen, der Heros, welcher den Menschen das Leben giebt, der König der Sonne, welcher der Welt geschenkt ist, Herr von Ober- und Unteregypten, geliebt von den Geistern der reinen Gegend, der immer lebt, den Menschen Leben giebt und das Leben der Menschen ist, dem Phra, welcher ihn zum Lebensgeber machte".

Das ist der ganze Rest vom berühmten Sonnentempel von On, von Heliopolis. Von diesem Sonnentempel stammt der Mythus: daß sich hier der aus Südosten alle fünfhundert Jahre kommende Phönix durch Verbrennung erneue. Von einem Priester des Tempels von On, Poti Phera stammte Josephs Frau Osnath ab (1. Mos. 41, V. 45); hier ward Moses unterrichtet, hier bildeten sich Plato und andere weise gelehrte Griechen. Und nun ist alles verschwunden.

Ebenso wie sich die Geschichte des alten On an die Jetztzeit herandrängt, ebenso wie der Schuttberg von Heliopolis uns von den ältesten Sesostriden redet, und uns zu gleicher Zeit daran erinnert, daß hier Kleber mit 6000 Franzosen 60,000 Türken schlug, ebenso begegnen sich hier freundliche Pflanzungen mit der uralten ewig starren und todten Wüste. Von der Höhe des Schutthaufens gesehen ist der ganze Nordosten eine graue, steinige und sandige Ebene, in

welche gerade, als ich sie betrachtete, eine kleine Karawane von Dromedaren hineinzog, während im Südwesten die Nilebene und fern einzelne Minaretspitzen von Kairo das ewig sich erneuernde frische Leben des Menschen und seiner Pflanzungen verkünden, und damit den Geist des Beschauenden aus grauer, todter Vorzeit in den Augenblick einer fröhlichen Gegenwart zurückbringen.

Von solchen Stätten innerer und äußerer Beschauung, die wirklich trotz ihres offenen Daliegens sich immer in das Gewand eines Traumes, einer Sage, eines Märchens einhüllen, trennt man sich gar schwer. Und so kam es denn auch, daß die Sonne bereits im Westen sich neigte, als wir uns zur Heimfahrt von Heliopolis nach Masr anschickten. Dunkelroth brannte das Abendroth durch die still rauschenden Palmen und Acazien zu unserer Rechten. Langsam zogen beladene Dromedare ihre Straße einher, während eiliger zahlreiche hübsch costümirte Kavalleristen an uns vorüber trabten. Auch bemerkten wir häufig berittene Polizeisoldaten und manchen anderen kleinen militärischen Pomp, — Alles wahrscheinlich dem italienischen Prinzenpaare zu Ehren, welches eben auf derselben Straße zurückgerollt war. Tiefer senkte sich der Abend herab, höher hob sich Herz und Seele empor zum Himmel, bis das ave maria, 't is the hour of prayer des englischen Barden das ganze

menschliche Gemüth inne hatte. So kamen wir durch und durch erbaut von den Erlebnissen dieses 18. Octobers zurück nach Kairo. —

Nach einigem Ausruhen und unserm sehr animirten Diner wandelten wir noch auf der Esbekieh und ihren angrenzenden Quartieren umher, wo jede Erscheinung, und war es auch der einfachste Egypter, der an der Promenade sitzend in aller Gemüthlichkeit seine Wasserpfeife rauchte, im Glanze des vollen Mondes sich einhüllte in das poetische Gewand des Orientes, des Nillandes. Aber doch ist die so gewonnene Gewandung manchmal ungemein komisch. Ich hörte ein wunderliches Klingen und Singen, Klappern und Fiedeln und Gott weiß was sonst noch für Geräusche, in denen eine Art von Handpauke, die unvermeidliche tarabukah die Oberhand zu gewinnen drohte. Ein Zug Menschen kam daher; einige mächtige Laternen wurden trotz des Mondscheins voraufgetragen; allerlei Volk lief neben her; — das Ganze glich einem in Menschen umgewandelten Bienenschwarm, in dem eigentlich nichts recht zu erkennen war. Ein Begräbniß war es nicht, denn ich sah keine Leiche. Eine Hinrichtung konnte es noch viel weniger sein, denn ich konnte zwischen all den morgenländischen Galgenvögeln den Hauptgalgenvogel nicht entdecken. Was also? Zuletzt kam es heraus, daß es ein Hochzeitszug war. Der luftige Zeugsack in der Mite dort

enthält die Braut! Nun, jedes Land hat seine Bräuche; aber ich hätte mir einen orientalischen Hochzeitszug doch viel reizender gedacht, zumal in einer egyptischen Vollmondnacht.

Schweigend luden nicht fern von dem sonderbaren Aufzug einige Beduinen ihre Dromedare ab, und schienen eine Art von kleinem Jahrmarkt für den nächsten Tag vorzubereiten. Mit wunderbarem Verständniß ihrer Treiber ließen sich die hochbeinigen Thierkolosse nieder, und hoben sich ebenso wieder in die Höhe, wenn sie abgeladen waren. Mann und Dromedare waren ein Herz und eine Seele; kein Schäferhund kann seinen Herrn so errathen, wie so ein Dromedar den Beduinen erräth an der leichtesten Bewegung, an einem Brummen, Schnalzen oder Räuspern. Dann machten die braunen Leute ihr Lager neben den Kameelen und schliefen ein; ich ging weiter.

Es war spät, still, fast schon todt überall geworden. Die herrliche Mondnacht brachte mich auf den extravaganten Gedanken, noch einmal ganz allein auf die Citadelle hinaufzusteigen. Wirklich machte ich mich auf den Weg. Kein Mensch war mehr zu sehen; kaum konnte ich zwischen den schlafenden Häusern den Weg erkennen. So kam ich zwar ganz unangefochten tief in die Stadt hinein; aber plötzlich faßte mich ein unheimliches Grauen, was ich selbst im brasilianischen Urwald nie gekannt hatte. Ich stand still, lauschte,

— ich konnte meinen eigenen Herzschlag hören, — alles todtenstill! Und wenn ich mich nun verirrte in diesem Häuserlabyrinth? — Rasch kehrte ich wieder um und suchte wieder nach der Esbekieh zurück zu kommen, aber je rascher ich ging, desto länger schien mir der Weg, desto unheimlicher meine Wanderung, desto gespenstischer die ganze Situation zu werden. Endlich erblickte ich denn eine ganze Mondscheinfluth vor mir; ich erreichte den offenen Platz, aber doch von einer etwas anderen Seite, und ein Wunder war es, daß ich mich nicht völlig verlief. — Nun, vielleicht kann man doch eben so sicher Nachts durch Kairo wandern, wie man durch den Urwald von Cameta streicht, oder sich lagert unter den Araukarien im Oberland von Santa Katharina in Südbrasilien. Das aber kann ich mit Bestimmtheit versichern, daß mir seit lange kein Zimmer so heimisch und gemüthlich vorgekommen war, wie Nr. 28 im Hôtel oriental am Abend des 18. October nach meinem Umherirren im schlafenden Kairo. —

Gegensätze und immer wieder Gegensätze! — Solche Gegensätze wurden uns „Eingeladenen" ganz besonders am 19. October geboten. Der Morgen führte mich mit einigen Begleitern gegen das nordöstliche Ende der Stadt, wo ein ungeheures Festungsthor, bab-el-nasr, noch von jenen Zeiten redet, in denen Pulver und Sprengapparate unbekannt waren,

und riesige, mit Eisen beschlagene Thorflügel eine Stadt wirklich mit Erfolg schließen und schützen konnten, jetzt aber nicht mehr in Bewegung gesetzt werden, weil unsere Generation solche kolossale Pforten gar nicht mehr zu handhaben weiß. Gleich außerhalb des Thores betritt man die unter dem Sonnenstrahl flimmernde Wüste, nachdem man einige halb umgefallene Mauern und Bauten älterer Zeit, sowie auch eine Menge kleiner, unvermeidlich weiß angestrichener arabischer Grabsteine passirt ist. An Alles drängt der Wüstensand heran, über Alles hat er bereits sein Leichentuch halb übergedeckt. Oestlich ziehen sich die mächtigen Kalkflötze des Mokattam hin. Im Süden erhebt sich in malerischer Unordnung das bunte Bauwerk der Citadelle, auf deren Höhe lichtstrahlend und farbenwerfend Mehemet Ali's Moschee mit ihren Kuppeln und schlanken Minarets in den blauen Aether hinausstrebt, wie eine schöne Fata Morgana.

Mitten im Wüstensande liegen hier die „Mamelukengräber", die Todtenstätten jener aus dem Soldatenthum entspringenden und sich aus ihm immer wieder regenerirenden Sultane Egyptens, welche von 1382—1517 in Kairo herrschten, unter ihnen tapfere Feldherren, wie z. B. der große Barkuk, welcher sich den Angriffen des fast unbesiegbaren Tamerlan muthig widersetzte. Als tscherkessischer Sclave nach Egypten

verkauft, gründete er die ganze Mamelukendynastie, gefürchtet von Tamerlan, hochgeehrt von Bajazeth, der ihm Gesandte und Geschenke überschickte. Und so ist denn auch das Todtenmal dieses kühnen Tscherkessen besonders anziehend. Wie eine Priesterburg, wie ein uneinnehmbares Todtenkastell liegt das mächtige Viereck der ernsten Mauern da im Sande, deren vier Ecken ehemals überragt waren von hohen Kuppeln, so daß das Innere des ganzen Mausoleums einen prächtigen Hof mit vier gesonderten Moscheen in den Ecken bildete. Zwei von diesen imposanten Domkuppeln sind noch ganz unversehrt erhalten. Nächst dem Eindruck der Mächtigkeit, den das Ganze macht, bietet alles Einzelne einen ungemein zierlichen Schmuck dar. Sonderbar phantastisch sind die Kuppeln von außen mit parallelen Zickzacklinien, mit Spitzen, Minarets, Zinnen, Bogenfenstern und Kreisen versehen. Man glaubt einen Theil der schönen Alhambra bei Granada vor sich zu haben und kann sich kaum denken, daß der gewaltige Kreml in der Sandwüste nur für einen Todten errichtet ward.

Und nun gar erst das Innere der Kuppel, unter welcher der Held selbst begraben ist! So vernachlässigt zwar sieht Alles aus, so längst vergessen die alte Herrlichkeit und Pracht, — und doch ist noch Alles Pracht und Herrlichkeit. Man sehe z. B. nur die reizende Metamorphose, den Uebergang der vier Ecken

unter solcher Kuppel zu einer Rundbildung! Ein ganzes Nest kleiner zierlicher Nischen baut sich symmetrisch in jeder Ecke allmälich auf, und bildet aus der Ecke kaum merklich sich aufrankend einen Kreisbogen, bis sich diese Kreisbogen alle vier auf gleicher Höhe begegnen zu einem vollkommenen Kreise, welcher dann die Kuppel trägt. Wirklich, man kann kaum irgend eine reizende architectonische Tändelei zu würdigerem Effect angewandt sehen, wie diese zierlichen Nischen in der Kuppel der Barkoukmoschee. Sie erinnert mich, mag auch mein Vergleich hinken, an so manche graziöse Scherze in Shakespeare's Trauerspielen, und könnte für einen Kirchenbau oder gar für ein Grabgewölbe fast zu heiter erscheinen. Aber man ist nun einmal im Orient, im Lande der Dichtung und des Märchens, und findet die hübsche Spielerei auch an ernster Stätte doch vollkommen gerechtfertigt und absolut legitim.

Nur das macht einen tief ernsten und wehmüthigen Eindruck, daß man alle diese mächtigen und historisch wie architectonisch merkwürdigen Begräbnißmale langsam verfallen läßt; denn wirklich verfallen und zum Theil schon eingefallen sind diese „Mamelukengräber", denen der herantreibende Wüstensand einmal den gänzlichen Untergang oder doch ein vollständiges Verschwinden bereiten wird, wie so manche Tempel des alten Egyptens auch für lange Zeit

spurlos im Sande begraben gelegen haben, und zum Theil noch liegen. — Der häufige Wechsel der Dynastien, in welchem eine siegende Fluthwelle die vorausgehende so gern spurlos vernichtete, und sogar die Pietät gegen die Werke und selbst die Grabstätten der Vorfahren vergaß, hat auch in Egypten und ganz besonders in Egypten nur zu häufig die Pflugschaar über denselben Boden hingezogen, auf welchem die bildende Menschheit mit sinnigem Fleiße bereits ein Monument an das andere angereiht hatte. — Erst in den neuesten Zeiten scheint sich darin ein besserer, humanerer Geist in Egypten geregt zu haben und Stand halten zu wollen. Und so steht es auch zu hoffen, daß ebenfalls jene „Mamelukengräber" vor dem gänzlichen Ruin gesichert bleiben.

Von den todten Größen im Wüstensande führte uns die nächste Stunde nach der lebenden Größe am ewig grünenden Nilgestade. Beim Nachhausekommen von den Mamelukengräbern fanden wir große Bewegung im Hôtel in Folge der Weisung, die „Eingeladenen der ersten Sendung", d. h. die von Marseille gekommenen Reisenden, sollten, bevor sie die Nilfahrt begännen, dem Khedive vorgestellt werden. Alles warf sich in Staatskleider und behing sich mit den Freimarken der königlichen Gnaden. Haemonii proceres aderant, aderamus et ipsi, die ganze Besatzung unses „Möris" hatte sich, mit Ausnahme der

Damen, wieder einmal vollständig zusammen gefunden und fuhr in einer Menge von Wagen nach dem „Casr-el-Nil, dem Schloß am Nil", wo der Khedive residirt.

Der kurze Weg dorthin bewegt sich ziemlich unregelmäßig im Schatten der schon oft genannten Laubbäume zwischen einigen Zuckerrohrfeldern hin, und biegt dann unerwartet in einen mächtigen Hofraum ein. Nach drei Seiten ist dieser Hof von einem prächtig construirten Gebäude eingefaßt, an welchem in seiner ganzen Ausdehnung unten und oben ein Säulengang hinläuft und einen offenen Corridor bildet. Die vierte Seite des Hofes, nach Westen, ist offen und nur von einem eisernen Geländer eingefaßt. Dort rauscht der Nil unmittelbar vorbei.

Unter einer prächtigen Acazie stiegen wir aus und betraten ganz am Ende des Hofes rechterseits einige Stufen, die in den Palast führten. Militairapparat oder sonstiger Knalleffect europäischer Residenzschlösser war nirgends entwickelt.

Ein Staatsbeamter empfing die Gäste seines Gebieters ungemein freundlich, und führte uns nach einem orientalisch einfachen Wartesaal, welcher mittelst einer Glasthür auf einen überdachten Balkon führte. Als ich auf diesen Balkon hinaustrat, hatte ich eine wundervolle Ueberraschung. Wenige Fuß unter dem reizenden Belvedere rauschte der breite Nil dahin.

Hunderte von großen lateinischen Segeln belebten nach allen Seiten hin die kräftig strömende Fluth. Nie sah ich bis dahin auf so mächtigem Strom eine so unversiechbare Thätigkeit. Hier wären alle Märchen von Bagdad verwirklicht, wenn der Tigris noch zehnmal so breit und die Stadt der Kalifen noch hundertmal so groß sein wollten, wie sie wirklich sind. — Und doch rauscht nur ein Arm des Nil am Casr-el-Nil vorüber. Das drübige Ufer war die langgedehnte prächtige Insel Rodah, ein herrlicher Park mit Schlössern, Kiosks, Harems und allem nur denkbaren orientalischen Liebreiz, über dem die luftigen Dattelbäume ihre ewigen Palmenlieder rauschten;

and they were canopied by the blue sky,
so cloudless, clear, and purely beautiful,
that God alone was to be seen in Heaven!

Endlich wurden wir in den anstoßenden Saal geführt, in welchem sich der Fürst mit zwei oder drei anderen Herren befand, Alle in einfach schwarzen Ueberröcken. In der liebenswürdigsten Weise trat der Khedive uns entgegen, gab jedem Einzelnen, sowie er ihm vorgestellt ward, die Hand, und lud dann Alle zum Sitzen ein auf dem rings an den Wänden hinlaufenden Divan. Nach einigen Minuten Gespräches mit dem ihm zunächst sitzenden Eingeladenen entließ er die Gesellschaft mit dem Wunsche, daß wir recht vergnügt sein möchten. Die ganze Scenerie hatte

nicht das mindeste Befangende an sich, machte sich vielmehr so freundlich, so frei von aller Ostentation, daß gewiß Jeder den Empfang beim Khedive mit großer Freude im Gedächtniß bewahren wird, und den Fürsten selbst für eine im höchsten Grade liebenswürdige Persönlichkeit erklären muß.

Beim Abschied ward uns angedeutet, daß der Erbprinz uns ebenfalls mit großer Freude empfangen würde, wenn wir uns um drei Uhr zu ihm begeben wollten. So machte sich denn der ganze „Möris" um die anberaumte Stunde auf den Weg zur Citadelle hinauf, auf welcher der junge Prinz in seinem eigenen Palast wohnt.

Hier war Alles von der größten Einfachheit. Der junge Prinz Tussum, etwa achtzehn Jahr alt, macht den allerbesten Eindruck. Ebenso freundlich, wie sein Vater, empfing er uns mit liebenswürdigem Entgegenkommen, und beobachtete uns offenbar mit dem Ausdruck entschiedener Intelligenz, während sich Alle setzten und — Cigarren bekamen. Mit den ihm zunächst Sitzenden fing auch er ein Gespräch an und schien sehr aufmerksam auf jede Antwort zu hören. Dann ward Kaffee herum gereicht, eine höchst seltsame Procedur. Man bekommt keine eigentliche Tasse, sondern ein Schälchen gerade wie ein halbes Hühnerei gestaltet, welches in einen goldenen Fuß gestellt, gerade wie ein Ei in einen sogenannten Eierbecher, lose

aufsteht. In solchem Schälchen befinden sich höchstens zwei Theelöffel eines hellen, sehr starken Kaffees, der glühend heiß ist. Sowie der getrunken war, standen wir auf und empfahlen uns seiner Hoheit, welche uns lange nachsah. Vielleicht freute sich der junge wißbegierige Fürst ebenso darauf, einmal Europa zu sehen, wie sich Jeder von uns freute, den orientalischen Boden betreten zu haben.

Noch einmal bei Gelegenheit dieses Besuches die Citadelle von Kairo, noch einmal die Aussicht über Masr und die Wunderwelt am Nil bis zu den Pyramiden! So scharf war die Beleuchtung, so durchsichtig die Luft, so nahe gerückt die Ferne, daß selbst die Jahrtausende, die zwischen unserem Standpunkt und den Pyramidenfeldern des alten Memphis lagen, zu wenigen Momenten zusammenflossen und sich mit einigen fröhlichen Blicken überschauen ließen. — So leichtsinnig ist solche Menschencreatur! Selbst gegen unsern Willen kommt uns beim Anblick einer so herrlichen lebendigen Welt, trotz aller Mahnung an Vergänglichkeit und Asche, eine Fröhlichkeit, eine Wonne, daß uns ernste Gedanken fern treten und wir hineinjauchzen möchten in den glänzenden Tag des sonnigen Augenblickes, — strahlendurstige Eintagsfliegen einer hinfälligen Daseinssekunde. —

Ein Wagen voll von solchen übermüthigen Hemerobiern fand den Tag zu herrlich, als daß die Mo-

mente desselben bis zum Diner um 7 Uhr Abends nicht hätten benutzt werden sollen, um zu sehen, um zu athmen in der lebenden, in der vergangenen Welt. Diese Fliegen fuhren vom Citadellenberg südwestlich, wo Wüstensand und Nilsegen sich miteinander kämpfen, erst an einem Brunnen vorbei, um den sich eben Beduinen mit ihren hohen Dromedaren lagerten, — über einen Kanal, auf dem ein reges Schiffsleben sich bewegte — unter einem stattlichen Aquäduct hindurch, der eine schöne Welle Trinkwassers nach Kairo bringt. So erreichten wir Altkairo, das einst so berühmte Fostat, — einst so berühmt, denn hier hatte sich eine bedeutende Hochschule arabischen Wissens gebildet, auf welcher neben ernster Forschung sogar Toleranz herrschte, so daß hier z. B. der berühmte jüdische Rabbi Musa Ben Maimun, welcher sein spanisches Vaterland um seines Glaubens willen hatte verlassen müssen, Philosophie und Medicin frei lehren durfte und selbst Leibarzt des großen Saladin wurde, dem er jenes merkwürdige Sendschreiben „über die Bewahrung der Gesundheit" verfaßte, — derselbe Moses Maimonides oder Rambam, den die Araber mit Stolz zu den ihrigen zählten. — Aber das ist lange her, und Fostat ist heute ein altes verfallenes Nest mit engen schmutzigen Gassen, einem ziemlich kümmerlichen Bazar und fudeligen Einwohnern.

„Doch ein Mirakel schließt es ein", sogar zwei

Punkte, welche mir beide, trotz ihrer entschiedenen Gegensätze ehrwürdig erschienen und gewiß einen Besuch verdienen.

Der eine ist die Moschee des Khalifen Omar vom Jahre 642, — die erste Moschee, welche je von den Muselmännern erbaut ist. — Vom alten Memphis, das damals wenigstens noch in grandiosen Ruinen lag, wurden die prachtvollen Säulen aus Granit, Porphyr und Alabaster herbeigeschleppt nach Babylon, wie damals Fostat auch genannt ward, — vielleicht „der Weg, das Thor nach On" —, und bald erhob sich vor der Stadt triumphirend auf den Schultern der altegyptischen Göttermonumente und selbst des Christenthums ein großartiger Tempelbau, um im Lauf der Zeiten ebenfalls wieder zusammen zu sinken. Im Vorhof der eingefallenen Amroumoschee ist eine große Töpferei, in welcher allerlei Trinkkrüge, oft mit grellen Farben schaurig schön angemalt gemacht werden. Vollkommen aber erkennt man noch die alte Pracht des Tempels an einem rings geschlossenen Säulenhof, dessen herrliche Säulen aus dem schönsten Alabaster gemacht sind. Ein Säulenpaar dicht am Eingang ist doppelt und dicht an einander gerückt, so daß nur ein schlanker Körper hindurchschlüpfen kann. Diese enge Passage war früher sehr wunderthätig. Gläubige Frauen, denen kein Kindersegen beschcert war, gingen betend zwischen den

Säulen hindurch, — und der Himmel segnete sie alsdann und gab ihnen Kinder, — so lautet die arabische Legende, die uns unser Dragoman mit dem vollen Ernst eines katholischen Küsters erzählte.

Eine verfallene Treppe führte uns oben hinauf auf den Portikus, auf dem wir uns nur vorsichtig bewegen durften, da die Decke dem Einsturz droht und an manchen Stellen schon durchlöchert ist. Auf einer Ecke des Tempels ragt noch ein Minaret kühn und untadelig heraus über dem Gebäude. Wir stiegen die enge Wendeltreppe von Stein hinauf zu dem hölzernen Balcon, von welchem herab einst der Muezzin die Gläubigen zum Gebet rief. Die baufälligen Bretter wackelten unter unsern Füßen, aber doch war es uns gegönnt, hinauszutreten, und von der hohen Warte einen Rundblick zu werfen über die Umgegend des alten Babylon am Nil. —

In dunkelglühenden Tinten, die hochaufschießend am Westhimmel sich in grün, gelb und blau auflösten, ging grade die Sonne unter. Die drei großen Pyramiden, denen wir durch unsere Spazierfahrt sichtlich näher gekommen waren, schienen wie aus einem brennenden Krater hervor zu ragen und hatten ungeheure Dimensionen angenommen. Auf ihren Spitzen loderten die letzten Abendsonnenstrahlen wie mächtige Brandopfer auf Cherubimaltären hoch empor. Bläulichgrau schimmerten die Pyramiden von Sackarah aus der

grünen Ebene heraus, in welcher einige Nilflächen hell erglänzten. Unter uns ging das Getümmel des Tages langsam zu Ende; doch hörten wir noch das Feilschen der Menge auf dem Bazar von Fostat. Nach Norden hin löste sich die Fläche des Delta in Dunst und Duft auf. Ueber Kairo lag ein leichter Schimmer, aus welchem die Hunderte von Minarets und Moscheenkuppeln, zum Abendgebet mahnend, auftauchten. In voller Schönheit, leuchtend in eigenen Marmorfarben und angehaucht von der Westgluth schwebte die Kirche Mehemet Ali's über der Stadt orientalischer Märchen. Eine Menge Adler glitten über dem Bilde hin.

Es war grade der Tag des Vollmondes. Hinter dem öden Rande des Mokattam, dessen weißgelbe Straten den Abendglanz fast unheimlich schön zurückwarfen, schwankte die blasse Scheibe des Mondes empor, und säumte die todte Wüste des Ostens mit einem matten Lichtstreifen, wie mit einem Leichentuch. Und wirklich sah das innere Auge auf diesem Abendbilde Jahrtausende zu Grabe gehen, und alle menschlichen Größen, die hier einst gehaust hatten, wie Fledermäuse, wie Lemuren und Empusen in der Dämmerung umherflattern. Denn nur des allmächtigen Gottes Weltordnungen sind ewig.

Wir stiegen nieder vom Minaret der Amroumoschee und verfolgten noch eine Weile den Weg längs einer

Mauer, die fast einem Festungswall glich, und einen sehr kleinen Eingang hatte, in welchen man uns, nachdem wir ausgestiegen waren, einzutreten bedeutete. Ein enger Gang zwischen dunkeln unheimlichen Häusern endete in eine Art von Corridor, durch welchen wir uns mit den Händen durchfühlen mußten. Urplötzlich löste sich das Geheimniß dieser gespenstischen Abendwanderung. Eine Thür ging auf, und wir standen in einer kleinen uralten christlichen Kirche, in welcher zwei koptische Priester uns freundlich empfingen.

Wir befanden uns in der alten Sergiuskirche (St. Georg) von Fostat, welche den Mittelpunkt bildet für eine ganze koptische Gemeinde, eine der ältesten christlichen Gemeinden in ganz Egypten und in der ganzen Welt. — Wie alt waren diese Inschriften, diese Schnitzwerke, diese Bilder! Aelter vielleicht als irgend etwas, was aus den frühesten Zeiten des Christenthums im Orient noch existirt; denn Egypten war ja im Anfang des Christenthums das christlichste Land. Kein Wunder also, wenn auch hier eine alte Legende ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat, ähnlich jener schon am Brunnen von Matarieh erzählten. In der Mitte des kleinen Tempels ist eine Krypta, in welche eine Treppe hinunter führt. Wir konnten nur einige Stufen hinabsteigen, weil der Boden bei dem immer noch ziemlich hohen Stande des Nil mit Wasser be-

deckt war. Diese Krypta war, so erzählt die fromme Sage, der Aufenthaltsort der heiligen Jungfrau mit dem Christkinde, als sie nach Egypten geflohen waren.

Seltsam, wie an solchen uralten, geweihten Stätten selbst unser etwas leicht und leichtsinnig negirender Protestantismus dennoch *glaubt*! — Unser ganz zufälliges Hingerathen an diesen Ort, die Stille des uralten Gotteshauses, die Weihe des Abends, — Alles bewegte tief das Gemüth. Und als einer unserer Freunde die Legende des Ortes anzweifelte und meinte, sie wäre wohl nicht wahr, konnte ich nicht umhin, im vollsten Ernst zu fragen: Warum sollte sie *nicht* wahr sein? — Ist doch das ganze Christenthum, wenn es auch für den Augenblick einiger Jahrhunderte nicht mehr der herrschende Glaube am Nil ist, sonst hier die legitimste Kirche gewesen, und leitet doch die Geschichte an demselben Nil ihre Fäden mit unerschütterlicher Festigkeit bis in die ältesten biblischen Traditionen hinauf. Wenn wir auf tausend Steinen und in Millionen Schriftzeichen über und unter der Erde unsere uralten heiligen Mären von den Juden und Moses, ja von noch viel viel älteren Vorkommnissen bewahrheitet finden in Egypten, warum soll mit einem Mal eine heilige Geschichte, die von der Jungfrau Maria und dem Christkinde, und ihrer Zuflucht zur Krypta unter der Kirche des heiligen Georg, nicht vollständig wahr sein, die doch, verglichen mit jenen

ganz alten Pyramidengeschichten eine Thatsache sehr neuen Datums ist? Wer aufmerksam und andächtig durch Egypten wandelt, der glaubt auch wohl jenem alten Priester von Saïs in Platos Timäus, welcher dem Solon die Nachricht gab, daß schon 8000 Jahre vor der Gründung Athens der Saitische Nomos, der werkwürdige Priesterstaat im Delta gegründet worden wäre.

Das ganze, so wunderlich abgeschlossene Stadtviertel von Fostat, in welchem sich die alte Kirche Sanct Jürgen befindet, ist koptisch, d. h. altchristlich, und enthält auch ein Kloster, das indeß meines Wissens durch nichts ausgezeichnet ist.

Bei solchem Zustand des gegenseitigen Verfalles, des christlichen und muhamedanischen, in Fostat, einer Amroumoschee und einer Sergiuskirche, kann man nicht umhin, sich zu fragen, was nun eigentlich beim Anschluß Egyptens an europäische Sitte und Kultur das siegende und bleibende Element sein werde, ob Christenthum, ob Muhamedanismus? Ein wirkliches, echtes Europa ist unbedingt nur mit dem Christenthum vereinbar. Die Ueberzeugung liegt mir so fest inne, daß ich im Geiste jeden Staat nicht christlicher Confession, ja jeden confessionslosen Staat seinem Tode entgegen sehe, um als ein christlicher wieder zu erstehen. Und gerade in Egypten mag bald das großartige Beispiel gegeben werden, daß ein ehemals mit

fünf Millionen koptischer Christen gefülltes Land, welches unter den hindernden Formen der muhamedanischen Lehre, unter deren Unmöglichkeiten, langsam zusammengesunken war, ohne heftige Revolution, ohne krampfhafte Processe sich dem milden, duldenden und Alles mit hellen Lichtstrahlen des Geistes durchwärmenden Evangelium wieder zuwendet.

Aus solchen Träumen, aus solchen Hoffnungen für das Wunderland der Pyramiden, mit denen ich aus Fostat fortgefahren war, wurde ich urplötzlich durch ein brausendes Menschenmeer geweckt. Wir waren wieder nach Kairo zurückgekommen und in den sogenannten Khan-Kalil hineingerathen, jenen so echt orientalischen Stadttheil, in dem an gewissen Tagen die Hochfluth des jüdisch-muhamedanischen Schacherns zu einer wirklichen Sturmfluth sich umgestaltet. — Der „Strand" in London, Oxfordstreet u. s. w. mögen daran erinnern, ja! — aber in London ist eine gewisse Ordnung im Chaos, es ist eine maßvolle dahin fluthende Masse, die sich längs der Gasse langsam fortschiebt. Im Khan-Kalil von Masr dagegen sind es an solchem Markttage hunderttausend Individuen, die gegen einander anschreien, andrängen, anschachern, anfeilschen, anzanken! Jeder denkt nur an sich, an seinen Weg, an seinen Handel, an seinen Gewinn auf dem Sûk. Jeder schreit, um ganz allein gehört zu werden. — Ambos oder Hammer! heißt

es, — also Hammer, Hammer! Und die bunte Masse hämmert handelnd auf einander los, überall vorschlagend und dingend! Wie ein ungeheures Tollhaus sieht so ein Stück Khan-Kalil aus, freilich wie ein ganz harmloses, aber doch immer wie ein Tollhaus, vor dem man anfangs mit einer Art von Erstarrung dasteht, um dann wohl in ein homerisches Lachen auszubrechen. Wirklich, in keiner Stadt der Welt habe ich einen so buntfarbigen, herzerquickenden und ohrzerreißenden Tumult zu Stande kommen sehen, wie dort. Und ganz unwillkürlich drängte sich mir die Vorstellung auf, so müßte es in Bagdad ausgesehen haben, als Oberons Horn daselbst vom trefflichen Ritter von Guienne geblasen ward zum furibundesten Tarantellismus, und Hüon mit der schönen Rezia lachend davon lief.

Wirklich aber sehnt man sich, wenn so an einem einzigen Tage sich die großartigsten Erscheinungen zusammendrängen, einmal nach einigen Ruhestunden. Und so war es mir denn am zwanzigsten October Morgens unendlich lieb, einmal dem collectiven geschäftlichen Besehen der „Eingeladenen" entgehen zu können. Dem trefflichen Professor der Egyptologie Lieblein aus Schweden, unserm Reisegenossen, war von einem schwedischen Geologen der Auftrag mitgegeben, am Ghebel Mokattam östlich von Kairo Numuliten und andere Petrefacten zu sammeln. Ihm aber wa-

ren solche Hieroglyphen aus präadamitischer Zeit ganz fremd. Und wenn er auch an mir keinen Fachmann fand, der ihn mit absoluter Sicherheit beim Einsammeln der bezeichneten Gegenstände hätte leiten können, so war ich doch der Einzige, der ihn mit einigem Erfolg begleiten konnte. So fuhren wir denn zum Bab-el-Nasr hinaus und bei den schweigenden Mamelukengräbern vorbei, wo wir, um die Gäule nicht umzubringen im tiefen Sande, den Wagen stehen ließen.

Rüstig wateten wir im Wüstenboden vorwärts gegen die mächtigen Steinbrüche des Mokattam. Schon unterwegs trafen wir ganze Hügel von Numuliten, Millionen über Millionen hingelagert, viele in zwei Scheiben auseinandergehend, wo eben die merkwürdigen Kreisfiguren im Innern besonders scharf zu sehen waren. Endlich standen wir denn auch vor den ungeheuren Kalkwänden, deren mächtige Schichten horizontal übereinander hingelagert, ein unverwüstliches Baumaterial liefern, aber auch von Millionen von Leichen aus der Urwelt bewohnt sind. Ungemein zahlreiche Rollschnecken fanden wir, besonders in den großen, als unbrauchbar liegen gebliebenen Blöcken der Steinbrüche eingenistet, wodurch jene Blöcke weniger fest zusammen halten, und eben deßwegen sich weniger zu architectonischer Verwendung eignen. Fast möchte man glauben, die alten Egypter hätten es dieser versteinerten aber doch im Gestein aufbewahrten Welt

abgelernt, ihre Todten zu incrustiren und in künstlichen Krypten der überall sich vorfindenden Kalksteinlagerungen beizusetzen. Wirklich wunderbar ist in Egypten der Parallelismus der Natur und der Menschheit im Aufbewahren der dem Untergang geweihten Arten und Individuen. Mitten in der Kalksteinwüste in der kein Halm, kein Insect mehr an ein lebendiges Dasein mahnt, wo höchstens nur noch der Schatten eines hoch im Raume schwebenden Raubvogels hinschleicht, liest der Naturforscher die Weltgeschichte ganzer Schöpfungsperioden aus den Steinschichten heraus, und erzählt uns von dem millionenfachen Leben, das sich einst hier des Daseins freute. Und in den Hypogäen derselben Kalksteinwüsten, in denen bis dahin nur Mumien eine stumme Räthselfrage an die andere anreihten, lesen unsere scharfsinnigen Alterthumsforscher, von glücklichen Prämissen ausgehend, auf allen Wänden, auf allen Denksteinen, auf allen Papyrusrollen uns die Geschichte alter Königsfamilien vor, so daß ganze Völker neu entstehen, ganze Geschichtseinöden wunderbar belebt werden, und dunkle bis dahin ungeglaubte Sagen zur vollen Wahrheit und Bedeutung gelangen.

Für die heiße, abmattende Wüstenwanderung des Morgens mit dem scandinavischen Professor entschädigte mich eine prächtige Nachmittagsfahrt durch die Schubrahallee, welche mit ihrem lebensdurstigen

Treiben freilich einen pikanten Gegensatz bot zu dem petreficirten Leben am Ghebel Mokattam.

Schubrah ist ein reizender Kiosk, von Mehemet Ali erbaut, und von einem echt morgenländischen Garten umgeben, zu welchem Nachmittags bis fünf Uhr die vornehme Welt Kairos wallfahrtet. Eine lange aus mächtigen Sycomoren und Lebachacazien gebildete Allee, von der man wundervolle Ueberblicke über den herrlichen Nil genießt, führt dorthin; unterwegs trifft man mannigfaltige schimmernde Landhäuser abwechselnd mit den ländlichen Scenerien des einfachsten, naivsten Araberthums und des ruhig dahinziehenden Dromedarismus, an dem man immer und immer wieder, trotz des oft drastischen Kulturfortschrittes ringsher, das alte Testament herausfindet.

Das Durchfahren, Durchreiten und Durchwandern der prächtigen Schubrahallee an den Nachmittagen bis fünf Uhr bildet im vornehmen und üppigen Kairoleben die Hauptpointe, und erinnert allerdings etwas an das Treiben in den Champs Elysées von Paris. Die bevorstehenden Suezfeste und das schon damals beginnende Zusammenströmen der halben Welt nach Egypten mochte dem Corso von Schubrah auch wohl einen Halbweltanstrich gegeben haben. Das Drängen und Treiben im Schatten der langen Allee sah üppig orientalisch und wild occidentalisch aus. Die Wagenreihe der Spazierenfahrenden war wirklich

ununterbrochen, und bot einen höchst interessanten Anblick. In den ganz zurückgeschlagenen, großentheils eleganten Wagen saßen, hingen und lagen ziemlich alle im Osten und Westen vorkommenden Nationaltrachten, die Mehrzahl natürlich Frauen und Mädchen, — oft wunderschöne, pompöse Kleopatraerscheinungen, wie man sie in unserm Norden nicht zu sehen bekommt, aber auch gar zu häufig das volle Gepräge der wildesten Abenteurerei an sich tragend. — Oper, Ballet, Kunstreiterei, cafés chantants — Alles hatte sich nach Kairo begeben und benutzte die Schubrahfahrt zu einer Art von persönlicher Vorstellung und Empfehlung.

Eine unbeschreiblich reizende Mondnacht folgte dem heißen Tage. Auf dem weiten Esbekiehplatz ward es still. Einzelne Gruppen von Orientalen wandelten hier und dort in leichtem summenden Gespräch auf und ab. Eine gute Musik in der Nachbarschaft erinnerte mich an den Portiaabend in Belmonte, an das berühmte: In such a night!

Da hörte ich von fern ein rhythmisches Klatschen mit den Händen und ein seltsames fast melancholisches Summen von Stimmen dazu, gerade als ob in einer brasilianischen Mondscheinnacht Neger von Mozambique oder Congo tanzten. Das machte mich neugierig und ich ging dem Geräusch nach.

Wirklich hatte ich einen köstlichen unbezahlbaren

Anblick. Eine Gruppe stämmiger Araber in ihren langen blauen Ueberwürfen und weißen Kopftüchern hielt, in zwei Chören, wie in einem alten Trauerspiel sich bewegend, ihren regellosen aber doch tactgemäßen Contretanz unter Zusammenschlagen der groben, knochigen Hände, wozu leise gebrummt und gesummt ward. Anfangs ging die Geschichte ziemlich ruhig und mit einer gewissen Gravität vor sich. Bald aber wurden die Kerle lustig, und machten mehr und mehr Kapriolen, bis sie endlich in einer Art von Rage, — echte Salier des Orientes —, wie die Neger von Guinea und Inhambane, umhersprangen. Es sammelten sich einige Europäer um sie herum, deren Applaus und Gelächter die braunen Wüstenmenschen noch mehr erfreuete. — Und nun kam das Göttlichste. Eine Gruppe Spanier und Italiener, deren Begeisterung bei solchem Anblick nicht mehr zu bändigen war, sprang trotz Frack und europäischer Toilette mitten hinein in den rasenden Haufen. Fandango und Tarantelle fraternisirten wundervoll mit den Bocksprüngen der blauen Hemden am alten Nil. Die berühmte Procession von Echternach kann nicht so einig aufgeführt werden, wie hier Islam und Katholicismus zusammen umhersprangen. Immer pandemischer ward der Chorus; die ganze Esbekieh schien in der Mondnacht lunatisch werden zu wollen. Zuletzt konnte Niemand mehr, — die Tanzenden nicht mehr vor

Ermattung in Folge der ungeheuren Sprünge, die Zuschauenden nicht mehr vor jubelndem Jauchzen und homerischen Lachen. Keuchend und schweißtriefend ging der bal champêtre auseinander, der urwüchsigste Cancan, der je getanzt worden ist, und bestimmt der allerunschuldigste, denn es war nur Mannsvolk unter den Mitwirkenden. Wahrhaftig, hätten diese braunschwarzen Gesellen krauses Haar und weniger gut entwickelte Gesichtsbildung gehabt, ich hätte darauf geschworen, daß ich einmal wieder einen ächten Lumdum vor mir gesehen hätte, getanzt von Congonegern um ein Sanct-Johannisfeuer vor einer brasilianischen Zuckerpflanzung, wie mir denn außerordentlich Vieles im egyptischen Volksleben, im Leben der arbeitenden Klasse, der Araber und Beduinen im nordöstlichen Afrika Reminiscenzen an die schwarzen Heloten von Brasilien hervorgerufen hat.

Eine besonders frohe Regung, wie denn ja jeder Tag, jede Stunde uns durch gütige Fürsorge der Machthaber neue Ueberraschung und belehrende Anschauung bringen sollte, herrschte am Morgen des ein und zwanzigsten Octobers unter den „Eingeladenen" im Hôtel oriental. Unsere Nilexpedition war angeordnet, und sollte am frühsten Morgen des folgenden Tages aufbrechen, zu welchem Zwecke es gewünscht ward, daß wir schon am Abend uns einschiffen und in den verschiedenen Fahrzeugen einrichten möchten,

mit der Weisung, wir möchten möglichst wenig Gepäck bei uns führen, was ja natürlich war bei den Raumbedingungen auf einer Flußschifffahrt mit so vielen Theilnehmern.

So sollte denn noch dieser letzte, so fröhlich begonnene Kairotag gehörig benutzt werden. Zwei große Institute besonders blieben noch zu besuchen, die schon oben erwähnte Abassieh auf dem Wege nach Heliopolis, und das egyptische Museum von Boulacq, die großartige Alterthumssammlung aus der alten Pharaonenzeit. Zwischen beiden Besuchen sollte unser Mittagsfrühstück liegen; gleich nach dem Abendmittagsessen, also gegen halb neun Uhr, wollten wir uns dann an den Nil begeben und uns einschiffen.

Auf der Abassieh, der großen Militairacademie und polytechnischen Schule, wußte man um die Stunde unseres Besuches, so daß wir dort Alles im vollsten Treiben des militairischen Manoeuvrirens und des Unterrichtes vorfanden. Kaum waren wir im Wüstensande des weitläufigen Gebäudes, fast eines kleinen Stadtviertels abgestiegen, als eine Schwadron Kavallerie, leicht französisch costümirt, auf ziemlich dicken Pferden hübsch und gewandt einige Evolutionen ausführte, wobei freilich der lockere Sand für die Bewegung, und der aufwirbelnde Staub für den Anblick etwas beeinträchtigend waren. — Weiterhin tummelten sich einige Compagnieen Infan-

terie, die ganz der französischen gleicht. Besonders hübsch waren die leichtfüssigen Bewegungen der jungen Officiere, an denen wohl nur eine gewisse deutsche Schwerfälligkeit etwas auszusetzen haben konnte, wie denn bei jedem Manoeuver, bei jeder Schwenkung mehr eine gewisse individuelle Grazie selbst der gewöhnlichen Soldaten, als das maschinenartige Zusammenwirken der Menge Eindruck machte.

Nach dieser Musterung der Uebungen im Freien besuchten wir verschiedene Unterrichtsklassen. In jeder Klasse demonstrirte immer ein Zögling vor einer großen Tafel mit Gewandtheit und vielem Feuer den grade vorliegenden Gegenstand, — bald einen Festungsplan, bald eine Angriffsart, bald eine Artilleriecombination. Aus den Mienen der Lehrer konnten wir genau das Maaß des Beifalls und des Tadels erkennen, den jeder Einzelne sich erwarb. Besonders that sich im physikalischen Saal ein Eleve hervor, der vor sehr hübschen Instrumenten eine exacte Darstellung des Barometers, Thermometers und Hygrometers gab. So fließend, so abgerundet, so hübsch lebhaft trug er Theorie und Anwendung der Materie vor, daß wir, obwohl fast durchweg des Arabischen unkundig, dennoch den Gang des Vortrages genau folgen konnten, und dem jungen dunkelbraunen Mann das reichliche Lob, was ihm sein ebenfalls noch jugendlicher Lehrer, ein Mann mit einem ungemein

geistreich aussehenden Kopf zu spenden schien, von Herzen gönnten.

So waren auch mannigfache Zeichnungen aller Arten, wie sie auf einer polytechnischen Schule vorkommen, wacker und oft selbst ausgezeichnet gearbeitet.

Zum Schluß wurden nun noch in einer großen Turnhalle gymnastische Uebungen angestellt, wobei die Eleven besonders animirt erschienen und wirklich Erstaunenswerthes leisteten. Drei junge Männer besonders zeichneten sich ganz besonders durch solche Grazie und Gewandtheit aus, und vollführten so schwierige Uebungen, daß sie wirklich aus dem Bereich des Turnens, wie wir es in Deutschland cultiviren, herausragten, und gewiß von Renz oder Braatz mit offenen Armen aufgenommen werden würden, falls sie ihre Gymnastik verwerthen wollten. Die Fechtübungen dagegen schienen mir zu unruhig, zu unsicher zu sein. Es waren eben nur Scheinkämpfe auf einer Bühne, nicht Gefechte und Zusammentreffen auf dem Schlachtfelde oder in einem ernst gemeinten Zweikampf.

Nachdem wir noch die zur Abassieh gehörende Kaserne, ein großes, luftiges, aus Kalkstein mit einfachen aber für Land und Sitten gewiß ungemein zweckmäßigen Einrichtungen versehenes Gebäude betrachtet, und viele einzelne Waffenarten und Handgriffe im Gebrauch derselben untersucht hatten, kehrten wir

gewiß allgemein befriedigt von dem großartigen Wüsteninstitut und selbst überrascht von demselben nach Kairo zurück, durchstäubt, sonnenverbrannt und vor Allem wüthend hungrig, so daß wir uns ganz besonders an unserm luculliſchen Frühstück regalirten, dessen orientaliſcher Luxus, für uns fast schon etwas alltägliches, allerdings einen schneidenden Gegensatz bildete zu den Stunden in der Wüste.

Und wie nun gute Gottheiten gar oft noch ganz zuletzt der vagirenden Menschheit das Beste senden, so sollte uns „Eingeladenen" als ein herrlicher Schluß unseres ersten bezaubernden Aufenthaltes in Kairo das Museum von Boulacq unter Lepsius Anleitung eine Art von Prieſterweihe und Begeisterung zur Betretung des alten Egyptens geben. Und dazu rufe ich noch heute wie damals mir im Stillen zu: Phoebe, fave! Novus ingreditur tua templa sacerdos.

Mitten in dem reizenden und selbst großartig prachtvollen Theil von Kairo, welcher, sich in Gärten, Alleen, Spaziergänge auflösend, am Ufer des Nil sich hin erstreckt und unter dem Namen Boulacq recht eigentlich ein ländliches Westend der orientaliſchen Metropole bildet, liegt das Museum egyptiſcher Alterthümer da, einer der klaſſiſchſten Punkte der ganzen Welt, wenn auch das jetzige Gebäude nur noch proviſoriſch iſt, — die herrlichſten Propyläen, um durch sie hindurch und von ihnen aus das alte Land der

Pharaonen, der Pyramiden und Pylonen zu betreten und nach Kräften zu durchmustern, sei es auch nur als enthusiastischer Reisender ohne Fachkenntniß. In einem hübschen Garten mit einer subtropischen Vegetation steht das Gebäude, ein Complex von Sälen und Zimmern, die ohne einen leicht übersehbaren Plan in einander führen, so daß die Aufstellung der Gegenstände sich nach den Räumlichkeiten richten mußte. Es ist seit dem Jahr 1864 dem Publicum zugänglich, und enthält wirklich unermeßliche Schätze.

Bis dahin hatten sowohl einzelne Reisende, wie auch wissenschaftliche Kommissionen, welche das Nilland durchstreiften, ohne große Umstände und Mühe Alles mitnehmen können, was sie entdecken und losbrechen konnten. Dieses Mitnehmen, dieses Annectiren der Alterthümer stieg zu einem förmlichen Vandalismus. Ganz Europa legte sich überall egyptische Museen an, als ob die vom Nil fortgeschleppten Denkmäler unerschöpflich wären und aus den alljährlichen Ueberschwemmungen und den Schlammniederschlägen des Stromes nachwüchsen. Da wußte der gelehrte und unermüdlich forschende Franzose Mariette-Bei es bei der Regierung durchzusetzen, daß fortan alles Wesentliche an Alterthümern, das in Egypten gefunden würde, dem Lande verbleiben sollte in einem Nationalmuseum, dessen Anlage und Bereicherung dem gelehrten Mariette übertragen ward. Dazu wurden ihm

die nöthigen Hülfsmittel zum Sammeln und namentlich Arbeitskräfte zum Ausgraben zu Gebote gestellt, so daß er ungehindert arbeiten konnte, wann und wo er nur immer wollte.

Und nun schien das ganze Land am Nil zu einem orientalischen Pompeji werden zu wollen. Ganze Districte wurden durchgraben, und lieferten die wunderbarsten Kunstschätze. Ganze Tempel wurden dem darüber hingewehten Wüstensande wieder abgewonnen; ganze Kirchhöfe uralter Geschlechter lieferten ihre Leichensteine und auf ihnen die denkwürdigsten Inschriften, die Erzählungen von verstorbenen und verschollenen Königen und von vollführten Heldenthaten. Statue reihte sich an Statue, Sarcophag an Sarcophag, Inschrift an Inschrift! In wenigen Jahren wurden — man sagt bis 18,000 Einzelgegenstände zusammengebracht aus Tempeln, Palästen, Hypogäen und Pyramiden, aus Schutt, Sand und Schlamm! So entstand das Museum von Boulacq; so wird es noch anwachsen, wie es überhaupt keine derartige Sammlung in der Welt geben wird, die sich an klassischer Bedeutung und Reichhaltigkeit mit dieser egyptischen wird messen können.

Zwar werden wir wohl in allen egyptischen Museen von Staunen ergriffen, wenn wir in ihnen Pharaonenbilder, alte Papyruserzählungen, Särge und selbst die der Auferstehung harrenden Mumienleiber

sehen. Aber sie sind uns doch dort ganz fremdartig, wenn auch immer wegen dieser Fremdartigkeit frappant. Anders in Egypten, anders am Nil, anders im Pharaonenlande selbst! Dort stehen alle diese Alterthümer auf ihrem eigentlichen legitimen Boden; dort bilden sie die Geschichte des eigenen Landes. Das dort ist die prachtvolle Statue, eine echte Portraitstatue des Königs Schefren, Herrschers von Egypten aus der ältesten Pharaonenperiode, dessen Grabpyramide da hinten jenseits des Nils gen Himmel ragt! — Das hier ist der prachtvolle, in der Kunstgeschichte ganz einzige Goldschmuck, mit welchem der König Amosis, lange vor Moses, der Phra oder Pharao von Mizraim, die Mumie seiner königlichen Mutter Aahotep zierte, wie nie eine Königin von Egypten im Leben geschmückt war! — Und dort, jenes edle alabasterne Frauenstandbild ist die Ameniritis, Königin von Egypten und Schwiegermutter des Regenerators vom alten Egypten, Psammetich, der älteste und doch so vollendet schöne Versuch über einen Frauenkörper ein ganz diaphanes Marmorgewand hin zu hauchen! — Und nun gar die merkwürdige „Tafel von Sackarah", deren Königsregister bis in die älteste, in die erste Geschichte des Pharaonenthums hinaufgreift, sie nennt uns mit unerschütterlicher Treue Fürstennamen des Pyramidenlandes, als noch nir-

gends sonst wo Geschichte geschrieben ward! — Das ist mächtig und überwältigend!

Und nun sollten wir selbst hineinfahren in das alte Pharaonenland, in das alte Bibelland Mizraim!

Aber hier nichts weiter von Boulacq! Beim Durchwandern des alten Landes werde ich noch hunderte von Malen den Katalog der Sammlung aufschlagen müssen, um von jenen Dingen reden zu können, die im Lande von Memphis bis Philä, — denn bis dahin sollte die Reise gehen, — vorgegangen sind und von uns gesehen wurden. —

Wir fuhren zurück zum Hôtel, um für dieses Mal zuletzt im bewegten Masr unser Diner einzunehmen. Ich glaube, wir thaten das Alle in einer Art von Fieber und Heißhunger, dieses Mal nicht ob der guten opulenten Küche des Hôtels, sondern in der Ungeduld der bevorstehenden Abreise. Und wirklich legte sich diese Ungeduld erst wieder etwas, als wir, Jeder mit seinem Reisegepäck versehen, im Strahl des aufgehenden Mondes dem Nil zufuhren, um uns auf den für uns bereit liegenden Dampfbooten einzuschiffen „zum Ritt in das alte heilige Land", zunächst nach Mittelegypten, wobei ich denn die kleine geographische Bemerkung einschalte, daß Unteregypten vom Meer bis 30° n. B., Mittelegypten von 30° bis 27° n. B. und Oberegypten von 27° bis 24° n. B. sich erstreckt. Kaum um einige geographische Minuten

schwankt diese Angabe. Dafür ist sie aber leicht im Gedächtniß zu behalten: Je drei Breitengrade kommen auf Ober- und Mittelegypten; Unteregypten geht bis an das Mittelmeer, während das ganze Land am ersten Nilkatarakt (24° n. B.) endet, oder beginnt.

Fünftes Kapitel.

Auf dem Nil bis Siout.

Der Tumult unserer Einschiffung hatte sich etwas gelegt, und wir konnten unsere vom Mondenschein übergossene Situation etwas übersehen. —

Man hatte uns „Eingeladene" von Marseille für die ganze Nilexpedition unter die umsichtige ökonomische Führung des Tonino-Bei gegeben, eines in Egypten angestellten Italieners, und uns auf drei Dampfschiffe vertheilt, denen noch ein viertes als eine Art Reserveschiff und Schleppschiff beigegeben war. Unsere norddeutsche Gruppe, bei der noch einige Scandinaven, ein Holländer und ein Schweizer hospitirten, hatte — ob zufällig, ob in freundlicher Partheilichkeit für unseren berühmten Lepsius — das beste Dampfschiff bekommen, den Feroz oder Feruze, ein langes, ungemein schnelles Schiff mit ausgezeichneten Passagieraccommodationen, welches den unberechenbaren Vortheil und die vollste Annehmlichkeit bot, daß sein Hinterdeck, von der Kajütstreppe bis zum Steuer glatt

und frei wie ein Salon, 72 Fuß Länge bot, und unter seinem Zelt unsern langen Speisetisch vollkommen bequem aufnahm, und überreichlich Platz zum Auf- und Abwandern bot. — Um uns aber zu angenehmer und bequemer Nachtlagerung noch mehr Raum zu geben, war unserm Feroz noch eine sogenannte Dahabieh, ein Nilschiff von den schlanksten und doch bedeutend weiten Dimensionen beigegeben. Solche Dahabieh, ein echter Charakterzug im Nilverkehr, den man Hunderte von Malen mit den beiden großen lateinischen Segeln auf dem Fluß sieht, ist in zwei wesentlich verschiedene Hälften getheilt. Die vordere Hälfte, die wie ein kleines Seeschiff ein Verdeck hat, gehört der Mannschaft und der Ladung; die hintere Hälfte dagegen ist für Passagiere zu einer hübschen Wohnung eingerichtet, welche symmetrisch wieder in verschiedene Abtheilungen zerfällt. Gleich am Eingang ist rechts und links eine kleine Kabine mit Schlafstelle. Dann folgt ein hübsches, die ganze Breite der Dahabieh einnehmendes Wohnzimmer; hinter demselben wieder zwei Kabinen mit Betten, und ganz hinten noch ein Wohnzimmer mit Betträumen, so daß ganz getrennt von einander sechs bis acht Personen solche Dahabieh bewohnen können, ohne sich im geringsten zu geniren, und dazu noch zwei gemeinsame Zimmer zur Benutzung haben. Unsere Dahabieh hieß „Ibis", war ganz neu ausgemalt und armirt, und

machte den aller angenehmsten Eindruck, der dadurch noch erhöht ward, daß der Raum oben auf dem Dach, ringsum mit Bänken versehen und mit einem provisorischen Geländer eingefaßt, einen freien Blick und selbst einige Bewegung gestattete. Gar gerne nahm ich eine Kabine auf diesem langen, schlanken Schiffe ein. Ich hatte ein helles, freundliches Kämmerchen ganz für mich allein. Vor dem Bett war Raum genug zum An- und Auskleiden; unter demselben waren einige große Schiebladen für Reiseeffecten; an seinem Kopfende befand sich ein Fenster mit einer großen Glasscheibe und einer grünen Jalousie, so daß ich von meinem Lager aus sogar im Liegen die wunderbare Nilscenerie übersehen, und Luft und Licht nach Belieben einlassen oder abhalten konnte. Ein Stuhl, ein Waschtisch, Spiegel, Seitenborde u. s. w. vollendeten die genügende Einrichtung meines kleinen Boudoirs, über dessen Bett noch ein feines Zeugnetz zur Abwehr der ungeheuer zahlreichen tödtlich lästigen Fliegen und Mücken angebracht war. — Unmöglich konnte ich besser auf einem Schiff logirt sein.

Zur Fahrt selbst ward unser „Ibis" vom Feroz ins Schlepptau genommen. Zu den Hauptmalzeiten sollten wir Ibisbewohner immer an Bord des Dampfschiffes kommen, überhaupt uns dort im Verein mit den Reisegenossen aufhalten. So konnte man im vollsten Verkehr mit Allen, aber auch ganz allein und

vollständig zurückgezogen auf Stunden sich selbst leben und sogar studiren, ohne irgendwie unterbrochen zu werden.

Ungefähr ebenso hatten sich die Franzosen auf dem größten Dampfboot, der „Beheireh" eingerichtet, und sich mit einem Schleppschiff versehen, auf welchem die mitreisenden Damen ihr Haremm sich eingerichtet hatten. Ein drittes Dampfschiff trug ohne Dahabieh seine Passagiere sämmtlich am Bord. Das vierte endlich hatte nur vier Passagiere, zog aber dafür im Schlepptau einen großen Nilkahn mit hundert und einigen Reiteseln und allem Zubehör derselben, damit wir gleich überall beim Landen, wenn nahe oder ferne Alterthümer und Bauten zu besuchen waren, beritten sein möchten. — Auch war unserer Section auf dem Feroz ein Dragoman, Schäffer, mitgegeben, ein Mann offenbar deutschen Ursprungs, an dem aber der Orient und ein buntes Gemisch von Schicksalen und Sprachen jeglichen Nationaltypus sehr verwischt hatte. — Köche und Bedienung waren französisch, — Alimentation splendide bis zum Exceß. Hatte man doch selbst außer den ausgesuchtesten Lebensmitteln und Weinen, bei denen selbst der tägliche Champagner nicht ausging, eine ganze Ladung von Brauselimonade mitgenommen. Sogar eine Wäscherin war uns mitgegeben worden, die einzige weibliche Species bei unserer Ferozsection, während bei den Franzosen mehrere

Damen, namentlich Schriftstellerinnen und Zeitungsberichterstatterinnen die Expedition jenachdem romantisch machten, oder bei Gelegenheit etwas hinderlich und selbst lästig wurden.

So harrten wir in der Mondnacht auf den Morgen des zweiundzwanzigsten Octobers. Unter meinem Fenster rauschte der Nil seine ewigen Wassermelodien; einzelne Dahabiehen zogen vorüber unter wunderlich unschönen und doch romantisch tönendem Gesang ihrer arabischen Matrosen. Gar oft mußte ich nach dem prächtigen Rodah mit seinen Kiosks, seinen Palmen hinüberschauen, bis die Mondnacht bleich ward und das am Strande von Boulacq erwachende Leben uns zur Abreise völlig munter machte. — Schon wirbelten dicke Rauchwolken aus allen Schornsteinen unserer Dampfbootsflottille. Am Ufer erschienen noch einzelne Nachzügler der Expedition und wurden noch zu Gnaden aufgenommen. Dann gab Tonino-Bei das Zeichen zum Aufbruch; die Dahabiehen wurden ins Schlepptau genommen, und in demselben Augenblick, als die Sonnenglorie hinter den Sycomoren und Minarets von Masr aufging, rauschte unser Geschwader dem grauen Nil entgegen.

Langsam zogen wir am Casr-el-Nil vorüber und an einer Anzahl kleiner Pavillons, in denen eine vornehme egyptische Damenwelt ihr monotones Dasein hinspinnt. Reizend lag die wundervolle Uferwelt zu

beiden Seiten des Stromes da; anmuthig spielte der Morgen mit Licht und Schatten um Landhäuser, Palmen und Acazien, wenn auch noch manche Stelle Landes, die sonst schon im October mit jungem Grün das Auge zu laben pflegte, unter Wasser stand, und das unerfreuliche Bild einer schmutzigen Ueberschwemmung bot.

Angesichts dieser Wasserflächen und nach eingeholten Erkundigungen wurde denn auch von vornherein der Plan unseres „Itineraire", gleich den ersten Tag bei Gizeh zu landen und von dort aus die Pyramiden zu besuchen, aufgegeben und auf den letzten Tag unserer Rückkehrsfahrt verlegt. So steuerten wir denn mitten in den Strom hinein und dampften südlich vorwärts.

Nach einer Stunde Fahrt sahen wir im Westen über den Palmenhainen die Pyramiden von Gizeh in ihrer vollen riesigen Pracht auftauchen, fast schneeweiß erglänzend im Morgenstrahl. Ihnen reihte sich die ganze nach Süden sich hin erstreckende Kette jener Pyramiden an, durch welche die Umgegend des alten Memphis gekennzeichnet wird, — die von Abou-Sir und Sackarah, die von Daschour, von denen eine sehr plump aussieht. Weiter im Vordergrunde deuten mächtige Schutthaufen unter Palmenhainen mit dem heutigen Dorf Myt-Rahyneh die letzten Spuren der uralten Pharaonenstadt Memphis an, — das Alles

im Westen, während im Osten, wo das öde Kalkgebirge sich näher und zum Theil unmittelbar an den Strom herandrängt, sich die mächtigen Steinbrüche von Thora aufthun, aus denen schon von den alten Pyramidenzeiten her das Baumaterial zu den egyptischen Riesenbauten genommen wurde. — Langsam schritt dort aus der Wüste eine kleine Karawane dem Ufer zu, etwa wie einst Abraham und Sarah mit ihren Kameelen zum Nil hinabzogen, — das war das erste Morgenbild unserer Nilfahrt, über welchem Morgenbilde ganz im Norden, hell erglänzend über dem grauweißen Ghebel Mokattam noch Stunden lang die luftige Moschee Mehemet Ali's auf der Citadelle von Kairo mit scharfen Umrissen zu erkennen war, und im eigentlichsten Sinne des Wortes im blauen Himmel zu schweben schien. —

Einen hübschen Gegenstand zu diesem stabilen Bilde aus Gegenwart und Vergangenheit bildete das bewegte Leben auf dem Nil selbst. Pfeilschnell mit Strom und Wind jagten handeltreibende Dahabiehen an uns vorüber. Auch ein Dampfboot kam zu Thal mit fünf großen Barken im Schlepptau, welche vollgepackt waren mit braunen Arbeitern. Unter wildem Geschrei aus einigen Hunderten von Wüstenkehlen wurden wir beim Begegnen begrüßt, welches Geschrei unmittelbar darauf noch heftiger ward, als urplötzlich ein Windstoß von Westen hereinbrach und einen wirk-

lichen Sturm von einer Stunde hervorrief, der von unsern Dampfschiffen muthig bekämpft ward.

Desto reiner war durch die kleine Luftbrise der Nachmittag geworden. Das Bild im Norden und Nordwesten, die ewigen Pyramiden am Wüstenrande, die Palmeta am Nil, die ferne vom Himmel selbst getragene Moschee und die massigen Kalkflötze im Nordosten schienen, jemehr wir uns von ihnen entfernten, nur desto klarer zu schimmern. Dörfer lagen inselartig in stillen Wassern; Palmen und Acazien tauchten unmittelbar aus der reglosen Fluth auf, durch welche die Leute ganz unbefangen, kaum bis zum Knie sich netzend hindurch wanderten; ja selbst unzählige kleine weiße Reiher, die man wohl fälschlich für Ibisse ansieht, fanden an vielen Stellen den Grund und trieben mitten in der nassen Fläche ihr Jagdgewerbe, wobei das schneefarbene Gefieder sich haarscharf wiederspiegelte in dem ruhenden Wasser.

Aber immer wieder zieht der Westen mit seinen Jahrtausendmonumenten Blick und Gedanken nach sich. Ein einsam stehender Ziegelbau wird als die Pyramide von Lischt bezeichnet. Südlich davon tritt scharf erkennbar und glühend im Abendroth die Pyramide von Meidoum heraus, Haram-el-kedab genannt, die „Lügenpyramide", ein wunderlich gegliederte Bau. Denn aus einem Plateau steigen in einem halbrechten Winkel die Seiten auf, werden aber auf halber Höhe plötzlich

unterbrochen und bilden einen Absatz. Auf diesem Absatz steigt der Bau dann fast lothrecht weiter, um wieder einen Absatz zu bilden, in dessen Mitte sich dann endlich noch ein kleiner Aufsatz findet. So hat die ganze Construction etwas Unregelmäßiges an sich; kaum kann man von fern unterscheiden, was an dem Bau Natur, was Kunst ist; und daher mag der Name der Lügenpyramide gekommen sein. Doch leiten einige Erklärer den Ausdruck auch von dem Umstande her, daß hier das Fahrwasser des Nil einen weiten Bogen bildet, und die Schiffer, zumal auf der Fahrt zu Berg, den mächtigen Bau lange und von verschiedenen Seiten zu sehen bekommen, und zuletzt gar nicht aus der Stelle gekommen zu sein glauben.

Am merkwürdigsten ist indeß die Pyramide von Meidoun dadurch, daß sich in ihrer Nähe der Eingang in das berühmte Fayum befindet, jene merkwürdige in die Wüste hineingedrängte Oase, welche einen großartigen Beitrag liefert zur Geschichte der so energischen zwölften Dynastie.

Etwa unter 29° 30′ n. B. ist das Wüstenplateau auf dem Westufer des Nil durch einen Einriß getrennt. Dieser Einriß, eine Art von Hohlweg, führt in eine inselartig vom Wüstenlande umgebene Fläche von ungefähr 8 Meilen Durchmesser bei ziemlich kreisrunder Form. Nordwestlich von dieser runden Thalfläche bildet ein schmaler Binnensee mit bitterm

Wasser in halbmondförmiger Ausdehnung von 8 Meilen Länge die Grenze, Birket el Queroun, der bittere See genannt. Wenn diese runde Thalfläche mit süßem Wasser versehen werden konnte, so war sie fruchtbar. So ließ denn der König Amenemha III. aus dem Nil, aus dem mit dem Nil westlich parallel laufenden heute sogenannten Bahr Jussuf, den Josephskanal, einen Arm durch die eben bezeichnete Trennung im Wüstenplateau mitten in dieses Rundthal hineinleiten, und legte in dessen Centrum einen künstlichen Süßwassersee — meri — an, von welchem aus nach allen Seiten hinstrahlend Wasseradern durch die ganze kleine Provinz geleitet wurden. Schleusen und Dämme regulirten den Wasserstand. Zur Zeit des Steigens und Hochstandes des Nil füllte sich dieser See mit Wasser, meri, aus welchem Wort der Name Mörissee entstand. Nach geschlossenen Schleusen bildete er beim Fallen des großen Flusses ein wundervolles Reservoir zur Ernährung und Begießung des ganzen Distrikts. Das, was an Wasser gelegentlich überflüssig war, lief in den bittern See, Pi-om, wie er im altkoptischen heißt, aus welchem Wort dann der Name des Fayum entstanden ist.

Nördlich am Eingange in das Fayum steht noch heutigen Tages die Pyramide von el Lahun oder Illahun. Die anderen Wunderbauten sind verschwunden. Im Merisee selbst sollen nach Herodot zwei

Pyramiden gestanden haben. In der Nähe lag das der Sonne geweihte Tempelschloß Labyrinth mit seinen tausend Abtheilungen, wovon noch Spuren zu sehen sein sollen. Auch das alte Heracleopolis gehört hierher mit der neunten und zehnten Dynastie; — aber Heracleopolis, Oxyrrhynchos, und das auf dem rechten Nilufer gelegene Aphroditespolis — heute heißt die Stelle Atfieh — sind verklungene Namen. Höchstens bezeichnen noch Schutthaufen die Stätten, unter denen freilich noch immer kostbare Steindocumente zur Kenntniß der Egyptologie vergraben liegen mögen.

So nach allen Seiten hinschauend und von allen Seiten her angeregt erreichten wir am späten Abend die Stadt Beni Suef, von der nichts mehr zu erkennen war. Erst der Mondscheinmorgen des folgenden Tages (23. October) zeigte uns ein für eine Provinzialhauptstadt ungemein bescheidenes Etablissement, aus welchem uns eine Menge kleiner Jungen Kohlen in das Schiff trug. In wenigen Minuten war das gethan, und unser Feros-Ibis zog weiter, nicht ohne bei den Franzosen Neid zu erregen, deren Schiffe langsamer waren, und lange nicht so angenehme Accommodation boten, wie die unsrigen.

Von Beni Suef, auf dem linken Nilufer, fuhren wir quer über den Strom. Die schroffen Kalkhöhen am Ostrande sahen prächtig aus. Wundervoll rauschten die Palmen im Morgenwind. Still und friedlich

zogen die Reiher langsamen Fluges über dem Wasser dahin. Ferne von der großen Hauptstadt Masr ward auch der Nil stiller und einsamer. Einzelne kleine Dörfer unter den Dattelbäumen, einige unausbleibliche Dromedare und Büffel, Kühe, Ziegen und Esel, vergesellschaftet mit indolent aussehenden Menschen, — mehr wollte nicht auftauchen aus den Nilflächen und den grünenden Anpflanzungen.

Aber doch tauchte aus dem Wasser etwas Ungewöhnliches auf. Natürlich hatten die meisten „Eingeladenen" noch nie ein Krokodil im Freien gesehen; so ward denn mit Gier vor allen Dingen nach so einem „Timsah" ausgeschaut. Und wirklich — ein Timsah, ein Krokodilus! Alles stürzte herbei um das Unthier zu sehen, welches aber gewaltig schnaufte und Wasser aufwarf. Und siehe da, das Timsah war ein sogenannter „Wasserheiliger", welcher, als er den Feroz selbst nicht erreichen konnte, sich an der Dahabieh anklammerte, und dort von den Leuten mit vielen Umarmungen und frommen Exclamationen aufgenommen ward, denn er war ein muhamedanischer Heiliger. In jener Gegend findet sich eine Art von Kloster, dessen Insassen die Gewohnheit haben, an die vorübergehenden Schiffe zu schwimmen und zu betteln, so daß sie auf solche Weise förmliche Reisen machen. Wenige Stunden nach diesem Wasserheiligen kamen ihrer drei angeschnauft wie die Delphine. Diese aber

wurden viel weniger herzlich aufgenommen, weil sie Christen waren, deren Kloster in der Nähe sein sollte. Gott mag wissen, was eigentlich an dem ganzen Schwindel dran war. Seltsam sah es aus, wenn diese nackten braunen Hydrophilusarten so ganz indifferent wieder in die Nilfluth hineinsprangen, um dort ihr albernes Heiligenwesen weiter zu treiben. — Noch weiter hin tauchte eine dritte Heiligenspecies auf. Auf dem Ufer stand ein ganz nackter Kerl, der feierlich eine bunte Fahne präsentirte. Den nannte man gar einen Fahnenheiligen. Im Orient scheint jeder, der irgend eine paradoxe Faullenzerei ergreift und consequent treibt, zu einem Heiligen gemacht zu werden, wodurch der dortigen Staatsöconomie gewiß viele Ausgaben für Tollhäuser und Zuchthäuser erspart werden.

Wir müssen aber einen Blick auf den Nil werfen. Es fiel uns allen auf, daß im Westen, unter dem Rand der das Nilthal einschließenden Wüste ebenfalls Masten von Dahabiehn auftauchten. Wirklich fließt dort — man kann den Ausdruck unbefangen gebrauchen — ein zweiter Nil, ein Nebennil, der in so eigenthümlichem Parallelismus mit dem Hauptstrom läuft, daß man ihn für eine durchaus künstliche Anlage hat halten wollen, und sein Zustandekommen dem alten Heroen von Egypten, dem Joseph, der unter dem Namen Jussuf noch heutigen Tages einen guten Klang hat im Lande Mizraim, zuschreibt.

Schon oben nannte ich den Nil einen Abzugsgraben, oder vielmehr sein Bett einen Einriß in dem Wüstenplateau des nordöstlichen Afrika, durch welchen Einriß die sich im tropischen Afrika ansammelnden und mit Schlamm reich beladenen Wasser abfließen. Fast durchweg fließt der Nil hart am Ostrand dieses Einrisses hin, so hart, daß die zerhackte und zerrissene Kalkwand oft unmittelbar vom Strom bespült wird, und der Nilschlamm sich dort nicht ablagern kann. Auf seinem linken Ufer dagegen hat der Fluß Raum genug gefunden, nach und nach jene flachen Schlammmassen zu bilden, wodurch die ganze Landschaft, wie schmal sie auch sein mag zwischen den vollkommen öden Wüstenrändern, eine so reich gesegnete geworden ist. Beim alljährlichen Ueberfluthen des Wassers lagerte sich der Schlamm in der Nähe des Stromes selbst am meisten ab, so daß sich im Lauf der Zeiten die dem Nil zunächst liegende Gegend am meisten hob, und sich nach Westen zu leicht abflachte. So blieb im Westen eine so tiefe Depression, daß sich dort ein secundärer Nil etablirte, oder doch ein Parallelkanal leicht eingerichtet werden konnte, welcher mit dem Hauptstrom durch die mannigfaltigsten Zwischenverbindungen zusammenhängt, und ebenfalls von Süden nach Norden sich bewegt. Dieser Seitenarm des Nil, welcher in seiner untern Hälfte noch heute Bahr Jussuf, Josephsfluß, genannt wird,

läßt sich bis zum Ort Sohag (zwischen 26—27° n. B.) verfolgen, und heißt darum in seinem oberen Ende Sohagieh. Zwischen diesen beiden Stromparallelen ist alles Land wunderbar fruchtbar, eine herrlich angebaute Fläche, ein nur von Wasseradern unterbrochener Garten, in welchem freilich die Gärtnerwohnungen entmuthigend dürftig aussehen. Sie sind meistens nur aus ungebrannten grauen Nilschlammziegeln zusammengebacken; denn es regnet hier fast nie; ein ewig blauer Himmel liegt über dem Lande, und das Landvolk, dessen Leben ja doch ein ununterbrochener Gartenbau ist, denkt an keinen Häusercomfort.

Solch ein trauriges Lehmnest ist Bibeh, an dem wir vorbeifuhren, und von dem sich mehrere in großem Styl angelegte Zuckerfabriken mit den mächtigen Obelisken der neueren Industrie, den hohen Schornsteinen der Dampfmaschinen, auf das Vortheilhafteste unterscheiden. Nicht viel besser sieht Abu Girgeh aus; doch erbaut man sich immer wieder gern an den hübschen Dattelpalmenhainen, die solchen Ort romantisch umgeben, und ihn fast zu einem Indianeridyll machen. Oder man blickt empor an den schroffen scharfzersplitterten hellgelben oder manchmal weißen Kalksteinpromontorien, die sich auf der Ostseite in den Fluß hineindrängen, und dann nicht einmal einen Fuß breit Raum gewähren zu einer Landung.

Hinter den Palmen von Samalout ging uns die Sonne wüstenglühend unter. Die östlich am Nil hinlaufenden Kalkhöhen brannten wie Alpenspitzen. Von den Schiffen aus konnten wir dort Felsengräber und Grotten erkennen, die der ältesten Landesgeschichte angehören. Bald deckte eine prachtvolle Sternennacht, die wohl mit einer brasilianischen Sternennacht verglichen werden darf, die krautbedeckte Erde und den Wüstenrand, und wir erreichten mit unsern Dioscurenschiffen Feroz-Ibis, weit vorausgeeilt den anderen Fahrzeugen, die bedeutende Stadt Minieh auf dem linken Nilufer, eine der ersten von ganz Egypten und Residenz eines angesehenen Pascha oder Mudir.

Da nun bei Nacht und Nebel in Minieh nichts anzufangen war, aber doch die Etikette es uns nicht verbot, dem Machthaber einen Besuch abzustatten, so beschlossen wir, in corpore dem Mudir oder Gaimakam eine Visite zu machen. Einige Officianten, die an Bord gekommen waren, hatten die Freundlichkeit, uns den Weg zu zeigen. Ein Kawasse mit einer riesigen Laterne schritt vorauf, und unser Zug setzte sich gänsatim in Bewegung.

Gott mag wissen, durch welche Gänge, Löcher, Thorwege und Unmöglichkeiten einer egyptischen Finsterniß wir hindurchwanderten. Lehmwege ohne Straßenbeleuchtung, Lehmhäuser ohne Fenster, also auch ohne Lichtschimmer, — keine athmende Seele mehr

zu erleben, das war die große Stadt Minieh am Abend! Endlich hieß es: „Dies ist des Selim Pascha Palast". — Aber der Pascha war nicht zu Hause. Sein Osmin bedeutete uns, er wäre an Bord seines Dampfschiffes gegangen, um uns dort zu empfangen. Und nun war es ganz augenscheinlich, daß man uns durch all die Straßenimpossibilitäten kreuz und quer geführt hatte, um den Gouverneur vor unserm Ueberfall zu warnen, und ihm Zeit zur Flucht auf sein merkib wapûr, sein Dampfschiff zu geben, da der nächtliche Besuch so vieler interessanter Europäer gewiß seinen ganzen Harem noch mehr in Aufruhr gebracht haben würde, als jene verruchte Dudugeschichte in Byrons Don Juan den Serail des Großherrn von Stamboul.

Wirklich war unser Rückmarsch an das Ufer vier mal so kurz, als unser Hinweg. Auf dem Verdeck seines Dampfbootes, welches mit unsern Feroz eine frappante Aehnlichkeit hatte, empfing uns der Mudir mit ausgesuchter Höflichkeit. — Aber doch war die Scenerie urkomisch. Am Steuerende des Verdeckes stand ein Sopha; in der einen Ecke saß der Mudir, in der andern der Geheimrath Lepsius, — eine feierliche Lücke war zwischen beiden geblieben. Neben dem Mudir stand ein Dragoman, wir Andern bildeten ein großes Oval auf herbeigeholten Stühlen. In der

Mitte des Kreises standen auf dem Boden vier hohe Blechlaternen. — Verschiedene Araber reichten Kaffee umher, wobei es sich denn sehr leicht herausstellte, daß nur zwölf Schälchen da waren. Vor Allem entschuldigte sich der Mudir, daß er uns keine „Fantasia" geben könnte; die Almehs von Minieh wären nicht zu Hause, — wozu ich bemerke, daß jeder Tanz, jede Schaustellung, Reiterspiel u. s. w., besonders aber die Tänze der Almehs Fantasia genannt werden, und daß Almeh eigentlich eine Sängerin von Profession bedeutet. Da nun solche Almehs beim Singen auch tanzen, so nennt man Almehs meistens Tänzerinnen.

Eine „Fantasia" bei Fackelschein! Die hätten wir Neulinge im Orient allerdings gar zu gern gesehen, — aber es ging nun einmal nicht. Dagegen ward unter uns selbst eine kleine Fantasia improvisirt, die unsere Fassung, wenigstens die meine, vollkommen in die Luft sprengte. Ein Nichts war es, und doch Angesichts der feierlichen Situation à la Turandot urkomisch.

Einer der älteren Eingeladenen, der durch seine echte Gemüthlichkeit von jeher unsere Herzen gewonnen hatte und deßwegen allgemein „Abu X — Vater X" genannt ward, war etwas zurückgeblieben, und kam erst an Bord, als schon Alle sich gesetzt hatten. Er erkannte die Situation nicht und also auch nicht den

Großwürdenträger, der seinen egyptisch-europäischen Rock trug, und sich in nichts, zumal nicht bei der sonderbaren Laternenbeleuchtung, von uns Allen unterschied. Da nun der feierlich ceremonielle Mittelplatz auf dem Sopha der einzige Sitzplatz war, der noch offen stand, so setzte sich unser gemüthlicher Freund Abu X. mit dem Ausdruck der innigsten Zufriedenheit „zwischen dem Tiger und Leu'n mitten hinein". Der Unglückliche! fataler Weise hatte er in der Hast des Nachkommens seine Toilette unvollendet gelassen, und der Formfehler trat um so schärfer hervor, als er sich im Sopha gemüthlich hinten überlehnte. — Nie ist wohl ein homerisches Lachen krampfhafter unterdrückt worden, als bei uns Allen in jener Minute. „Was habt Ihr denn, Ihr seid ja Alle so stille", sagte Abu X. nun noch gar, als ob er mit Blindheit geschlagen wäre, während der arme Mudir sichtlich wie auf Kohlen saß, als er uns Alle mit förmlicher Qual das Lachen verbeißen sah. Immer erstaunter und mit immer größerer Heiterkeit und Unbefangenheit musterte uns aber unser Freund nach der Reihe, bis er denn endlich den Pascha neben sich erblickte. „Ih, was ist denn das für Einer?" fragte er seelensvergnügt, und legte dem Türken cordial die Hand auf die Schulter. Jetzt ging es nicht mehr! Alle Etikette hörte auf; wir mußten lachen trotz aller orientalischer Gravität. Und nun erklärte sich das

Ding natürlich so, daß unser Freund im Dunkeln unser eigenes Schiff wieder betreten zu haben meinte, und darum that, als ob er zu Hause wäre. Erst der neben ihm sitzende Mudir war ihm fremdartig vorgekommen; aber vollständig überzeugte er sich von dem Quiproquo erst, als wir unter feierlichen Höflichkeitsbezeugungen vom Bord gingen, und ihn auf die höchst störende Nachlässigkeit in seiner Toilette aufmerksam machten, was ihn aber nicht im Geringsten in seiner Gemüthlichkeit störte.

Die Heiterkeit über den Vorfall zog sich bis in die Nacht hinein. Ihr folgte ein starker Windstoß mit vieler Bewegung und Unruhe auf dem Nil; denn die Franzosen kamen auf ihren Schiffen an, und konnten nur mit einigen Schwierigkeiten passende Anlegeplätze erlangen. Ganz spät kamen noch einige Unglückliche, die gar zu schlecht accommodirt waren, auf unsern Feroz geflüchtet, und es fand sich, daß wir unsere Section noch um neun Franzosen vermehren konnten. Das söhnte das französische Element, welches wegen der Güte unseres Schiffes etwas neidisch auf die Savants Allemands geworden war, wieder vollkommen mit uns aus. Aber doch entstand, was ich hier vorgreifend anführen will, schon am folgenden Tage wieder eine kleine Rivalität zwischen dem norddeutschen Bund und Frankreich, die um so tiefer saß, jemehr wir uns den Gegenden näherten, in denen

wir die Besichtigung der alten egyptischen Bauten und Monumente beginnen konnten. Vorausgeeilt wie immer, erhielten wir auf der nächsten Station eine Depesche, — es geht ein electrischer Drath bis nach Assuan —, wir möchten warten. Also warteten wir. Langsam kam nach einigen Stunden die Gesellschaft nach. Es ward eine Conferenz gehalten, deren Resultat auf Antrag des Tonino-Bei war, daß wir immer zusammenbleiben möchten.

Und ganz verschämt tauchte der Grund auf. In unserer kleinen nordischen Gesellschaft fanden sich vier Egyptologen von Fach, unter ihnen die berühmten Lepsius und Dümichen; bei den Franzosen befand sich nicht ein Einziger. Und doch wimmelte es unter ihnen von Zeitungsreferenten und Schriftstellern. Sie hatten aber gehofft, Mariette Bei würde mit ihnen gegangen sein. Als der nun zum Empfang und zur wissenschaftlichen Begleitung der Kaiserin Eugenie von Frankreich in Kairo zurückbleiben mußte, hatten sich die Franzosen ohne alle wissenschaftliche Führung aufgemacht. So mußte denn das deutsche Wissen wieder einmal auch für Frankreich in die Schranken treten, namentlich in der Person unseres Lepsius, welcher mit unermüdlicher Güte und Geduld später bei jedem egyptischen Monument einen französischen, allen Deutschen verständlichen Vortrag hielt, wofür ihm gewiß die französische Presse gedankt haben wird, falls sie

nicht absichtlich und engherzig diese kleine moralische Niederlage des gelehrten Paris auf egyptischem Boden lieber verschwiegen hat. —

Doch blieben wir noch in Miniéh! Am nächsten Morgen (24. October) ward die Stadt durchwandert, ein Ort von ungefähr 40,000 Einwohnern inmitten der göttlichsten Schweinerei, die man nur sehen kann. Freilich ist die Hafenfront einigermaßen stattlich. Eine Reihe von zweistöckigen Häusern sieht ganz einladend aus; diverse Schornsteine verkünden begonnene Industrie und Fabrikation; selbst die am Ufer aufgehäuften Steinkohlen erzählen Geschichten vom König Dampf; ja der Pfiff einer Locomotive und ein kleiner davon rennender Eisenbahnzug rufen einen freudigen Schreck hervor, ebenso wie der unter Dattelpalmen durchlaufende Drath. Doch sind das nur Anachronismen. Die echte Stadt Miniéh ist noch so unerschütterlich orientalisch, daß man beim Durchwandern derselben wirklich seine Lust daran hat.

Miniéh, wenn auch ein Hauptort, war doch immer die erste Provinzialstadt, die wir genau besehen dürfen. Sie läßt sich sehr kurz beschreiben. Zwischen grauen Lehmwänden führen graue Straßen hin und her. Thüren, Pforten, Löcher bilden Durchgangspunkte für Menschen, Vieh, Luft und Licht. Ab und an thun sich auch einmal in höheren Regionen Fensteröffnungen auf; aber Alles ist und bleibt lehmgrau. Nur die

Menschen sind dunkelbraun, nur die Dattelpalmen grün, — wirklich, man begreift nicht, wie Alles, eine ganze, große Stadt aus grauem Lehm zusammengeschmiert sein kann; aber man begreift, wie die armen Juden dermaleinst, als sie für den Bau der Stadt Ramses die Ziegelsteine backen mußten, ungeheure Vorräthe zu fabriziren hatten, wobei zu bemerken ist, daß dasselbe Stroh, von dem im Exodus, Cap. 5, die Rede ist, noch heute als Bindemittel beim Anfertigen der Lehmsteine gebraucht wird. —

Gravitätisch wie ihre Dromedare schreitet die Arabïa — das Wort immer mit langem i, wenn es collectiv das Volk bezeichnet — schmauchend durch die hohlen Gassen. Nacktes Kindervolk in Ermangelung der Schweine wälzt sich im Dreck, welcher hier nach dem altsemitischen dereck identisch mit Weg, Gasse ist. — Faullenzend liegen die Weiber auf Matten umher; — so trifft man die Familientrias Mann, Frau und Kind durch den ganzen Ort. — Ein schmaler Bazar von ziemlicher Länge bietet dem Stadtleben den hinreichenden Luxus, und zeigt sogar, wie derselbe fabrizirt wird, was ganz interessant ist. Die kleinen und großen Buden verkaufen nicht nur, sondern sie produziren auch unter den Augen der Vorübergehenden die Artikel des Verkaufes. Das klopft und hämmert überall auf Blech und Kupfer, das webt und dreht Schnüre aus Baumwolle und Seide, —

Schuhe werden gemacht, und Pantoffel (papusch) hübsch und zierlich zusammengenäht, — und zuletzt begreift man nicht, was solch eine Lehmstadt mit all dem Luxus will, trotz der 40,000 Einwohner.

Das Wundervollste aber ist eine Marktscene in Miniéh, oder eigentlich hinter Minieh, wo Nilschlamm, Wasserteiche, Palmenhaine, Häuser, Felder und zuletzt noch Menschen und Vieh im lieblichsten Frieden fraternisiren, denn wirklich Viehmarkt und Gemüsemarkt, Krammarkt und Geldmarkt, alles ist hier zusammen, und an dem Treiben sieht man doch, daß Miniéh eine lebhaft bevölkerte Stadt ist, und ein hinter aller ernsten Maske höchst humoristisches Völkchen besitzt. Dort z. B. ist Dromedarmarkt! Kaum bleibt man stehen um sich die riesigen Thiere anzuschauen, so werden sie Einem gleich aufgedrungen. An der Eloquenz der Verkäufer sieht man, daß die wandelnden Wüstenschiffe die seltensten Tugenden haben; an dem Zählen der Finger bemerkt man, daß die Waare „spottbillig" ist. Kauft man aber kein Dromedar, und wendet man den Rücken, so reißt der Beduine einen Witz, daß der halbe Markt lacht, natürlich auf Kosten des Europäers, der nichts Besseres thun kann, als mit zu lachen. Dort wird Einem ein Büffel angeschnackt, hier soll man einige Ziegen mitnehmen, vor Allem einen zierlichen Esel kaufen. Die Kerle sehen es gern, wenn man in der heiteren Morgen-

stunde auf ihre närrischen Handelsfarcen eingeht; denn lachen mögen sie Alle gern, und so ein Zug Europäer, denen es auf den ersten Blick anzusehen ist, daß sie von den listigen Arabern bei jeder Gelegenheit barbirt werden würden, ist ihnen ein höchst humoristischer Zug. —

Aber doch ist es bei den Verkäuferinnen noch viel interessanter. Auf einer Matte am Boden inmitten ihrer Waaren sitzend, bieten sie einen köstlichen Anblick. Meistens kräftige gesunde Figuren von dunkelbraunem oft fast schwarzem Kolorit haben sie volle, nicht gerade schöne, aber doch keineswegs unschöne Gesichter mit schwarzen Augen, deren lange Wimpern ihnen einen melancholischen Ausdruck geben. Wunderlichen Schmuck tragen die Meisten, Ringe durch die Nasen und Ohren, oft durch einen Nasenflügel oder durch den oberen Rand des Ohres gezogen, öfter dann zwei oder drei dicht nebeneinander, — dazu viele Halsketten von Perlen aller Arten, — selbst große weite buntgefärbte Glasringe um Nacken und Hals durch die sie mit dem Kopf durchschlüpfen, — um die Arme gelbmetallene Armbänder, und silberne Fingerringe oft an allen Fingern, — kurz solch Beduinenmädchen sieht oft aus, wie eine lebendig gewordene Mumie, wie ein heidnisches Götzenbild. So bieten sie ihre Gartenwaaren, ihre Quincailleriesachen überall aus, und geben die originellsten Bilder ab.

Mitten aus dem bunten durchaus afrikanischen Markttreiben pfiffen uns die Signalpfeifen unserer Schiffe ans Ufer, und nach wenigen Minuten rauschte unsere Flottille wieder auf dem Nil und dem gegenseitigen Gestade wieder zu, dessen steiles Kalkufer nicht nur schroff und malerisch schön ist, sondern auch, — ein seltsamer Gegensatz zu dem Modernismus von Minièh —, durchaus klassisch und reich an Hypogäen und Denkmalen aus den verschiedensten, zum Theil sehr alten Zeiten der längst vergangenen Pharaonen. Wir hatten vor, schon bei der Auffahrt nach Theben und Assuan die berühmtesten dieser Grabmäler, die von Beni-Hassan zu besuchen. Aber noch immer war der Wasserstand des Nils so hoch, daß wir ohne Zeitverlust keinen passenden Landungsplatz finden konnten, und deßwegen den Besuch für unsere Rückkehr aufschieben mußten. Wir begnügten uns also mit dem Anschauen der seltsamen sechsunddreißig Felsenthüren, welche auf halber Höhe der Felswand eingehauen, theils Portale und Säuleneingänge, theils nur einfache viereckige Oeffnungen bildeten. Weiter südlich von ihnen und etwas zurücktretend in eine Felsenschlucht befindet sich dort noch eine Grotte der Artemis, während uns diesen alten Denkmalen schräg gegenüber ein mächtiger Tempel des modernen Amun Ra, des Gottes „Dampf" mit seinen riesigen Qualmobelisken zu einem Besuche einlud.

Ich meine damit das Etablissement von Roda, wirklich eine Normalanlage für die Zuckergewinnung und eine der bedeutendsten Domainen am ganzen Nil, in welcher jährlich, wenn ich mich nicht verhört habe, 80,000 Centner Zucker gewonnen werden. Die weiten Fabrikgebäude enthalten förmliche Etagen von Gußeisen und unabsehbare Apparate zur Gewinnung des Zuckers, welche ich hier nicht weiter erklären kann. Wenn ich beim Anblick der gewaltigen Anlage von Roda an die große Zuckerdampffabrik des ehemaligen brasilianischen Ministers Gonçalves Martins, einige Meilen von Bahia entfernt, zurückdachte, so kam mir diese brasilianische Fabrik, die bei Gelegenheit meines Besuches (1859) ungefähr 4500 Centner Zucker jährlich produzirte, obwohl sie auf 25,000 Centner berechnet war, wirklich wie ein Puppenspiel und dabei sehr unordentlich vor. — Der Director der Fabrik von Roda, ein Engländer, der sein Fach ungemein genau zu verstehen schien, und unermüdlich war, uns Alles zu zeigen und über Alles Aufschluß zu geben, meinte selbst, daß die Anstalt eine der Bedeutendsten und Normalsten wäre, die er gesehen hätte. So war denn dieser Besuch in hohem Grade interessant für uns Alle. —

Wir dampften weiter. — Der Fabrik von Roda gegenüber liegen in einem ausgedehnten Palmetum die Ruinen von Antinoë, von denen man selbst im

flüchtigen Vorüberfahren noch einige Reste eines Theaters und Hippodroms erkennt, Antinoë benannt nach jenem Antinous des Kaisers Hadrian, welcher hier im Nil seinen Tod fand. Zum Andenken an seinen Liebling baute Hadrian das hier liegende Besa wieder auf, und nannte den Ort Antinoë. — Der Gott Bes aber stammte nach Mariette aus Asien, ein Art Kriegsgott, auch Gott des Tanzes, der Musik; eine kleine Statue von ihm aus blauem Porcellan findet sich, aus Memphis stammend, im Museum von Boulacq (Nr. 188).

Prächtig sahen südlich von dieser berufenen Stelle die vom Abendroth bestrahlten Kalkhöhen links von uns aus, die schroff in den Fluß sich hineindrängend, denselben zu einem großen Bogen gezwungen haben. Wirklich glaubt man vor solchen vom Nil umspülten Kalkgestaden manche Parthien der englischen Kanalküste bei Windstille zu erblicken. — In üppigem Grün nach Westen hin liegt hier der Ort Mellawe-el-Arisch. etwas südlicher davon auf dem Ostufer des Nil, aber etwas zurückgezogen in das Gebirge hinein Tel-el-Amarnah, das „Thal von Amarnah" mit merkwürdigen Ruinen. — Aber es war jetzt ganz dunkel geworden, und wir mußten unsern Tag abschließen, und unsere Schiffe vor Gerf-er-serhan oder Gerfsahran anbinden. Selbst im Dunkeln noch konnten wir erkennen, daß wir vor einem traurigen kleinen Nest unsere Anker-

stätte genommen hatten auf dem linken Ufer des Flusses.

Um so muthiger und fröhlicher dampften wir am folgenden Morgen unter dem schroffen Kalkgestade des Ostufers hin, von dessen oberem oft weithin eingerissenen Rand der Wüstensand lawinenartig heruntergequollen war, und in wellenartiger Form abgelagert fast wie ein Wüstengletscher aussah. Wirklich trafen wir auch hier weitausgedehnte Sandbänke im ungemein breiten Strom, auf denen wir jedoch vergebens nach Krokodilen, obwohl sie hier vorkommen sollen uns umsahen, so daß wir endlich die große Tagesfrage: Timsah!? aufgaben, umsomehr, da wir an mehreren Stellen die Leute sich ganz harmlos baden sahen.

Destomehr Felsengräben und Felsenwohnungen fanden wir in der Kalkwand am Ostrande des Stromes, ja manchmal schien sich Thür an Thür zu drängen. In einer solchen Thüröffnung sahen wir einmal eine ganze Familie sitzen; hinter den Menschen ragte der Hals eines Dromedars hervor. Ein mächtiger Schutthaufe in einem kahlen Thal verkündete uns, daß hier einst ein Ort gestanden. Auf halber Höhe eines Abhanges, welcher sich in eine wüste Schlucht hineindrängte, war ein ärmliches, aus grauem Lehm erbautes Koptenkloster zu erkennen. Unten im Grunde selbst lag der Kirchhof. Eine Menge aufrechtstehender weißer

Steine mit schwarzen koptischen Kreuzen bewies uns, daß hier schon mancher Einsiedler begraben lag. Ich dachte an die Zeiten, in denen die ersten Christen in die Thebaica hineinzogen, um sich in der Wüste ganz einem beschaulichen Leben zu widmen. — Dann folgten wieder Felsenwohnungen über Felsenwohnungen mit regelrecht zugehauenen länglichen Eingangsthüren. Offenbar waren sie alte Grabstätten gewesen. Wir zählten binnen Kurzem über 150 solche Grabeingänge, in deren innern Räumlichkeiten sich Kopten und Araber brüderlich getheilt zu haben schienen, wenn diese Hypogäen auch nur zu nächtlichem Aufenthalt dienen mochten.

Eben nördlich von Manfalout tritt der Nil mehr in die Mitte seines ganzen Thales hinein, so daß uns unsere Wasserfahrt recht eigentlich zwischen fetten fruchtbaren Gestaden hinführte. Manfalout selbst gewährt wenigstens im Vorüberfahren einen ganz hübschen Anblick. Hier lag früher das alte Hieraconpolis. Am Westrand des Nilthals ragt eine einsame Ziegelpyramide hervor, ein für diese Gegend ganz ungewöhnlicher Anblick; der Bau mag wohl eine Beziehung zu der eben genannten spurlos verschwundenen Stadt gehabt haben.

Ungemein friedlich fließt der Nil hier durch die Landschaft. Hübsche Viehheerden zeigten sich zu beiden Seiten auf seinen Ufern. Oft glich der erweiterte

Strom einem spiegelglatten, reglosen Landsee, auf dessen weithin sich dehnenden Schlammflächen Hunderte von Reihern und Pelikanen (Peleschon bei den Arabern) behaglich sich sonnten im Nachmittagssonnenstrahl und der ringsher von Palmenhainen eingerahmten Landschaft und deren üppiggrünenden Fluren den feierlichen Ausdruck eines wunderbaren ewigen Friedens und eines einfachen paradiesischen Urzustandes gaben. Je näher der Abend kam, je stechender und ermattender die Strahlen der sinkenden Sonne wirkten, desto bedeutender mehrten sich die Schaaren der ruhenden Vögel. Ganze Bänke waren von ihnen bedeckt, und nur einzelne wenige bequemten sich, wenn ihnen ein Dampfboot zu nahe kam, in langsamem Fluge davon zu ziehen, wo sich denn die großen Pelikane als starke, ausgezeichnete Flieger bekundeten.

Inmitten solcher friedlichen Nachmittagsfeier erreichten wir die bedeutende Stadt Siout, ebenfalls eine Provinzialhauptstadt und der Sitz eines Mudir. Da das Dampfboot mit unsern Reiteseln unmittelbar folgte, und wir noch auf einige Stunden Tageshelle rechnen konnten, so ward noch ein Ritt vorgeschlagen zu alten Felsengräbern dicht hinter der Stadt, eine Art von Proberitt, der erste, der uns in das alte Egypten einführen sollte.

Doch liegt Siout selbst nicht unmittelbar am Nil. Der Landungsplatz ist nur eine Art von Hafen, von

getrennter Vorstadt, rings umgeben von fruchtbaren Gartenanlagen und Anpflanzungen. Von hier führt ein breiter Damm, eine prächtige Allee, eine kleine halbe Meile lang, durch eine noch großentheils unter Wasser stehende Fläche zur Stadt, vor der sich eine Brücke mit einer großen Schleuse und ein altes Thor unter mächtig hohen Bäumen befinden, so daß man beim Ankommen den Eindruck bekommt, als ob man eine cultivirte Stadt betrete. — Etwas zurückgeblieben hinter der Schaar der berittenen „Eingeladenen" durchirrte ich anfangs mit einem älteren Begleiter die Stadt mit ihren hohlen Lehmgassen und ihrem halbdunkeln Bazar, ohne daß wir den Ausweg nach den Grotten im Westen finden konnten. Um nun aber vor allen Dingen nicht ganz verloren zu gehen, schlugen wir nach einer halben Stunde den Rückweg ein, und erreichten glücklich den Hafen, wo man uns indeß den Weg durch Siout als so leicht auffindbar auseinander setzte, und die Grotten als so nahe bei der Stadt beschrieb, daß wir beide Verirrte noch einmal unsere Eselchen bestiegen und der Stadt zutrabten. Wir erreichten glücklich wieder das Stadtthor, und hielten uns links, wo uns der Telegraphendrath zum sichern Wegweiser diente, und zur Stadt hinausführte.

In geringer Entfernung lag das Kalkplateau der westlichen Wüste vor uns. Zwischen ihm und der

Stadt war die Gegend ein großer, grauer Landsee, durch den eine auf einem breiten Damm hinlaufende Fahrstraße hindurch führte. Hier kam uns zwar schon der rückkehrende Schwarm der Genossen entgegen; doch hinderte uns das nicht, den Ritt allein fortzusetzen, um die berühmten Gräber von Lycopolis, wie Siout von den Griechen genannt ward, zu sehen.

Bald hatten wir den Wüstenrand erreicht, und gaben unsere Thiere einem kleinen arabischen Jungen. Nach einigem Klettern gegen die Kalkwand empor, standen wir vor der untern großen Grotte, welche in jener Zeit gemacht ward, als Jacob nach Egypten zog, zur Zeit der zwölften Dynastie. Schon damals hieß der Ort Siout. — Nur wenig ist an dem mächtigen Grabgewölbe noch zu erkennen; man findet allerlei Kriegsschaaren fast ganz verloschen auf den Wänden gemalt; Zeit und Muthwille haben ihr volles Recht und Unrecht daran ausgeübt. Und doch macht die Halle im natürlichen Felsen einen ernsten Eindruck. Wie viele Völker und Menschengeschlechter sind daran schon vorbei gezogen!

Oben über dieser großen Katakombe liegen einige andere kleinere Grabhöhlen. Bei starkem Auftreten in denselben oder lautem Rufen scheint der ganze Fels zu vibriren. Man tritt auf einer Unterwelt umher, in die man hineinzubrechen unwillkührlich fürchtet, ohne daran zu denken, daß diese geheimnißvollen Ge-

wölbe schon manches Jahrtausend sicher getragen haben. — Alle Hypogäen scheinen längst ausgeplündert zu sein. Verschiedene Knochen von Menschenextremitäten und einige umherliegende Schädelfragmente erzählen, daß man die hier ruhenden Mumien zerriß, um Schätze an ihnen zu finden, wie das in den meisten Gräbern ausgeübt worden ist, wenn Araber zuerst dort eindrangen; Europäer pflegten ganze Mumien zu entführen.

Eine überraschende aber echte Nilansicht genoß ich vor dem Eingang in die große Grotte. Weithin erstreckte sich noch die Ueberschwemmung des Stromes; und die Segnung seiner Ueberfluthung sah aus wie eine mächtige Vernichtung. Mitten in dem weiten grauen Binnensee schwamm das orientalisch-stattliche Siout, aus welchem ein Dutzend Minarets nadelschlank gen Himmel emporragten. Nicht fern davon lag, ebenfalls mitten im Wasser, das weiße kuppelartige Grabgewölbe eines Heiligen oder Scheich, wie man deren so häufig am Nil, namentlich auf den höchsten Stellen der Kalkeinfassungen längs des Flusses findet. — Einige Baumalleen durchschnitten die Fluth. Zahlreiche Dattelpalmen standen im Wasser umher, welches in einem sehr künstlichen System, hier höher, dort niedriger aufgestauet, die Stadt umgab. — Im Osten dagegen, am eigentlichen Nil, dessen nächstes Bett ja, wie ich vorhin andeutete, etwas höher ange-

schwemmt ist als die Westsenkung, in welcher der Bahr Jussuf schließt, war Alles grün, eine reichgesegnete, von Bäumen in anmuthigem Wechsel durchsetzte Landschaft, durch welche Menschen und Heerden, und einige hundert Fuß über diesen zahlreiche Pelikane und Reiher im unbefangensten Lebensgenusse einherzogen, während die weißglänzende noch im letzten Abendschimmer leicht rosig angehauchte Kalkwand im Osten das weiche orientalische Bild scharf einrahmte. — So ganz fremdartig, so ganz nilotisch sah das ringsher umfluthete Siout aus, und doch lag es da mitten im Wasser, wie etwa Ratzeburg mitten im See, welcher freilich statt eines vegetationslosen Kalkgebirges vom herrlichen nordischen Hochwald umgeben ist.

Eine feierliche Abendstunde, in welcher uns Land und Stadt gar hübsche Gruppen von Menschen und Vieh mitten im dolce far niente des Morgenlandes erblicken ließ, führte uns zurück an die üppigen Anpflanzungen unmittelbar am Nil und an unsere Abendtafel, deren occidentalischer Luxus sich ganz vortrefflich mit unserer ersten Excursion in das alte Egypten hinein vertrug.

Zu allem Genuß des eben im Westen untergesunkenen Tages aber sollte uns der Abend noch ein seltsames Schauspiel bringen. „Sie werden heute Abend eine Fantasia haben" entdeckte uns beim Nach-

tisch unser Dragoman Schäffer, — „hier gleich am Ufer". Der würdige Mudir, der uns selbst nicht hatte empfangen können, hatte von Siout aus den Befehl gegegeben, uns mittelst einer Fantasia ein kleines Fest zu geben, worauf wir natürlich mit großer Spannung warteten.

Wirklich gestaltete sich Alles ganz einladend zu einer solchen Fantasia. Das Ufer war reizend. Gartenanlagen wechselten mit freierem Feld, Durrahanpflanzungen mit Acazien und Palmen. Einzelne hübsche weiße Wohnungen dämmerten hervor aus dem Grün der Gegend und dem letzten Spätroth des Abends. Am nördlichen Ende schloß ein stattliches Gebäude den Uferstreifen ab. — Nach und nach kamen einzelne Haufen von Arabern zum Vorschein, welche Stühle, soviele aufzutreiben waren, um einen freien Platz herumstellten. In einigen kleinen runden Reifgeflechten aus Eisen auf Stangen, welche um den Platz eingepflanzt wurden, ward ein Fackelfeuer von harzigem Holz angemacht. Zuletzt ward noch ein Teppich auf der einen Seite des von Palmen überdachten Tanzplatzes ausgebreitet. Und als nun die Fackeln recht hell loderten, wurden wir solemniter eingeladen, ans Land zu kommen.

Consedere duces et volgi stante 'corona! Erwartungsvoll saßen wir im Kreise da; hinter uns drängte sich die Arabia zusammen, deren Straßenjungen

ebenso impertinent sind, wie unsere Gassenjungen und die Moleques von Congo und Loanda. Endlich traten auch die Almèh's, welche singen und tanzen sollten in den Raum, welchen sie, jeden Einzelnen der hämonischen Proceres mit einer Handbewegung begrüßend, einmal durchschritten. Sie setzten sich mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen auf den Teppich, und ließen von einigen arabischen Musikanten, die hinter ihnen sich niederhockten, mittelst kleiner Handpauken — tarabukhah —, und höchst urzuständlichen Fiedelinstrumenten nebst einer Art von Pfeiffe einen schaurigen Musiklärm beginnen. Nachdem dieses „verwirrte Chaos und musikalische Ungeheuer", wie Carl Maria von Weber Beethovens Eroica bei ihrem Erscheinen benannte, im vollsten Gange war, standen die Mädchen nach der Reihe auf und begannen unter zitternden Bewegungen an zu gehen, zu trippeln, zu tanzen.

Es waren im Ganzen fünf Almèh's. Drei von ihnen waren an Wuchs, Gesichtsbildung und Anzug unansehnliche Mädchen. Die Eine trug ein blaugrünes, die Andere ein graues, die Dritte ein weißes Kleid von Baumwolle und von ganz gewöhnlichem Schnitt, dazu einen leichten Schmuck um den Kopf und einige Spangen um die Handwurzel. Alle drei schienen nur eine Art von Chor zu bilden, und den beiden anderen Heldinnen, den Löwinnen des Abends, nur zur Folie zu dienen.

Die beiden Anderen aber waren ein paar wirkliche Löwinnen, besonders die Eine, die wir uns als Prototyp einer „Sängerin“ etwas genauer ansehen müssen.

Sie war eine große, volle, übermüthig aussehende dunkelbraune Dirne. Auf dem Kopf trug sie ein kleines rothes mit Gold gesticktes Käppchen, unter welchem das schwarze, in hundert kleine Zöpfchen geflochtene Haar nach allen Seiten herunterfiel, jede Flechte mit einer Menge kleiner Goldbleche geziert; sogar das volle Gesicht war mit diesen Zöpfchen behängt, so daß die Augen zwischen dem netzartigen Visir hindurch blitzten, wie die Augen einer Tigerin durch die Stäbe ihres Käfigs. Ein rothseidenes, bunt durchwirktes Kleid, oben am Hals eng anschließend und den vollen Oberkörper fest umgebend', wallte von den Hüften in vielen Falten bis zum Boden hernieder. An der Brust stand es vorn auseinander; die Lücke war mit einem weißen Flor ausgefüllt, den die wilde Brust augenscheinlich zu zersprengen drohte, wie denn überhaupt die ganze vom seidenen Stoff dicht umflossene Büste alle Augenblicke die enge Haft sprengen zu wollen schien. Um Hals und Brust hingen viele Ketten von blanken Metallblechen; die Finger trugen eine Menge Ringe. Zwischen dem Daumen und Zeigefinger beider Hände hatte sie, wie alle Anderen, kleine

messingene Cymbeln, mit denen sie geschickt und hellklingend den Tact schlug.

Die Bewegungen, die die Almèh's einzeln oder gegen einander machten, kann man unmöglich Tanzen nennen. Sie bestanden vielmehr in einem langsamen Vorwärtsrutschen, einem Sichvorwärtsschieben, einem convulsivischen Zittern des ganzen Körpers, besonders der Hüften und der Schultern; ein — ich möchte sagen — ekelhaftes Besessensein der Muskeln ist die Hauptpointe der ganzen Geschichte, gerade wie die Negerinnen in Brasilien bei ihren Orgien das ebenfalls zeigen, bis ein Polizist mit seinem Stock dazwischen springt, und den schwarzen Dirnen den Tanzdämon mit einigen tüchtigen Hieben austreibt. — Nur manchmal, wenn sie am Ende des Tanzplatzes eine Wendung machten, hoben die Almèh's den Fuß etwas vom Boden auf mit dem Ausdruck einer klotzigen Schwerfälligkeit, und da erblickte man denn wohl ein elephantenartiges Pedal, fast ebenso unschön, wie eine wirkliche Elephantiasis Arabum, über dessen Knöchel ein weites, zugeschnürtes Beinkleid sich schlotternd anschloß. Jede Bewegung war unschön, ungeschickt, widerlich und selbst in hohem Grade gemein.

Aber doch ist das Singen bei solcher Fantasia das eigentlich haarsträubende Element, zumal in dem Augenblick, wenn sich zwei Almèh's in ihrem fast schlittschuhlaufartigen Vorbeirutschen einander begegnen,

oder zitternd voreinander stehen bleiben. Wie zwei Katzen in einer halbumflorten Mondscheinnacht sich gegenseitig ihr Wehe vorjammern, so winseln sich auch solche Almèh's, solche „Sängerinnen" an, und zittern dabei, als ob sie die fliegende Gicht hätten.

So miauten, rutschten und vibrirten die wilden Dirnen stundenlang umher auf dem Plan, und wurden selbst zudringlich gegen das zuschauende Publikum, welches, je nach Seelenstimmung des Betreffenden, die schweißtriefenden Mädchen mit einer plumpen Liebkosung abfertigte oder mit einem kräftigen Stoß wieder mitten in die Arena zurückwarf.

Das ist freilich kein schönes Bild von einer Fantasia. Und doch hatte die Scenerie am Nil etwas wild poetisches an sich. Die schöne Nacht, die flackernden Fackeln, die arabische Zuschauerschaft, die winselnde Musik, die phantomartigen Almèh's — das Alles gab der Fantasia einen dämonischen Anstrich; und die Nacht vor Siout wird mir unauslöschlich im Gedächtniß bleiben. Wie lange die Fantasia eigentlich dauerte, kann ich nicht sagen. Die Meisten von uns warteten das Ende nicht ab; die Franzosen schienen sich lebhafter dafür zu interessiren. Ich hörte noch lange von meinem Bett aus durch das offene Fenster das Katzenjammern der Künstlerinnen. — Beim Erwachen am nächsten Morgen kam mir die ganze Geschichte wie ein infernaler Traum vor; ich

glaubte Mumien tanzen gesehen zu haben, oder den berühmten Hexen aus dem Macbeth begegnet zu sein.

Viel positiver erschien uns Allen und unbedingt viel besser als alle Almeh's und jegliche Fantasia jenes große Gebäude, nicht weit vom Tanzplatz der vergangenen Nacht, dessen ich schon vorhin Erwähnung that. — Es ist das ein Regierungspensionat, eine große Schule mit zweihundert Eleven, die dort in allen nützlichen Dingen unterrichtet werden, wie wir das an ihren Handschriften und anderen Beweisen sahen, wenn wir auch nichts davon verstanden. Es sollen in Egypten achtzehn solche größere Schulinstitute sein, Unternehmungen, zu denen dem Lande gar nicht genug Glück gewünscht werden kann.

Uebrigens ist das fruchtbare Nilthal bei Siout nur enge. Es hat von Küste zu Küste keine zwei Meilen in der Breite. Eben hier beginnt Oberegypten, gerade derjenige Landestheil, in welchem das Pharaonenthum seine höchste Macht erreichte, seine schönste Blüthe entwickelte, seine wundervollsten Bauten hinterlassen hat. Dort ist Abydos und Denderah, dort der in der ganzen Welt so einzig dastehende Ruinencomplex von Theben, dort Edfuh', Esneh, Ombos, dort das alte Syene und als kostbare Perle im Nilkatarakt die Insel Philä! Ja, es ist ein im-

posantes Terrain dieses Nilthal mit seinem Wüstensand zwischen 27—24° n. B. aufwärts!

Schon der nächste Tag sollte uns in diese alte wunderbare Welt einführen.

Sechstes Kapitel.

Kenneh und Denderah

Ein sonniger stiller Morgen führte unsere Dampfschiffsflottille den oberegyptischen Nil aufwärts Ewige Kalkwände im Osten, sonst überall grünende Triften, still weidende Herden mit allem nur möglichen egyptischen Gethier, windlose Flächen des Stromes mit Schaaren von Reihern und Pelikanen, — das war die Parole des sechsundzwanzigsten Oktobers, dessen Ruhe freilich sehr bald durch eine höchst unbehagliche Bemerkung unterbrochen ward. Von unserer Ferozgesellschaft fehlten zwei „Eingeladene". Man hatte sie Abends hinter Siout noch gesehen. Ob sie schon bei der Fantasia fehlten, konnte man nicht ermitteln. Die Kabinennachbarn hatten sie Nachts, wo jeder müde zu Bette gegangen war, nicht vermißt. Auch beim Aufstehen und im Momente des Abfahrens dachte Niemand an sie, — und jetzt, eben beim Frühstück, wo Jeder seine bestimmten Nachbarn hatte, meh-

rere Stunden nach unserer Abreise, jetzt nannte man die Namen der Fehlenden vergebens. Nur das war mit Bestimmtheit auszumachen, daß sie am Abend spät noch einmal vom Bord ans Land gegangen waren.

Bei dem freundlichen Zusammenhang zwischen uns Allen brachte dieser fatale Umstand eine sehr peinliche Stimmung hervor, wenn auch eine volle und besonnene Ueberlegung uns sagen mußte, daß den beiden Fehlenden wahrscheiniich, ja ziemlich gewiß nichts Schlimmes zugestoßen wäre. Nach aller Vermuthung lag ein von ihnen selbst verschuldetes Versäumniß vor, und deßwegen konnten wir nicht umhin, unsern ausgebliebenen Freunden etwas zu zürnen.

Je näher wir nun den Gegenden kamen, in denen wir die mächtigen Bauten des alten Egypten besuchen und kennen lernen sollten, desto eifriger ward das Studium des Pharaonenlandes getrieben, wozu es an literarischem Apparat unter uns keineswegs fehlte. Unser Mentor Lepsius war wirklich unermüdlich in der Mittheilung seiner geistigen Schätze. Doch darf ich gewiß auch von dem wohlthuenden Eindruck und der bedeutenden Belehrung reden, welche uns Einwohnern der Dahabieh „Ibis" ward, als unser Gefährte, der Geheimrath G. Erbkam uns seine Abhandlung: Ueber den Gräber- und Tempelbau der alten Egypter (Berlin bei Ernst und Korn 1852)

vorlas; eine jener Monographien, welche tiefe Sachkenntniß in edler poetischer Sprache darlegen und einen hochbegabten Mann bekunden. Wer die Abhandlung durchliest, wird mir vielleicht Recht geben, wenn ich behaupte, daß sie für die alte egyptische Kunst dasselbe Bild giebt, was etwa eine Naturansicht Humboldts für die amerikanische Tropenzone liefert, ein harmonisches Ganzes.

So schlenderten wir gemach unsern Wasserweg bis Sohag, wo eine Kohlenstation uns nöthigte, anzulegen und Kohlen einzunehmen. Unmittelbar bei Sohag beginnt jener große Nilkanal, der nachher zum Bahr Jussuf wird, und sich längs des westlichen Thalrandes in strengem Parallelismus mit dem Strom selbst bis nach Gizeh hin ausdehnt. Der größere Theil der Stadt liegt jenseits dieses Kanals, auf welchem eine lebhaft frequentirte Fähre beide Stadthälften in Verbindung erhält. Hübsche Palmen und Gemüsepflanzungen bedecken das Nilufer am Landungsplatz und die nächste Nähe des „Sohagieh", wie der Kanal heißt. Große Mengen verwilderter Tauben flatterten in den Kronen umher, und gaben dem schönen, einfachen Palmenbilde den vollen Ausdruck eines tiefen Naturfriedens.

Sohag liegt am Westrand des Nils. Ihm gegenüber, oder vielmehr östlich von ihm, an einem weiten Nilbogen liegt Achmim, das alte Chemmis, heutigen

Tages eine langgedehnte Lehmstadt mit Palmen und drei Minarets. Hier soll Nestorius nach all seinen Kämpfen in der Verbannung gestorben sein. Einige Trümmerreste zeigen noch den Platz der alten Stadt.

Unser Kohlenladen zog sich etwas in die Länge, oder vielmehr mußten wir warten bis alle andern Schiffe nachgekommen waren, um ebenfalls Brennmaterial zu bekommen. Statt uns durch den Aufenthalt langweilen oder ärgern zu lassen, benutzten wir ihn vielmehr zu einer edeln That. Wir richteten unser langes Verdeck durch größere Ausdehnung unseres Tisches zu einem Diner im nobelsten Maßstabe zu, und luden Alles ein, was nur irgend Platz finden wollte, besonders den Tonino Bei, unsern unermüdlichen Major-Domus, welcher mit feierlichem Toast ganz besonders ausgezeichnet ward. Die Stimmung war äußerst gehoben. Und in der That, wenn unter Oberegyptens ewig blauem Himmel, auf dem ewig rauschenden Nil, neben ewig flüsternden Dattelpalmen auf dem luftigen Verdeck unseres guten Schiffes bei solchem Diner, wie wir es vor Sohag im Purpurglanze der scheidenden Sonne hielten, unsere Stimmung nicht äußerst gehoben gewesen wäre, so hätten wir verdient, in die Tiefe des Stromes zu versinken, und in Krokodile verwandelt zu werden. — Nur eins schien uns beim Nachtisch, über dem die Sterne längst aufgegangen waren, etwas ängstlich. Eine Reihe von

Fackeln ward am Ufer aufgepflanzt; eine Fantasia drohte heraufzuziehen, und wir hätten am Ende wieder als Folge davon einige Mitreisende eingebüßt. Glücklicher Weise aber erscholl die Parole: Abreisen! Die Signalpfeifen der vier Dampfboote bliesen einen Ohr zerreißenden Tusch; Alles sprang auf, jeder suchte sein Schiff auf und wir steuerten hinaus in die Nacht.

Solche Flußschifffahrt Nachts auf dem Nil in Oberegypten! Lange noch lag ich wachend in meinem Bette vor meinem offenen Fenster, durch welches die liebliche Kühle der Nacht und das Geplätscher des dicht unter meiner Kabine fließenden Stromes wohlthuend und förmlich einsingend in Schlaf und Traum hereindrangen. Nahe und ferne Umrisse des Ufer zogen geheimnißvoll an mir vorüber. Manchmal brüllte ein weidender Büffel weit hin; oder ein aufgeschreckter Wasservogel flog mit einem Schrei davon. Selbst das Rauschen der Palmen erreichte, wenn wir einmal in nächster Nähe längs des Ufers dahin fuhren, mein Ohr. Wahrlich es war ein Wehen und Weben des Allmächtigen, wie in jenem Lus oder Beth-El Jacobs ehe er nach Egypten zog. — Ich glaubte wirklich wieder einmal auf dem Amazonenstrom zu fahren. Und doch, wie so ganz verschieden, wie so gar nicht zu vergleichen eine Fahrt längs der ungeheuren Hyläa des Parana-açu mit dem nächtlichen Dahinziehen

auf den Fluthen des uralten Nil, an dessen Gestaden jeder Halm der Kultur angehört!

Längst bestrahlte die Sonne des alten Abydos goldig die prächtigen Nilflächen, als wir am nächsten Morgen wach wurden. Wir waren die ansehnliche Stadt Girgeh passirt, und waren ungefähr in der Gegend des Oertchens Belianeh, von wo aus ein großer Ritt aller Eingeladenen nach der uralten Osirisstadt Ebot, (Abydos der Griechen) This oder Thinnis projectirt worden war, was um so interessanter für uns geworden wäre, als in Ebot, der Grabstätte des alten egyptischen Heroen Osiris, die ganze Geschichte des ehrwürdigen Pharaonenthums mit der ersten Dynastie und deren erstem Phra Mena oder Menes aufgegangen war. Aber auch hier hinderte für den Augenblick der noch immer ansehnlich hohe Wasserstand des Stromes einen Ritt zum Wüstenrand im Westen, und auch Abydos mußte für unsere Rückkehr aufgehoben werden.

Von Girgeh aufwärts verfolgt hat das Nilthal eine fast östliche Richtung, und in diesem Thal macht der Strom selbst die mannigfachsten Windungen. Sogar die Schifffahrt macht hier mannigfaltigere Bewegungen, und sucht bald das rechte, bald das linke Ufer auf, wie denn auch die Ortschaften in jenem Striche auf beiden Seiten des Nil liegen, während sie sonst fast immer auf dem Westgestade liegen. Auch

das Kalkgestade bietet einen anderen Anblick von Girgeh aufwärts als bisher. Freilich sind die kühnen hervorspringenden Felsmassen immer noch auf dem östlichen oder nordöstlichen Ufer des Nils, immer noch hie und da bis an das Wasser, bis in dasselbe sich hineindrängend. Während aber bis dahin dieselbe Kalkformation wie eine Wand den Strom begleitete, scheinen jetzt eine Menge von parallel mit einander laufenden Ketten mit ihren Endpunkten gegen das Wasser hin sich zu drängen, und einzelne Vorgebirge zu bilden, so daß man nun, statt längs der mit dem Strom parallel laufenden Kalkwände zu sehen, in Kalksteinthäler hineinblickt, immer in der Erwartung, es müsse endlich einmal ein Bach, ein kleiner Nebenfluß, wenigstens eine Quelle aus ihnen hervorrieseln, endlich einmal eine, wenn auch noch so bedingte Vegetation, sich durch solchen Thalgrund hindurchziehen.

Aber umsonst blickt man, umsonst erwartet man. Alles ist trocken, öde, todt. Bahr bela mah, „Fluß ohne Wasser" nennt der Araber solch trostloses Thal, solch Flußbett ohne Wasser; — ein Ausdruck, der auf manchen Karten als ein Eigenname vorkommt, und doch nur eine Eigenschaft gewisser trockener Thalbildungen anzeigt, wie zum Beispiel ganz besonders die Verbindung zwischen den beiden Oasen westlich vom Nil Bahr bela mah genannt wird, gleichsam ein nicht tief genug gewordener Parallelriß im Wüsten-

plateau von Nordostafrika, — parallel mit dem am tiefsten eingerissenen rothen Meer, in welches das Meerwasser eindrang, und ebenso parallel mit dem weniger tiefen Riß, dem Nil, der die afrikanischen Südwasser aufnahm.

Manche Schluchten, manche Thaltiefen, welche sich gegen den Nil in der Gegend von Gizeh aufwärts öffnen, werden dagegen von einem ganz andern Element, als Wasser, durchfluthet, vom Wüstensand. Wirklich, eine ganze Sandfluth erblickt man häufig im Hintergrunde solcher Tiefen, am obern Ende solches Thales von oben hernieder brechen und dann mitten im trockenen Fluß aufgehalten sein, gerade, als ob eine vulkanische Sanderuption hier mit voller Gewalt aufgetreten wäre, — ein Bild der Verödung, des Todes, wie man kaum ein zweites zu finden im Stande sein möchte, wenn wir nicht etwa an den wasserlosen Mond denken wollen. — Der ruhende Flugsand, denn so ist er trotz der contradictio in adjecto am besten zu bezeichnen, ist ganz einfarbig hellgelb, fast weiß, und wird dem Auge bei längerem Hinsehen unerträglich. Liegt der Strom gerade so in der Mitte seines grünenden Bettes, daß man zu beiden Seiten an der hoch sich aufbauenden Sandwüste emporblicken kann, so erwehrt man sich nicht leicht der Sorge, es möchten einmal die ungeheuren, nur augenblicklich reglos da liegenden Sandwogen

des ungemessenen libyschen Sandmeeres über den Nil hin zusammen fluthen und all die gesegnete Kultur vernichten, welche seit sechs Jahrtausenden die bauende Menschheit hier mit zäher Ausdauer gepflanzt hat.

Zahlreiche Schaaren von wilden Gänsen, Reihern und schneeweißen Pelikanen, deren Menge gerade in dieser so eigenthümlich gestalteten Gegend in das Erstaunliche zunahm und sich immer noch zu vermehren schien, je höher wir den Fluß hinauf gingen, ergötzten uns den ganzen Tag, während sonst der Fluß, immer doch ein Weltstrom, eine unendliche Vereinsamung auf seiner Oberfläche zeigte. Nur ein einziges Mal begegnete uns ein großes Fahrzeug mit einer Menge von Arbeitern, die wahrscheinlich bei der Grabung eines langen Kanales und Aufwerfung eines ihn begleitenden Dammes beschäftigt waren. Sie begrüßten uns mit lautem Zuruf und vielen Gesten. Auf dem Damm aber bemerkten wir den nach Assuan laufenden electrischen Drath, eine culturhistorische Paradoxie in der Gegend von Ebot und Tentyra.

Und da tauchte denn auch, um das Bild der Thebaica recht vollständig zu machen, die erste Dumpalme auf, jene merkwürdige Hyphaene thebaica, nach der ich schon lange, selbst schon den Tag vorher ausgeschaut hatte, denn ihr Revier geht bis 27°

n. B. und noch darüber hinaus nach Norden. Bald stand sie in kleinen Gruppen einsam als Characterbaum am Nilrand unter den öden Kalkfelsen, bald bildete sie mit den Acazien, Dattelpalmen und Tamarisken schattige Haine, denen ein gewisser Tropenausdruck keineswegs abzusprechen war.

Wirklich, eine merkwürdige Palme ist diese Hyphäne in der Thebaica! Wenn man Jahre, Jahrzehnte in Palmenzonen gelebt hat, Tausende von Meilen darin zurücklegte, alle nur möglichen Palmenarten kennen lernte von den kleinen Geonomen aufwärts bis zur kühn aufstrebenden Popunha, der Guielma speciosa, Humboldt's Pirijão, nun, so verlangt man, wie viele Mannigfaltigkeiten man auch dieser edlen Pflanzenfamilie zugestehen mag, doch immer und vor allen Dingen einen ungetheilten Stamm. Mag das Astrocaryum acaule auf den sonnigen Grasabhängen von Rio Grande do Sul in Brasilien auch gar keinen Stamm haben, mag unsere europäische Chamaerops humilis, die mir besonders hübsch am Westabhang des Felsens von Gibraltar vorkam, kaum einige Fuß hoch werden, immer denkt man doch an einen ungetheilten Stamm, sowie man nur an Palmen denkt. — Und nun trifft man einen Baum mit sparrig, meistens dichotomisch sich theilendem Stamm, Verästelung aus Verästelung hervorgehend, und soll darin eine Palme erkennen. Freilich

enden die Aeste in einen Büschel von Fächerblättern, freilich bieten die Nüsse, deren Außenhülle entschieden nach Pfeffernüssen schmeckt, den Anblick von Palmenfrüchten dar, aber der Baum selbst in seiner sonderbaren Verästelung hat nicht den geringsten Habitus von einer Palme. — Viel eher von einem Pandanus! In Brasilien hat man längst den Pandanus der südöstlichen Meere angebaut, so daß man ihn schon in baumartigen Exemplaren antrifft. Und wirklich, an solchen Pandanus erinnerte mich die Dumpalme vielmehr, als an eine wirkliche Palme. Unbedingt ist sie mir als der eigentliche Characterbaum erschienen für Oberegypten, ein echt thebäischer Baum, ebenso seltsam und abweichend in der großen Gruppe der Palmen, wie die alten Baumonumente des Thebäeregyptens in der Gruppe kulturhistorischer Denkmale sein mögen, eine wirkliche vegetabilische Hieroglyphe. Einmal sahen wir eine kleine Horde von Büffeln und Dromedaren im Schatten von Dattel- und Dumpalmen liegen, ein reizendes oberegyptisches Hirtenbild trotz seiner großen Einfachheit.

Mitten in dieser Einfachheit solcher Scenerie ist aber der Character großer Fruchtbarkeit unverkennbar. Unterhalb Kenneh, eben nördlich vom 26° nördl. Br. scheint die Gegend ganz besonders gesegnet zu sein. Je mehr von hüben und drüben die afrikanische Wüste das Nilthal zu zermalmen droht, desto üppiger

ist seine Fruchtbarkeit. Mais, Zuckerrohr, Durrha, alles strotzt in Vegetationsfülle und schöner Belaubung, während eine Wärme von 25° durch leisen Windeshauch angenehm gekühlt wird. Mit dem unverkennbaren Ausdruck von Wohlbehagen wälzt der alte Nilgott seine segenspendenden Fluthen in mächtigen Sinuositäten durch das Gefilde, als ob er sich selbst nicht davon trennen könnte. Oft glaubt man sich im Labyrinth dieser Biegungen förmlich verirrt. Wir steuerten einmal im Verlauf von etwa zwei Stunden SW., S., SO., O., NO., N.; zuletzt glaubte ich wirklich, wir hätten um eine größere Insel einen mächtigen Kreis geschlagen. — Bei solchem Courswechsel gestalten sich die Ansichten gegen die schroffen Kalkeinfassungen nach allen Seiten ganz wundersam mannigfaltig und selbst wunderschön, trotz allen Vegetationsmangels, zumal, als die tiefer sinkende Sonne die gelbweißen sich scharf vom blauen Himmel absetzenden Wände mit heißem Purpur übergoß, und allen nur möglichen Farbenschmuck hervorrief. — Selbst die Häuser in den Weilern jener Gegend nahmen an einer gewissen Feeerie Theil. Entschieden erinnerten sie an eine gewisse pylonenartige Zweitheiligkeit etwa nach Art des Tempels von Edfu, den wir bald sehen werden, wenn auch die Duodezkleinheit dieser Häuser kaum den Vergleich hingehen läßt. Eine dünne Kalktünche verdeckte das traurige Lehm-

grau der kleinen Wohnungen, und gab ihnen einen fast gemüthlichen Anstrich.

Prachtvoll und in tausend Farben am Himmel und über die Erde hinspielend war eben die Sonne untergegangen, als wir hinter einem Palmetum von Datteln und Hyphänen die Zinnen des alten berühmten Tempels von Denderah hindurch dämmern sahen, des ersten großen Tempels, den wir auf unserer Nilfahrt besuchen zu können hofften. Dieser Besuch sollte von Kenneh aus vollführt werden, dem Hauptort von Oberegypten an einem Arm des Nil, in dessen tiefe Einsamkeit wir alsbald einliefen.

Da aber erlebten wir einen lustigen Gegensatz! Ueber dem hart am Wasser sich hinlagernden Kenneh wehten türkische, deutsche, italienische und französische Flaggen, und am Ufer stand ganz Oberegypten versammelt, um uns ankommen zu sehen. Gewiß wären wir Alle von Herzen dankbar gewesen für die Ehre, wenn wir, obwohl wir das anfangs glaubten, wirklich gemeint gewesen wären. Doch war das ein Irrthum. Vielmehr war die officielle Depesche nach Kenneh hingedrathet worden, die Kaiserin von Frankreich wäre angekommen in Egypten, um den Suezfesten beizuwohnen, und befände sich vorläufig auf einer Nilexcursion! Als nun der Dampf unserer Flotte bemerkt worden war, — und bei den Krümmungen des Flusses hatte man uns lange vor unserer

Ankunft bemerkt —, hatte man unser Geschwader für das der Kaiserin genommen, und wir spielten die Rolle der falschen Catalani.

Cela n'empêche pas les sentimens! Wir waren den Leuten immer noch bemerkenswerther als Dromedare, Büffel und Pelikane, so daß wir höchst freundlich aufgenommen wurden. In hellen Haufen zogen wir an das Land, um einen Besuch bei dem unmittelbar am Landungsplatz wohnenden Mudir oder Statthalter zu machen, der mit seinem Bruder ein großes steinernes Haus besaß. Letzterer war „Consul" von so und so viel europäischen Mächten, und hatte die Flaggen all dieser Mächte aufgehißt.

Auf der Diele des Kaimakam standen verschiedene Trabanten mit und ohne Waffen, — liefen verschiedene braune Jungen mit und ohne Hosen umher. — Eine steinerne Treppe führte nach oben, und wir traten in einen großen wirklich prächtigen Saal. Die Thüre hatte, wie bei jenem Jarl in der Frithjofssage „ein Schloß" und die Fenster stattliche Glasscheiben. Ein reicher orientalischer Teppich deckte den ganzen Fußboden; Mobilien standen an den Wänden; letztere waren sogar mit den Portraits des französischen Kaiserpaares geschmückt. Von der hohen Decke hing ein blitzender Glaskronleuchter herab, — kurz, der große viereckige Salon ließ nichts zu wünschen übrig.

Wir wurden von den beiden Machthabern, die ungeheuer reich sein sollten, sehr zuvorkommend und wirklich liebenswürdig empfangen. Man setzte sich längs der Wände, — Cigarren erschienen, denn auch in Egypten ist das verruchte Tabackrauchen allgemeine Unsitte; — dagegen blieb der Kaffee aus, auf den ich etwas speculirt hatte. — Nach einigen Minuten geistreichen Stillschweigens wurden wir vom Mudir für den Spätabend zu einer „Fantasia" eingeladen, die in seinem Saale stattfinden sollte, so daß wir die Blüthe solcher Fantasia erwarten zu dürfen glaubten. —

Da in Kenneh keine Straßenbeleuchtung und keine helle Fenster waren, die uns bei einem Gange durch die Stadt sehenswerthe Objecte hätten erkennen und betrachten lassen, gingen wir wieder an Bord. Aber schon nach einer halben Stunde ward es hell bei Mudirs. Alle Fenster strahlten in Licht. Sogar vor der Thür ward illuminirt. Dazu versammelten sich einige hundert Jungen, um die neuangekommenen Dromedare der europäischen Civilisation vorbei gehen zu sehen, und selbst alte, ehrwürdige Weißbärte schimmerten hervor aus dem Chaos der egyptischen Muselmänner und Muselweiber, um die neue Aera für das alte Mizraim in der Form von Reisenden ankommen zu sehen, an denen absolut nichts zu sehen war.

Im hellen Saal saßen wir bald auf unsern Stühlen längs der Wände, während die Arabia die Thüren

mit ſtarren ſtaunenden Geſichtern in terraſſenartiger Staffage ausfüllte. Ueberall brannten Lichter; der Glaskronleuchter funkelte in allen Regenbogenfarben, — ſo bildete der Saal in Kemény die originellſte Schaubühne, die man nur ſehen konnte.

Das corps de ballet, das nun hereintrat, beſtand aus zehn „Damen“. Sie gingen im Kreiſe herum und ſuchten Jedem die Hand zu küſſen. Dann hockten ſie ſich, gerade unmittelbar neben mir nieder, hinter ihnen ihre Muſikanten, und wir konnten die Charitinnen jetzt muſtern, was freilich mit einem Blick abgethan war, und mich zu der entmuthigenden Bemerkung führte, daß ich mich im Continente der Gorillas befände, und daß die Darwinſche Theorie für dieſen Welttheil doch wohl richtig ſein möchte. — Nur ein junges Gorillaweibchen, eine pechſchwarze Nubierin, zeigte mehr Anlage zur Menſchenmöglichkeit als zu den Pitheken, und verrieth auch mit ſehr entſchiedenen Blicken ihre Anhänglichkeit und ihren Beruf zum Kampf um das Daſein. — Alles Weitere kann mein geneigter Leſer unter Siout nachſehen. — Nur das muß ich noch hinzuſetzen, daß ſich dieſe Damenwelt in jeder Pauſe ſehr lebhaft für eine Flaſche intereſſirte, die drei- bis viermal renovirt ward. — Einmal gelang es mir, die Bouteille zu erwiſchen; es war „beſter Marſeiller Bitterer“ deſſen Wirkung ſich auch unverkennbar an den Almé'y's zeigte. —

Aus allen Poren floß ihnen in der taumelnden Wuth des Tanzens und Singens der durchschwitzende Branntwein heraus. Sonst wäre es mir wirklich unbegreiflich gewesen, daß ein Mädchen in kurzer Zeit ein volles Bierglas von Schnaps trinken und vertragen konnte. — Am Ende waren wir „Eingeladene" Alle froh, bei guter Gelegenheit den Ballsaal verlassen zu können, und vom Bord aus den Höllenscandal langsam absterben zu hören.

Am folgenden Morgen, den 28. October, brachen wir denn mit unsern Schiffen nach Denderah auf. Kaum eine Viertelstunde oder etwas mehr brauchten wir den Nil wieder hinabzufahren, um an jenem Palmenhain zu landen, durch welchen wir den Tag zuvor die Zinnen des Tempels hatten durchschimmern sehen. Zwischen den bleigrauen Tamarisken standen unsere Esel gesattelt, und wir ritten von dannen. Kaum waren wir aus dem Palmenhain herausgelangt, so nahm uns eine ganz kahle, eben erst vom Nilwasser frei gewordene Fläche auf, durch welche ein vielfach ausgebesserter Damm hindurchführte. Noch in der letzten Nacht hatten, wie der Mudir uns in Kenneh mitgetheilt hatte, zweitausend Menschen am Weg bis zum Tempel arbeiten müssen, damit wir ihn ohne Anstoß passiren möchten. Und wirklich trafen wir überall so viele Erdarbeiter, namentlich um den Tempel von Denderah selbst herum zerstreut, daß

jene Zahlenangabe nicht übertrieben erscheinen mag.

Halb verschüttet im Sande der afrikanischen Wüste und mindestens von drei Seiten umwallt von den zertrümmerten Lehmziegeln des arabischen Dorfes, welches ehedem auf dem flachen Dache des mächtigen Steinbaues sicher und trocken stand, bis es auf Befehl des Vicekönigs herabgeworfen ward, lag nun der berühmte Tempel von Denderah vor uns, und mit Staunen musterten wir die Umrisse des mächtigen Baues, mit Andacht betraten wir seine Hallen.

Ehe ich indeß auf die Einzelnheiten von Denderah eingehe, muß ich doch Einiges über die Einrichtung eines egyptischen Tempels im Allgemeinen sagen, wodurch wir uns für weitere Darstellungen manche lästige Wiederholung ersparen.

Die egyptischen Tempelbauten bilden meistens ein längliches Viereck mit einem platten Dach, aus mächtigen Quadersteinen, die in der sorgfältigsten Weise zugehauen und ohne Mörtel so innig an- und aufeinander liegen, daß man eigentlich gar keine Näthe sieht, in allen ihren Theilen fest und unzerstörbar wie für alle Ewigkeit gebaut. Häufig führte eine Allee von Sphinxen auf sie zu. Häufig standen zwei Obelisken, zwei Säulen, oder zwei statuarische Monolithen an den Seiten des Einganges.

Der Eingang war häufig von einem Tempelthor, einem Pylonen gebildet, entweder nach Art eines hohen

Triumphbogens, oder nach Art eines Domes mit zwei nur halb aufgebauten und deßwegen oben stumpfen Thürmen, zu deren Stumpfenden dann die beiden Seiten nicht lothrecht, sondern nur steil, schräg emporsteigen. Solch ein Pylonenbau fand sich oft mehrfach an einem Tempel, vielfach in einer Tempelgegend; mächtige, imposante Priesterkastelle, oft über 100 Fuß hoch, und auch ohne Glockengeläute die Gewalt des im Verborgenen lebenden Gottes und die Herrschaft des ihn vertretenden Phra über das Land hin verkündigend. Solcher Pylonen hatte z. B. das alte Theben an hundert, es hieß hekatompylos! mag auch eine Uebertreibung dabei nicht verschwiegen werden dürfen.

Der Pylon stand entweder frei vor dem Tempel, oder er bildete seine Vorderfaçade. Durch ihn trat man entweder in ein herrliches Säulengemach, einen Vordertempel, oder in einen Säulenhof, der oft große Dimensionen annahm. Dann folgte meistentheils die weitere Gliederung des Tempels. Ein kleinerer Säulenraum führte in die Tiefe, rechts und links thaten sich Zellen auf für heilige Gebräuche, bis denn im Hintergrunde, kaum noch getroffen von irgend einem Tagesstrahl, als letztes Mittelschiff die Cella des Gottes selbst, — fast möchte ich sie einen Altarraum nennen — den Tempel schloß. Oft bauten nun spätere Zeiten in der Längsaxe des Tempels noch einen Hof,

noch ein Vorschiff u. s. w. an, immer aber ward die Form des länglichen, in sich abgeschlossenen, wenn auch noch so lang gezogenen Viereckes beibehalten.

Das Dach, von demselben Material aus ungeheuren Quadern zusammengefügt, bildete eine sichere Plattform, auf der eine ganze Armee stehen konnte. Und da nun so ein Tempel in seinen unzerstörbaren Quadersteinwänden nur einen, oder doch nur sehr wenige Eingänge hatte, und dazu noch häufig von einer starken, hohen Einfassungsmauer umgeben war, so macht er auf jeden unbefangenen Betrachter den Eindruck einer ohne Sprenggeschosse gar nicht zu nehmenden Citadelle, in der denn auch der Phra seine Wohnung mit Sicherheit aufschlagen konnte. —

Das Material zu diesen mächtigen Tempelbauten war meistentheils der feste Kalkstein, von dem fast ganz Egypten durchzogen und gebildet wird, — nach ihm ein grauer Sandstein. Zu großen monolithischen Arbeiten diente ein prächtiger rosenrother Granit, oft ein sehr dunkler, feiner Diorit, Porphyr und Basalt, obwohl letzterer mir nur bedingungsweise als Basalt bezeichnet werden kann. Auch prachtvolle Marmorarbeiten kommen vor, Serpentinbenutzungen u. s. w. wie denn die egyptische Kunst sich wundervolles Material zu verschaffen wußte zu ihren Darstellungen.

Als solch ein mächtiges Priesterkastell steht nun

auch am Wüstenrande und im Schmutz zerschlagener Lehmziegel der Tempel von Denderah da, und wenn ihm auch manche Gliederungen der vollkommensten alten Pharaonentempel fehlen, Sphinxe, große Pylone, Obelisken und andere colossale Monolithen, so macht er doch einen imposanten Eindruck wegen seiner harmonischen Einheitlichkeit, seiner vollständigen Unzerstörtheit und seiner wunderbaren Ornamentik.

Er besteht aus zwei wesentlichen Abtheilungen, aus einem Vorschiff einer Versammlungshalle, und aus dem Complex der Tempelzellen mit dem Allerheiligsten. Beide Abtheilungen sind auf das Innigste zusammenhängend. —

Beim ersten Anblick erscheint der Tempel etwas niedrig und gedrückt, eben weil er so tief im Wüstenschmutz steckt. Höher und höher hebt er sich, und erscheint in seiner ganzen Pracht, wenn man seine Eingangsthür erreicht. Das Dach und Gesimse der Vorderfront wird außer den beiden Außenwänden von sechs Säulen getragen, je drei zu beiden Seiten des Einganges. Bis zu ihrer halben Höhe sind sie durch eine Mauer verbunden, welche also unten den Tempel einfaßt, oben aber volles Licht einströmen läßt. An jeder Säule ist nach vorn und seitlich das Gesicht der Göttin Hathar oder Hathor dargestellt, jedoch später vom Vandalismus der Kopten zerschlagen worden.

Nichts ist überraschender als der Eintritt in die

Halle des Vortempels! Ein herrlicher Saal von hundert Fuß Breite und siebenzig Fuß Tiefe wird von drei Reihen mächtiger Säulen, jede von sechszig Fuß Höhe bei acht Fuß Durchmesser durchsetzt. Der Mittelweg durch diesen Saal ist breiter als die Wege zwischen den imposanten Säulen. Jederseits aber von diesem Mitteldurchgang bildet der Saal ein vollkommenes Viereck, in welchem die neun Säulen in ungemein scharfgemessener Distanz auseinander stehen, so daß man auf den ersten Blick die sorgsame architektonische Vertheilung der Säulen erkennt. So genau, so mit anscheinend spielender Leichtigkeit sind die ungeheuren Säulen im Raume vertheilt, daß man den modernsten mit allen nur denkbaren Künsten der Mechanik hergestellten Bau vor sich zu sehen glaubt.

Hat man sich von dem gerechten Staunen über die Leichtigkeit erholt, womit die alte Kunst hier in einem gewaltigen Raum gewaltige Massen so correct, so elegant vertheilte, so wird man von Neuem impressionirt von dem an das Unbegreifliche gränzenden Reichthum und der Reichhaltigkeit der Ornamentik. Das matte Licht, welches magisch um die Säulen und durch den Raum schimmert, zeigt im eigentlichsten Sinne Alles von Zeichen, Zeichnungen und Basreliefs bedeckt, Säulen, Wände, Decken, — Alles von unten bis oben. — Die wunderbaren und geheimnißvollen Kunsthieroglyphen stellen die Segnungen der Gott-

heiten über den König dar, Opfergaben und heilige Gebräuche, deren Studium, ja deren einfache Anschauungen ein halbes Menschenalter in Anspruch nehmen können.

Durch die mächtig dicke Hinterwand dieses herrlichen Pronaos tritt man mittelst eines Durchganges in eine kleine von sechs Säulen gebildete Halle. Hier beginnt als zweite Hauptabtheilung der eigentliche Tempel, welcher niedriger und schmäler ist, als die Vorhalle, aber sich dafür etwa 150 Fuß in die Tiefe erstreckt. Von hier an reihen sich nun Zelle an Zelle längs der Seitenwände und der Hinterwand. Im Ganzen sind ungefähr 24 solche isolirte Zellen, theils zur Verehrung einzelner Gottheiten, etwa wie die Seitenaltäre in einem großen katholischen Dom, theils zur Versammlung der Priester, Bereitung der Opfer, heiliger Oele und für andere Tempelfunctionen nach Art von Sakristeien.

Im Hintergrunde aber steht ganz frei in der Mitte die große Hauptzelle in welcher nach Mariette-Bei's Erklärung eine Art von heiligen Barken, von Bundesladen aufbewahrt wurden. Diese Zelle war das Allerheiligste im Tempel, und scheint wirklich an das Allerheiligste im Tempel von Jerusalem erinnert zu haben, wie denn solche heilige Barke an eine Bundeslade erinnern mag.

Wenn man all die heiligen Abtheilungen von dem

großartigen Pronaos an bis in diese dunkle Mittelzelle hinein durchmustert hat, so glaubt man sich in dem wunderbaren Bau wirklich der von des Tages lichten Strahlen fröhlich belebten Oberwelt entrückt zu sein, und sich in einem geheimnißvollen, unbegreiflichen Tempel des Hades, in einem aus mächtigen Steinmassen kunstsinnig zusammengefügten Scheol zu befinden, in welchem die Seelen der Abgeschiedenen mit all ihrem Schmerz, mit all ihrer Freude, ihrem Hoffen und Verzweifeln als Bilder und Hieroglyphen auf Wänden, Säulen und Corridoren für ewig festgebannt sind, und umsonst auf eine Erlösung aus dieser Erstarrung harren. Wenn nicht die Wissenschaft so tief eingedrungen wäre in die Kenntniß und Deutung der Steinwunder, man könnte versucht sein im Tempel von Denderah eine divina comedia, einen inferno des italienischen Dichters abzulesen von allen Wänden.

Beiläufig erinnere ich noch an jenen berühmten Thierkreis, der ehemals an der Decke des Tempels sich befand, und wegen einer gewissen Verlegung der Tag- und Nachtgleichen auf ein enormes Alter des ganzen Baues oder doch wenigstens der astronomischen Kenntniß der alten Egypter schließen zu lassen schien. Doch haben sich die Gelehrten nach angestellten Untersuchungen darüber vollkommen beruhigt, und sehen im Thierkreis von Denderah, der sich auch noch

in andern Tempeln, z. B. in Esneh wiederholt, nur eine Beziehung zur Sonne, welche im egyptischen Kultus eine ganz besondere Rolle spielt.

In der mächtig dicken Seitenwand des Tempels, an dem Alles von Stein ist, führt eine leicht ansteigende Treppe mit sehr niedrigen Stufen, an welcher Treppe, wie man im Dunkel sehr genau fühlen kann, die Seitenwände sogar mit Hieroglyphen und Bas-reliefs übersät sind, auf das platte Dach des Gebäudes, auf welchem man die ganze Ausdehnung des Priesterkastels bemessen kann. So ungeheuer colossal ist diese Dachdeckung, daß die einzelnen an einander gereihten und über einander gelegten Quadersteine fast 14 Fuß breit und lang und über 3 Fuß dick sind. Kein Wunder, wenn ein ganzes arabisches Dorf oben auf solchem Dach Raum fand.

An verschiedenen Stellen dieses enormen Daches sind kleine viereckige Brunnen, durch welche einiges Licht in die inneren Räume des Tempels geleitet wurden. Und man muß sich allerdings etwas in Acht nehmen, daß man nicht unvorsichtiger Weise in so ein Lichtloch hinein geräth und sich wenigstens das Bein darin bricht.

Sehr merkwürdig ist endlich noch ein kleiner Tempel, eine kleine offene Säulenhalle in einer Ecke auf dem Dach. Sie soll mysteriöse Beziehungen zur Maternität und einem dahin gehörenden Kultus der Isis

haben, welche Göttin, eine Art jugendliche Venus, recht eigentlich Schützerin der Frauen war, als welche ihr Kultus selbst in Rom bedeutende Dimensionen annahm, und sogar von römischen Dichtern vielfach gefeiert ward, aber auch zu wilden Orgien Anlaß gab.

Und der Tempel von Denderah hatte so ganz bestimmten Zusammenhang mit Rom und dessen Cäsaren. Es ist nämlich bewiesen, daß der mächtige Bau unter Ptolemäus XIII. begonnen ward, dem Bruder der schönen Kleopatra, mit deren Kultus Mancherlei im Tempel zusammen hängen soll, zumal Darstellungen auf den Wänden einzelner Corridore. Vollendet ward der Bau unter Tiberius, während Nero's Regierung für die Ornamentik sorgte. Mithin ist der Tempel von Denderah am Nil ein Zeitgenosse unseres Erlösers.

Doch genug von Denderah! Ich wollte auch nur kurz den Eindruck angeben, den der Eintritt in den ersten altegyptischen Tempel auf mich machte, und der sich in Worten matt, klanglos und farblos genug ausnimmt.

Umschwärmt von zahlreichen großen und kleinen Wüstensöhnen, trottirten wir in langem Zuge zu unsern Dampfschiffen zurück, und schifften uns zur Rückkehr nach Kenneh ein, nicht ohne die große Freude, unsere in Siout uns verloren gegangenen zwei Freunde plötzlich in unserer Mitte wieder zu finden. Sie wa-

ren, vielleicht in einem kleinen Paroxismus von Romantik, noch spät zu den Höhlengräbern hinter Siout geritten, und hatten die Nacht oben am Rand der Wüste zugebracht. Als sie am Morgen zurückkamen, waren wir eben abgefahren. Der Mudir von Siout stellte ihnen nun zwar höchst zuvorkommend sein eigenes Dampfschiff zur Disposition; doch mußte das erst geheizt werden. Sie fuhren damit bis Sohag, von wo aus es kürzer erschien, einen Dromedarritt quer durch die Wüste nach Kenneh zu machen. Wirklich kamen sie so noch zur rechten Zeit, um mit uns weiter zu reisen.

Wir legten in Kenneh wieder an. Und während unser Dragoman Schäffer noch einige Vorbereitungen zur Reise traf, namentlich unsere Provisionen von frischem Fleisch und Geflügel ergänzte, suchten wir uns die Stadt etwas anzusehen.

Aber an Kenneh ist nun einmal nichts zu sehen. Außer der Wasserseite, dem Landungsplatz mit einigen ansehnlichen Bauten scheint die ganze Stadt nicht ein einziges bemerkenswerthes Haus zu haben. Auch hier ist Alles grau in grau! Zwischen grauen Lehmhütten und Lehmhäuschen zieht sich eine graue, sehr enge und staubige Straße hin und her; Alles ist Schmutz, Gestank, grausiger Naturzustand. Und doch trifft man überall Handel und Wandel, offene Läden und Handwerksoffizinen, ja sogar einen Bazar, eine Kaufstraße,

in der alles mir Mögliche an Manufacturen und Eßwaaren verkauft wird, und sich selbst Geldwechsler finden mit vielem Gold und Silber auf dem Tisch. An solcher Stelle bemerkt man es doch, daß Kenneh ein wichtiger Platz ist.

Nirgends in Egypten drängt sich der Nil so sehr nach Osten, nach dem rothen Meer hin, wie grade da, wo Kenneh liegt. So hat sich denn eine sehr lebhafte Handelsstraße vom Nil nach dem soeben genannten Meere gebildet, wo der Hafen von Kosseir für den orientalischen Handel sehr wichtig ist. Und da nun von Kenneh auch nach Westen, zu den Thebäischen Oasen, sich Handelsstraßen finden, so ist die Stadt am Nil ein eigenthümlicher Durchgangspunkt für Handel und Wandel zwischen dem rothen Meere und dem innern Afrika geworden. Es sollen oft Karawanen von 2000 Kameelen von Kenneh nach Kosseir gehen, die den Weg vom Nil bis zum Meere in vier Tagen zurücklegen und besonders viele Mekkapilger mit sich führen, wo denn Kenneh ein höchst belebtes buntes Kolorit annimmt. Das sind aber nur ganz bestimmte Zeiten. Außer diesen hat die Stadt eben nur das graue, triste Ansehen, worin wir es trafen, und welches durch die zahlreichen Häupter langhalsiger Dromedare, die weit über den grauen Lehmeinfassungen der Kameelhöfe hinwegschauen, eben nicht ver-

schönt wird, wie sehr auch solche Nilstadt dadurch an Sonderbarkeit des Anblickes gewinnen mag.

Der eigenthümliche Kulturweg zwischen Kenneh und Kosseir ist, wie unbedeutend er auch erscheinen mag, doch schon uralt. Schon zur Zeit der sechsten Dynastie zog man vom Nil nach dem rothen Meer; ja, unterwegs soll sich auf einem solchen das Bild des Pharao Papi, eines ungemein riesigen und reisigen Königs aus der sechsten Dynastie, der neun Fuß hoch gewesen und über 100 Jahr geherrscht haben soll, noch heutigen Tages vorfinden.

War unsere Ankunft in Kenneh originell bewegt gewesen, so war es unsere Abreise noch viel mehr. Wirklich der ganze Ort schien gegen das Nilufer zusammengelaufen zu sein. Behaglich schmauchend, und doch mit dem Ausdruck der entschiedensten Manneswürde standen und saßen die Lords zu vielen Hunderten da auf dem Strande. Zahlreiche Weiber lauschten hinter ihnen zu uns herüber und eine Menge Kameeltreiber schien nur darum zur Tränke zu kommen, um uns abfahren zu sehen, und uns, ganz ohne ihre Absicht, mit ihren langhalsigen Dromedaren ein äußerst hübsches belebtes Bild zu geben, obwohl ihre Thiere ungemein leblos dastanden, und, wenn sie einmal getrunken hatten, sich nicht weiter rührten. Wirklich wie die Bugspriete und Mastbäume von kleinen Schoonern ragten all die langen Dromedarhälse über

der Menge empor und bildeten recht eigentlich eine Wüstenflotte auf dem Sande des Ufers.

Ganz anders die Jugend von Kenneh! Hunderte von Rangen aus allen Jugendperioden hatten sich herangedrängt, um uns abdampfen zu sehen. Doch genügte es ihnen keineswegs, müßig am Ufer zu stehen. Entkleidet warf sich die wilde Brut in's Wasser und umschwamm die Schiffe, oder stand, mit halben Leibe und übergeschlagenen Armen aus der schmutzigen Nilfluth herausragend und in Betrachtung versunken im Fluß da! Wirklich, die braune Indiada bei Manaos am Rio-Negro von Brasilien hätte kein so wundervolles Naturbild zu Stande gebracht, wie die junge Arabia am Ufer von Kenneh das that. — Bakschisch, Bakschisch! schrie der tolle Chorus unharmonisch durcheinander. Wir warfen dahin und dorthin Kupferstücke in den Fluß. — Nein, die Scene! Consiliunt ranae! — das Wort hat der Dichter am Nil unter diesen Buben gefunden! Um einander herum, über einander hinweg, unter einander hindurch sprangen, glitten, schlüpften und zappelten sie mit den elastischen Bewegungen der gut abgerundeten Körper und Gliedmaßen, auf- und abtauchend, hin- und her lachend, das graue Nilwasser weit hin aus dem Munde speiend wie kleine Meerscheusale und Springbrunnenungeheuer. Wir hatten Angst, mit unseren sich in Bewegung setzenden Dampf-

booten einige Dutzend von den wilden Museljungen zu zermalmen. Doch wußten sie so geschickt zu entschlüpfen und unterzutauchen, daß Alles gut ablief, und wir noch einige Minuten unbesorgt die scheidenden Blicke auf das hübsche Uferbild werfen konnten, in welchem nur die wehenden Consulatsflaggen noch an einen Zusammenhang mit Europa erinnerten.

Wie ein märchenhafter Wüstentraum war bald das dromedarhalsige Kenneh hinabgesunken in die Nilfluth. — Das Thal ward wieder etwas weiter; die ausgedehnte Wasserfläche erschien, von keinem Winde gekräuselt und auch scheinbar von keiner Strömung bewegt, glatt wie ein Landsee, so daß sich die monotonen Palmen und Tamarisken haarscharf im Wasser spiegelten. Kleine weiße Reiher, schwebende Weihen, fischende Pelikane, die sich kaum hier und da in der Ufernähe von vorbeiziehenden Dromedaren aufscheuchen ließen, um sich nach wenigen Flügelschlägen schon wieder zu setzen, — mehr bot uns das Reisebild des Nachmittages nicht, aber auch nicht weniger. Und diese stille Nilmonotonie unter dem rein blauen Himmel Oberegyptens hat auch ihre wunderbaren Reize, wenn auch die öftere Wiederholung der wenigen Linien in solchem Bilde etwas monoton erscheinen mag.

Wie ein Traum sank der Abend hernieder; wie ein Schlaf umgab uns bald die dunkle Nacht. Um

zehn Uhr konnten wir nicht mehr mit Sicherheit unsern Weg finden, und mußten einige Stunden liegen bleiben, bis der abnehmende Mond aufging. Langsam wurden Gebirge, Strom und Inseln wieder kenntlich, und geisterhaft huschten, als wir weiter gingen, die vom Halblicht angestrahlten Erscheinungen draußen an meinem offenen Fenster vorüber. Das leise Wehen in der Natur und die wunderbare Weihe der Gegend, — wir näherten uns der hunderthorigen Thebä — säuselten und flüsterten seltsame Weisen. Ich befand mich mitten in einem träumerischen Nilmärchen, und vernahm jene berückende Melodie aus Webers Oberon, womit der edle Held Hüon einst über Meer dahin gewiegt ward. Zuletzt schlief ich eben so fest wie der Recke von der Garonne; denn ich merkte nicht, daß wir bald darauf wieder landeten.

Siebentes Kapitel.

Das hundertthorige Theben.

O Isis und Osiris! Welch ein Erwachen am Morgen des 29. Octobers! Wir lagen an einem mäßig ansteigenden Sandufer, auf dessen Rand sich die versteinerte Geschichte eines uralten Jahrtausendes aufgebaut hatte, und zum größten Theil wieder zusammen gestürzt war, um mit ihren mächtigen Trümmern noch die Heldenzeiten der Thutmosen und die weltgebietende Macht der Ramessiden zu verkünden. — Ueber die Hälfte im Sande vergraben ragte parallel mit dem Fluß laufend der alte Palast von Theben in Form einer gigantischen Kolonnade empor, an welche sich ein anderer Portikus und noch ein dritter mit gewaltigen Tempelresten anreihte, das Ganze eingeleitet von einem hochragenden Tempelthor, vor dem ein Obelisk stand, und die Häupter einiger mächtiger Koloßstatuen kaum noch herausstarrten aus dem Sande. Und diese Herrlichkeit umbaut und überbaut von ara-

bischem Schmutz, großentheils besetzt mit Sudelwohnungen von grauen Lehmziegeln, entweiht, zerstört, vernichtet, und doch noch so groß, so mächtig, so imposant!

Das ist Luxor am Rande des Nils, einst der Hafentheil und das Königsschloß vom alten Theben (el-uksor, die Paläste, wie der kasr-el-Nil in Boulacq) dessen Herrlichkeit schon Homer besang, — Diospolis magna, eadem Thebe portarum centum nobilis fama nennt Plinius es —, dessen Pharaonenpalast die Welt beherrschte, als Moses geboren ward, dessen Größe von keiner Stadt des Alterthums übertroffen ward, denn Theben hatte hundert Pylonen und seine Macht hatte keine Grenzen, und um seine Tempel wimmelten Millionen Menschen.

Und nun so! —

Am Ufer gingen langsam einige Büffel umher. Braune Jungen kamen neugierig aus allen Schlupfwinkeln der Lehmlöcher hervorgeschlüpft wie die Eidechsen und liefen herunter an unsern Landungsplatz, während die älteren Thebaner in langer Reihe ferner ab auf dem Sande da standen oder sich niederkauerten und mit tiefem Ernst aus langen Pfeifen leichte Tabackswolken in die Morgenluft hinausbliesen, die einzigen Wolken, welche wahrzunehmen waren. — Den lustigsten Gegensatz aber zu den ernsten Philistern unter ihren ungeheuren Ufforkolonnaden bildeten ganze

Mengen von Flaggen, welche auf den Tempelruinen und einigen beſſer conſtruirten Häuſern wehten, am meiſten das rothe Banner mit Halbmond und Stern, dann die franzöſiſche Tricolore und endlich die norddeutſche Bundesflagge auf dem Hauſe unſeres Conſuls, eines alten Kopten, der alſobald mit ſeinem erwachſenen Sohn an Bord kam, um uns zu begrüßen.

Und das Alles in Oberegypten am Strande des Nil, wo ſonſt das alte Theben portarum centum nobilis fama ſtand! Faſt ſchien mir im Erdenleben nichts mehr unmöglich zu ſein!

Jetzt ſchnell an's Land!

In der erſten Stunde, bevor etwas Syſtematiſches vorgenommen werden konnte, ſchlenderten wir, um nur erſt einmal einen Geſammteindruck von dieſem Luxor zu bekommen, am Ufer, in den Tempelruinen, zwiſchen den Schmutzwohnungen der Gegenwart umher. Jeder Tritt, jeder Schritt bot etwas Anderes, etwas Neues, etwas Unerhörtes; jeder Blick fand etwas Wunderbares aus.

Ich hatte zunächſt einen nothwendigen Beſuch abzuſtatten; und zu dem Ende ſtieg ich den Schmutzberg vor dem großen Pylonen hinauf, aus welchem Berge ein herrlicher Obelisk herausragt.

Der Obelisk von Luxor!! — Bis zum Verrücktmachen hallte mir einmal der Ruf in's Ohr: „Der

Obelisk von Luxor, meine Herren, der Obelisk von Luxor, 4 Sous der Obelisk von Luxor! Kaufen Sie den Obelisken von Luxor!" — Das war aber nicht am 29. October 1869, sondern am 25. October 1836, also gerade ein Menschenalter früher — auch nicht in Theben am Nil, sondern in Paris an der Seine.

Unsinnige Wirthschaft an jenem Tage! Die Franzosen hatten sich dazumal den einen Obelisken vor dem Tempel von Luxor, der ihnen geschenkt worden war, wirklich abgeholt und post varios casus nach Paris gebracht, und am 25. October 1836, — ich war damals Student in Paris — setzte der kleine Lebas den großen Monolithen, einen prachtvollen Granit, auf sein Piedestal mitten auf dem Concordienplatz, und ungefähr 200,000 Menschen sahen zu. — An dem Tage dachte ich freilich nicht daran, daß ich gerade ein Menschenalter später den Zwillingsbruder des Pariser Obelisken in Luxor aufsuchen würde; denn damals schien mir noch Vieles im Erdenleben unmöglich zu sein. An allen Ecken und Enden wurden an jenem Tage in Paris Druckblätter mit Illustrationen: Luxor und seine Bauten ausgerufen, dasselbe Luxor, dieselben Bauten, vor denen ich nun selbst stand, um sie in Wirklichkeit genau zu mustern.

Das alte Tape, woraus die Griechen Theben gemacht haben, lag auf beiden Seiten des Nil, gerade wie London und Paris ebenfalls zu beiden Seiten

eines Flusses gelegen sind. Die mächtige Breite des Nil bei Theben aber rief eine vollständige Trennung der beiden Stadthälften hervor, die nicht etwa durch eine Brücke beseitigt werden konnte, sondern nur durch Schiffahrt auf Barken aller Art, in deren Erbauung und Handhabung die alten Egypter Meister waren, sich aufheben ließ. Vielleicht war das Hinderniß im Verkehr zwischen beiden Stadttheilen gar nicht so bedeutend, wie es uns scheinen möchte, denn die Stadt auf der Westseite gehörte, wie das im alten Egypten überhaupt Brauch war, den Westen den Todten einzuräumen, mehr den Abgeschiedenen, als dem sich im engen Verkehr umhertreibenden Volk an, wie wir das noch heute an den Ruinen des alten Tape zu beiden Seiten des Nil erkennen können.

Einer langen großen Periode Egyptens gehört Theben mit seinen Ruinen und Denksteinen an. Schon mit der elften Pharaonendynastie taucht die Stadt auf, und in der achtzehnten und neunzehnten Dynastie erstehen in ihr die großartigsten Bauten. Zwar scheint sich nach der zwanzigsten Dynastie der Schwerpunkt Egyptens in das Delta hinunter zu ziehen; aber doch erreicht, was auch später am Nil gebaut worden ist, keine Stadt die Herrlichkeit Thebens, in welcher selbst noch die Ptolemäer unabweisbare Spuren ihrer bauenden Hände gelassen haben. So würden denn an Theben ungefähr dreitausend

Jahre gebaut haben, wenn wir der Marietteschen Chronologie folgen wollen.

Im Ostttheil der Stadt prangte unmittelbar am Nil der Tempelpalast, das heutige Luxor. Weiter nordöstlich lag, ein Akropolis auf flachem Boden, ein ganzer Tempelcomplex, den wir als das heutige Karnak bewundern, vielleicht die größte Ruine, die es in der ganzen Welt giebt. — Auf der Westseite dagegen sehen wir, von Norden nach Süden fortschreitend, die Mausoleen oder Tempelkenotaphien von Kurnah, von Daïr-el-Bahari, das Rameseum, die beiden Memnonssäulen als Reste des eigentlichen Memnoniums, den Tempel von Daïr-el-Medinah, und den großen Tempelcomplex von Medinet-Habu, fast ein zweites Karnak. — Das die ganze Gegend abschließende schroffe Kalkgebirge enthält endlich das merkwürdige Labyrinth von Hypogäen, jenen unterirdischen Todtenpaläften von so ungeheurer Ausdehnung, daß sie die unter freiem Himmel liegenden Bauten fast noch übertreffen.

Ja, es war eine ungeheure Stadt am Nil; und wohl mag das Alterthum mit Staunen davon berichtet haben, wohl mögen alle kommenden Zeiten mit Bewunderung davon zu reden wissen; denn wirklich war diese Diospolis magna, diese Thebe vormals durch die portarum centum fama eine nobilis. Recht eigentlich eine Diospolis lag sie da, nobilis

zu beiden Seiten des Nil, nobilis unter dem freien Himmel, nobilis in ihren immensen Subterraneen, nobilis durch ihre großen Pharaonen, und selbst noch in ihren Königsleichen nobilissima!

Steigen wir nun hinan zu dem Tempel von Luxor, der leider unten tief im Sande steckt, oben an verschiedenen Stellen von Häusern überbaut ist, in seiner Mitte mehrfach von arabischen Insassen bewohnt wird, und endlich an seiner Vorderfront fest verbarrikadirt ist von einem Schmutzberg, über den die Straße hinweg geht, so zeigt gleich diese Vorderfront des langen, mit dem Strom parallel laufenden Baues die ganze Fülle eines egyptischen Tempeleinganges aus der Glanzperiode der egyptischen Baukunst. —

Von den beiden herrlichen Obelisken am Eingange in den Tempel ist freilich der eine nach Paris gebracht. Doch zeigt der andere noch die Großartigkeit, die so ein von zwei Obelisken eingeleiteter Tempeleingang hatte. Der Obelisk ist ungefähr 70 Fuß hoch, von denen vielleicht zwanzig Fuß oder mehr im Dreck stecken mögen, ein wundervoll polirter und mit Hieroglyphen bedeckter Granit.

Hinter dem Obeliskenpaar stehen dann (oder sitzen wohl) in einer Reihe, je zwei zu beiden Seiten, vier mächtige Pharaonenkolosse, prächtig aus polirtem Granit gearbeitet. Doch stecken auch diese so im Dreck, daß von dem Einen nur die Pharaonenkrone, ein fast

koniſch ſich erhebender Aufſatz, gegen 9 Fuß hoch, zu ſehen iſt.

Dann erſt folgt der eigentliche Pylon, ein Eingang mit zwei Stumpfthürmen, deren Seiten nicht lothrecht, ſondern ſteil abfallen, wie ich ſolche Art des Pylonenbaues ſchon oben angedeutet habe. Sie ſind nur einige Fuß niedriger als der Obelisk, ſtehen aber auch ebenſo tief im Schmutz wie derſelbe. — Wollte man den ganzen Schmutzberg einmal abfahren laſſen bis zur Baſis dieſer Bauten, ſie würden einen mächtigen, wirklich überwältigenden Eindruck machen, da ſie eine ſo reiche Zuſammengruppirung bilden, wie ſie ſonſt nirgends vorkommt.

Hinter dem Pylon folgt eine lange, zweimal unterbrochene Kolonnade, deren Achſe nicht ganz gerade iſt, ſondern ſich etwas nach der Richtung des Fluſſes vorſchiebt, um mit demſelben paralel zu bleiben. Die erſte Abtheilung dieſes Säulenganges, ſieben Säulenpaare, iſt wahrhaft rieſig. Die Säulen ſind mächtig dick, und gehen oben zu einem kreisrunden Teller, der wohl 24 Fuß im Durchmeſſer hat, auseinander. Oben auf liegen von Säule zu Säule die gewaltigſten Quaderſteine von 25 Fuß Länge, welche aber nicht auf dem Teller der Säulen unmittelbar aufliegen, ſondern auf einem Block, der ſich in der Mitte des Tellers befindet.

Die anderen beiden Säulencorridore ſind niedriger.

Hier endigen die Säulen oben mit einer unerschlossenen Lotusknospe. — Auf dem Dach der dann folgenden geschlossenen Tempelräume stehen Häuser; und so hat man es denn für gut befunden, die Eingänge in diese Tempelräume mit Steinen zu verlegen. Nur in die letzten Abtheilungen kann man eintreten durch einen seitlichen Hintereingang. In einem großen Raum, vielleicht dem eigentlichen Sanctuarium haben sich frühere Kopten mit einem Altar angesiedelt, um auch ihrerseits wieder vertrieben zu werden. Kleine Granitsäulen ohne Politur und auch sonst sehr roh behandelt stehen noch dort als Spuren der alten christlichen Kirchenansiedelung im Pharaonentempel. Einige kleinere Gemächer enthalten viele noch sehr gut erhaltene Ornamente, die zum Theil sehr lasciv sind und wirklich unbegreiflich erscheinen in einem Tempelgebäude oder einem Pharaonenpalast.

In einem Nebenhof des Tempels stehen 10—12 Statuen in egyptischem Styl umher. Derselbe Hof dient aber auch zum Einsperren der Dromedare, welche in wunderlicher Weise mit den alten Pharaonenmonolithen fraternisiren und sich das Ungeziefer daran abscheuern.

Die ganze Unregelmäßigkeit des kolossalen Baues, ja eine gewisse Planlosigkeit desselben deutet schon fast von selbst auf ziemlich verschiedene Perioden der Construction hin. — Zum Theil ist der Tempel von Ame-

nuph dem Dritten gebaut (nach Mariette 1600 v. C.). Die mächtige Kolonnade ist aus der Zeit des Königs Horus (1480 v. C.). Die Obelisken, Statuenkolosse und der Pylon wurden vom größten Phra Egyptens, Ramses II. (1400 v. C.) aufgerichtet, — Alles Bauten aus der vormosaischen Zeit. — Im Hintertempel findet sich der Namensschild Alexanders II. Auch die Namen des Tahraka und Psammetich kommen auf den Innenwänden vor, und bekunden, daß viele Zeiten und großartige Perioden an dem Tempel gebaut und gearbeitet haben, und daß Theben noch bis in die spätesten Dynastien hinein der Stolz Egyptens war.

Und eben darum sollte man den alten Pharaonenpalast von Theben wieder befreien von allem Unflath, der vorn und hinten, oben und unten und in der Mitte sich hat anhäufen dürfen in einer entsetzlichen Weise. Nach der Nilseite zu geht das noch an. Aber jenseits des cyclopischen Baues, wo das eigentliche Luxor des geringen Volkes sich ausdehnt, da kann Einem, wenn man es versucht, sich dem Bau zu nähern, der Muth vergehen. Unmöglich scheint es, das Monument von solchem Schmutzgebirge, von solchem Lehmparasitismus frei machen zu können, unmöglich scheint es, die Häuser und Ställe, die oben auf das Dach geklettert sind, gänzlich von dort herunter zu werfen.

Wie groß, wie edel müßte dieser alte Bau der

Thutmosen und Rameſſiden ausſehen, wenn er befreit von all den häßlichen und gräßlichen Anhängſeln wieder luſtig und frei da ſtände am Strande des Nils, welcher einſt von hier aus beherrſcht ward von Abyſſinien bis zum Mittelmeer! —

Und nun gar erſt Karnak!

Man hatte unſere Reiteſel ausgeſchifft und geſattelt. Unſere höchſt ſtattliche Kavalkade — les savants et les ânes —, theils an den Don Quixote erinnernd, theils gelungene Sanchobilder gewährend, ritt über den Schuttberg von Luxor am Obelisken vorüber in die jenſeitige Ebene hinunter, in welcher eine hübſche Kulturvegetation anzeigte, daß der ehemalige Ackerbau Thebens in der Neuzeit keineswegs aufgegeben wäre. Nach einem Ritt von einer kleinen halben Stunde kamen wir wieder an die Wüſte, an deren Rand Karnak liegt.

Eine Steinallee von kopfloſen, zerſchlagenen Sphinxen, deren 48, während früher eine Allee von 6—800 ſolcher Steinräthſel von Luxor nach Karnak führte, nahm uns auf, und führte uns ein in die Pylonenwelt, in die Säulenwelt, in die Welt der Obelisken und ungeheuren Monolithen einer mächtig ſchaffenden Vergangenheit.

Der Tempelcomplex von Karnak, eine wirkliche Akropolis im flachen Felde, theils noch daſtehend in mächtigen Pylonen und Säulenhallen, theils vom ent-

fetzlichsten Vandalismus in Trümmermassen zerworfen und wirklich in einen großartigen Steinbruch mit schon fertigem Baumaterial verwandelt, aus dessen tausend und aber tausend Blöcken wundervoll schlanke Obelisken herausragen, ist wohl der großartigste Bau, den das Alterthum als ein innig zusammenhängendes und doch so wunderbar vielgegliedertes Ganzes je aufgeführt hat, wenn auch eben wegen dieser Vielgliedrigkeit und der theilweise wirklich entsetzlichen und mit allen Mitteln der rohsten Barbarei herbeigeführten Zerstörung, zu der sich allerdings auch Erdbeben hinzugesellt haben mögen, der Gesammtplan dieser Akropolis nicht ganz einzusehen ist.

Vom Wüstensand auf fast allen Seiten bedroht und halb vergraben in demselben, ragt aus vergangenen Jahrtausenden noch auf ganzen Strecken, zumal nach Norden und Nordosten hin, die aus Lehmziegeln erbaute, hohe und mächtig breite Einfassungsmauer heraus, ein wirklicher Festungswall, auf dem eine ganze Armee von oben herab fechten konnte. In dem von diesem Wall umschlossenen länglich viereckigen Raume lagen symmetrisch an einander gereiht in der Richtung von Nordost nach Südost ein großer Versammlungshof mit Säulen und einigen colossalen Standbildern geschmückt, dem dann eine von 134 Säulen getragene Tempelhalle folgt, ein Raum, der noch trotz aller Vernichtungsversuche fast ganz unversehrt erhalten ist.

Daran reihte sich der mittlere Tempelhof mit Obelisken, ferner der eigentliche Tempel, das Sanctuarium — und ein weiterer Hof, dessen südöstlichen Schluß eine Art von Pharaonenburg machte.

Eigenthümlich ist dazu noch von Südwesten her ein kleinerer mit mächtigen Pylonen und Kolossen versehener Tempel in diesen Tempel hineingeschoben, welcher so nach Luxor hineinschaut, daß grade sein Eingang es ist, auf den der Weg von dort her mündet.

Diese ganze Akropolis von Karnak hat ungefähr 1200 Fuß Länge bei einem Breitendurchmesser von mehr als 300 Fuß.

Dieser mächtige Bau hängt so mit der Geschichte Egyptens zusammen, er bezeichnet so sehr den Glanzpunkt Thebens, die Dynastien der Thutmosen und Rameſſiden, daß wir ihn in einzelnen Theilen genauer mustern müssen.

Gleich beim Herannahen von Luxor durch die angeführte Sphinxallee impressioniren am meisten die mächtigen Pylonen, die nah und fern hervorragen, und mich wirklich am meisten staunen machten. Nach ihnen hieß ja auch Theben die Hekatompylos, die Stadt mit hundert Pylonen.

Hier ist gleich vornan der erste ganz frei stehende Pylon ein wirkliches Riesenthor, eine für die Höhe ziemlich schmale porta triumphalis mit graden Wän-

den, und einem Durchgang von 60 Fuß Höhe. Alles ist übersät mit Sculpturen, auf denen Götterbilder mit Königsbildern fraterniſiren und in langen Zügen auftreten. Hoch über dem Thor und den Sculpturen, die sich selbst noch über den so hohen Durchgang hinziehen, schwebt unter einem überspringenden Gesimse das von Schwingen getragene Sonnenbild. Wirklich, dieses Thor ist großartig an massiger Construction, und doch so leicht, so elegant aufsteigend.

Gleich hinter ihm steht ein zweiter Pylon, ein Mittelthor mit zwei seitlichen dieses Thor überragenden Stumpfthürmen, ein kunstloser, aber gigantischer Bau, der die Höhe von 134 Fuß erreicht. — Und gleich hinter diesem ein drittes, freilich halb eingefallenes oben nur noch von einem Quaderstein, aber einem ungeheueren Steinbalken geschlossenes Thor, an dessen Hinterseite zwei kopflose, aber sonst ganz prächtig modellirte Kalksteinstatuen stehen, bis zum Knie in Schutt und Sand steckend, vom Knie bis zur Hüfte 7 Fuß messend, also zwei riesige Thorwächter mit kühn gewölbter Brust und kräftig straffen Armen.

Urkomisch diesen herrlichen aber kopflosen Giganten gegenüber macht sich eine sitzende, prachtvoll aus rothem Granit gearbeitete Ramsesstatue, welche die Hände auf den Knien liegen hat, und ungemein vergnügt mit dem fetten Gesicht nach den beiden Acephalen hinüberschmunzelt, ganz unverkennbar mit dem

Ausdruck von Satisfaction darüber, daß, während jene im Lauf der Zeiten den Kopf verloren haben, er ihr oder ihm, dem Ramses, noch so sicher auf den breiten Schultern sitzt. Solch ein Granitmonolith, solch eine sitzende Statue ist wirklich imposant anzuschauen trotz des Schmunzelns! Der Mittelfinger der Hand ist 18 Zoll lang, woraus man sich den ganzen Ramses construiren kann. Wo solch eine Tatze eine Ohrfeige giebt, da hat der Empfänger gewiß nie wieder Zahnschmerz!

Rechts von dem ersten Eingangsthor steht ganz einsam im Felde ein einfallender Pylon, etwas weiter zurück links ragt aus den Ruinen des großen Tempels noch ein zur Hälfte eingesunkener Pylon hervor — ganz im Südosten steht noch ein mächtiger Pylon, — ja! portarum centum nobilis fama war dieses einstige Theben, und seine mächtigsten Pylonen standen und stehen noch in und um Karnak umher, dieselben imposanten Steinbauten, von denen schon Homer zu singen wußte, von denen die Kunde schon zur Zeit des Trojanerkrieges umher ging, von denen seitdem alle Jahrhunderte zu reden gehabt haben, ein ungeheures Menschenwerk!

Aber steht man hier einmal, von Luxor kommend, so wird das Auge, trotz aller Pylonen, doch nach der Ferne gezogen, wo jene beiden Obelisken vor einem Säulenwalde luftig und kühn herausragen. — Wir

durchschreiten die Säulenhalle und einen kleinen Säulenhof des einmal betretenen kleinen Tempels, und erreichen am Ende, uns rechts wendend, die große Säulenhalle des großen Tempels und damit gewiß die großartigste Säulenhalle des ganzen Alterthums.

Man denke sich einen über 300 Fuß breiten und über 150 Fuß tiefen Tempelraum, dessen Decke von 134 Säulen getragen wird, und der mithin im eigentlichen Sinne einen Säulenwald bildet. Der Eindruck, den dieser Säulenwald macht, läßt sich mit Worten nicht schildern. Vielleicht möchte ein Araucarienwald einen annähernden Eindruck gewähren, wenn er die wundervolle Harmonie der Säulenhalle von Karnak haben könnte, und seine Stämme so mächtig dick wären, wie jene Säulen.

Durch einen Mittelgang wird der großartige Raum in zwei ganz gleiche, vollkommen viereckige Seitenhallen getheilt. In beiden sind auch die Säulen vollkommen gleich an Zahl und Vertheilung. Dagegen sind die den Mittelgang bildenden Kolumnen von denen der Halle selbst verschieden. Sie steigen über alles Maaß, über alle Vorstellung hinaus. Es sind ihrer zwölf, jeder Seits stehen sechs. Jede dieser Säulen hat 12 Fuß im Durchmesser und 60 Fuß Höhe, auf welcher Höhe sie sich dann, wie eine aufschießende Lotusblume, erweitert zu einem kreisrunden Kapitäl von etwa 20 Fuß Höhe und etwa 24 Fuß

Durchmesser des kreisrunden Tellers, auf dessen Mitte wieder, wie in Luxor, ein kleiner viereckiger Aufsatz ist, um die ungeheuren oben drüber hingelagerten Steinbalken zu tragen, von welchen der Rand der offenen Lotusblume vielleicht zerbrochen werden würde. — Auf diesen demnach 80 Fuß hohen und 12 Fuß dicken Säulen standen höchst eigenthümliche Ueberdachungen, eigentlich Wände mit hohen, schmalen Fensteröffnungen, die zum Theil noch stehen, und ein magisches Licht von oben in den Raum hineinströmen lassen. — Die beiden Seitenhallen haben niedrigere und weniger dicke Säulen, welche oben in eine geschlossene Lotusknospe enden und das steinerne Gebälke des Dorfes tragen. Eine einzige dieser Säulen hat umfallen wollen, hat sich aber im Fallen oben an ihre Nachbarin angelehnt, so daß sie in der Schwebe steht, und die sie stützende Säule kaum berührt. Und so mag sie noch manch Jahrhundert schwebend bleiben, wie sie denn schon lange so fast zum Umsturz sich neigend gestanden haben soll.

Staunt man auch noch so sehr über die ungeheuren architektonischen Dimensionen, welche hier gleichsam spielend gewonnen sind, so wird man doch noch viel mehr überrascht von dem wirklich stupenden Fleiß, womit in diesem Säulensaal Alles, aber auch Alles überdeckt ist mit den sorgsamst ausgearbeiteten Basreliefen. Jede Säule, jede Wand, jeder Steinbalken

der Decke oben starrt von solchen Zeichnungen, welche uns größtentheils die Heldenthaten großer Pharaonen darstellen.

So enthält die Nordostwand die Darstellung der großen Feldzüge des Pharao Seti gegen die Asiaten, — offene Schlachten, Verfolgungen, Festungsbelagerungen und siegreiche Rückkehr mit den Gefangenen, die den Göttern geopfert werden sollen u. s. w.

Südwestlicherseits aber ist eine Geschichte, die uns und unserm Bibelleben interessant ist. Der erste König der 22. Dynastie Phra Scheschonk, der furchtbare Sisak zieht gegen Asien ins Feld. — Sisak selbst ist dargestellt, wie er mit starkem Arm die vor ihm knieenden Gefangenen erschlägt, wobei Amun Ra selbst zugegen ist. Eine Menge von Männern, von denen nur die Köpfe sichtbar sind, bedeutet die Menge der besiegten Stämme, Städte und Personen, deren Namen in Ovalen, wie solche fast immer Eigennamen umgeben, verzeichnet sind. In einem dieser Ovale steht der Name Judah-mélék, und oben drüber ein Kopf. Ob das Bild wirklich den König Jerobeam vorstellen solle oder nicht, darüber sind sich die Gelehrten nicht einig, und mögen sich immerhin darum streiten. Wir aber gerathen gewiß in ein andächtiges Erstaunen, wenn wir hier in Oberegypten eine alttestamentarische Thatsache abgebildet und ganz bestimmt verzeichnet sehen, Sisaks Feldzug gegen Pa-

läſtina, welcher faſt 1000 Jahre vor Chriſti Geburt ſtattgefunden hat.

Eben wegen dieſes Siſakbildes wird der hier anſtoßende Hof wohl der Siſakshof genannt. Hier ſteht eine Einzelnſäule von ungeheueren Proportionen vor einem eingefallenen Pylon. Man möchte glauben, ſie hätte nur als eine Art von freiſtehender Obeliskſäule einen Eingang ſchmücken ſollen, und die andere Säule auf der Seite dieſes Eingangs wäre verſchwunden. Dem iſt aber nicht ſo. Die gewaltige Siſakſäule, wie man ſie nennen könnte, eine Art von Vendômeſäule des alten Tapé, hat oben auf ihrer Lotusblume jenen bezeichnenden Quaderſtein als Beweis, daß ſie etwas zu tragen hatte, und nicht frei ſtand. Wirklich ſollen hier ſechs ſolcher Säulen geſtanden und einen Portikus gebildet haben, der ſich der inneren Kolonnade des großen Säulenſaales gewiß würdig anſchloß. Doch ſind die anderen fünf ſpurlos verſchwunden. Sie müſſen einen ungeheuren Korridor gebildet haben.

Den großartigſten Effect macht die mächtige Säulenhalle von Karnak, wenn man vom nordweſtlichen Ende, ſich recht weit links haltend, dieſelbe durchblickt. Das Auge ſtreicht längs der rieſigen Mittelſäulen hin und in die ſeitliche Halle hinein, und entdeckt dann ganz am Ende noch das untere Stück des mächtigen Obelisken, welcher von allen Monumenten Karnaks am

höchsten herausragt aus der Akropolis, ein unverwüstlicher Flaggenstock, an dessen Spitze wir im Geiste das unbesiegbare Banner der großen Thutmosen über das hundertthorige Theben hinflattern sehen.

Dieser Obelisk ist der größte Monolith, den wir kennen; er ist noch über drei Fuß höher, als der berühmte Obelisk vor dem Lateran in Rom, welcher übrigens ebenfalls in Karnak zu Hause ist, und ganz aus derselben Zeit stammt, da er die Namensovale Thutmes des Vierten enthält. — Der Obelisk in Karnak stammt nämlich von der klugen und muthigen Prinzessin Hatasou her, der Tochter des ersten großen Thutmes, die als Vormund und Mitregentin der beiden folgenden Thutmosen eine bedeutende Rolle gespielt hat in der Geschichte der achtzehnten Dynastie. Ihren Todtentempel werden wir weiter unten im westlichen Theben finden.

Ihr Obelisk, der also bereits 3500 Jahre in Karnak steht und der vormosaischen Zeit angehört, ist über 33 Metres, also hundert Fuß hoch, ein herrlicher, ungemein schlanker rosenrother Granit, der, eine Absplitterung an einer Ecke ausgenommen, so neu aussieht, als wäre er eben erst polirt, eben erst mit seinen meisterhaften Sculpturen versehen, eben erst aufgerichtet. — Die Hieroglyphen des Steines werden von oben nach unten gelesen und enthalten Weiheformeln des Steins an die Gottheit von Seiten der

Hatasou. Nur unten geht eine horizontale Inschrift um den Stein herum, welche uns lehrt, daß auf der Spitze des Obelisken ein goldener Aufsatz war, und daß der ganze Obelisk mit seinem Zwillingsobelisken in sieben Monaten vollendet und aufgerichtet ward, eine fast unglaubliche Thatsache.

Dieser zweite Obelisk aber ist umgefallen und zerbrochen. Seine oberste Spitze liegt oben auf den unzählbaren Blöcken, welche ehemals zu Pylonen und Tempelwänden zusammen gefügt waren, um heute ein ungeheures Ruinenchaos bilden.

Nicht weit von diesem Obeliskenpaar stand ein anderes Paar, von dem ebenfalls nur noch ein Obelisk aufrecht sich erhalten hat. Er ist etwas niedriger als der Obelisk der Hatasou, aber ebenfalls ein schöner, edler Monolith.

Von hier an nach Südosten ist nun die Zerstörung in Karnak besonders bemerkbar und wirklich erschütternd. — Hier stand, und steht noch in ernsten Resten der eigentliche Tempel mit einem Vorhof und mehreren Gemächern; hier folgte dann noch der Palast des Thutmes selbst! Pfeiler, Säulenreihen, halb offene Gemächer, Bruchstücke von Marmor, von polirten Graniten, eine unabsehbare, unentwirrbare Trümmerwelt, die man gar nicht im Gedächtniß behalten kann, weil man keinen Plan mehr in ihr entdeckt, — in deren einzelne Abtheilungen man von oben hinein

klettern muß, weil ihnen sonst Eingang und Ausgang fehlt, — das ist der Südosten von Karnak, eine lange, große, furchtbare Steingeschichte von Herrschern und Gewaltigen dieser Erde, von Hinfälligkeit und Plunder selbst der großen Thutmosen, selbst der großen Rameſſiden.

Entsteigt man staunend über die Herrlichkeit, und zugleich wehmüthig bewegt beim Anblick ihres Unterganges, den von zauberhaftem Licht durchhauchten Räumen Karnaks, deren Farben, grauweiß und lichtbraun, marmorweiß und granitroth, gelb und blau magisch und feenartig in einander spielen, während zänkische Wiedehopfe und Sperlinge, fröhliche Schwalbenschaaren und philosophirende Eulen ihre enharmonischen Concerte aufführen, — kommt man wieder an den Sonnenschein und den klaren Tag, so klimmt man wohl gern, was von der Nordostseite sehr leicht ist, oben auf das massige Dach der großen Säulenhalle, von wo man einen herrlichen Einblick hat in die von unten herauf dämmernde Zauberwelt der Säulen und illustrirten Pharaonengeschichte.

Hat man sich daran satt gesehen, so blickt man auch wohl einmal gern hinaus in die freie Gottes-welt. Da liegt, eingeklemmt zwischen zwei Kalkgebirgen, bedroht von zwei Wüsten, das lachende Nilgefilde da. Grün reiht sich da an grün; Acazienkronen sind hüben und drüben zu sehen; Dattelpalmen

rauschen um die Wette mit den thebaischen Hyphänen; unten tummelten sich im Sande die muthwilligen Beduinenjungen mit den Eseln umher, oben im blauen Raum schwimmen Geier und große Weihen in weiten Kreise ihre luftigen Wege. — Und jenseits des Flusses liegt die alte Todtenstadt, mit ihren Mausoleen, mit ihren Mumiengräbern. Weit vorgeschoben und noch mitten in der Nilüberschwemmung sitzen die beiden Memnonen, und starren seit Jahrhunderten nach Osten, Pyramiden in Menschengestalt, große, gewaltige, mahnende Denksteine, daß alles Irdische vergehen müsse.

Als ich später mein Tagebuch nachsah, fand ich, daß ich oben auf dem Dach von Karnak in dasselbe eine etwas triviale Bemerkung eingetragen hatte:

Ewig vernichtet der Mensch das Werk der alten Geschlechter;
Ewig erzeugt die Natur, ewig das neue Geschlecht.

Wenn wir rückblickend auf Karnak, daran denken, daß hier einige Jahrtausende hindurch Weltgeschichte gespielt wurde, und daß die alten Egypter ihre Weltgeschichte wesentlich gern in Stein eingruben, wesentlich gern Monumente errichteten, wesentlich gern plastische Darstellungen machten und dazu manchen Stoff, manches Material wählten, was fast aere perennius auf späte Geschlechter kommen konnte: so dürfen wir gar nicht erstaunt darüber sein, daß Kar-

nak eine ungeheure Masse von Stoff für die Egyptologie und die Museen geliefert hat. So z. B. stammt aus der alten Thutmosenburg jenes merkwürdige Pharaonenregister, was Mariette in seinem Aperçu de l'histoire ancienne d'Egypte S. 72 als Salle des Ancêtres anführt, und das für die Geschichte des alten Pharaonenthums sehr wichtig und interessant ist. In einer Seitenkammer des Thutmespalastes befand sich in vier Reihen über einander dargestellt eine sitzende Gesellschaft von 60 alten Pharaonen, den Regierungsvorgängern der Thutmosen, vor denen Thutmes selbst Opfer bringt. Ueber jeder Figur ist in dem gewöhnlichen Oval der Name angegeben. Obgleich die Pharaonenreihe nicht vollständig ist, sondern nur eine weitgreifende Auswahl, vielleicht nur nach der Laune des Darstellenden oder nach den Bedingungen des Raumes getroffen, so ist dieses Monument, was sich auf der kaiserlichen (? königlichen? republikanischen?) Bibliothek von Paris befindet, doch ungemein interessant und wichtig, zumal da es besonders die Namen der Pharaonen aus der 13. Dynastie bringt, die sonst ziemlich unsicher und selbst unbekannt geblieben sind.

Und so stammt denn auch eine große Anzahl der Alterthümer im Museum von Boulacq aus den Ruinen von Karnak, wo früher, nach Mariettes Versiche-

rung, einzelne Bildsäulen so dicht neben einander standen, daß sie sich fast mit den Ellenbogen berührten.

Die edelste Bildsäule, welche vom Tempel von Karnak in das Museum von Boulacq übergegangen ist, ist unbedingt die schon früher erwähnte Statue der Ameniritis, ein meisterhaftes Alabasterbild von fünf Fuß Höhe. Mariette sagt darüber unter 866 seines Kataloges:

„Dieses herrliche Denkmal stellt eine Königin dar, welche in den Angelegenheiten Egyptens zur Zeit der äthiopischen Invasion eine Rolle gespielt hat. (25. Dynastie).

„Der erste König dieser Dynastie, der zugleich über Aethiopien und Egypten herrschte, war Sabakon. Ihm folgten Sabatoka und Tahraka auf den Thron. Dann kam die Dodekarchie auf, welche einem vierten König, Namens Piankhi, die nördlichen Provinzen Egyptens nahm, und ihm nur die Thebaide und Aethiopien im Besitz ließ. Endlich folgte diesem Fürsten und den conföderirten zwölf Königen Psammetich, unter welchem Egypten seine natürlichen Grenzen wieder einnahm."

„Ameniritis war verknüpft mit diesen großen Vorkommnissen. Als Tochter des Königs Kaschta, und, nach einem Basrelif in Karnak, Schwester des Sabakon, wurde sie bei Lebzeiten dieses Fürsten mit dem Titel Regentin bekleidet. Später brachte sie die An-

rechte auf die doppelte Krone von Egypten und Aethiopien dem Usurpator Piankhi zu, den sie heirathete, und von dem sie die Prinzessin Schap-en-ap hatte, welche die Gemahlin von Psammetich I. ward. Was aus Ameniritis ward, als Piankhi nach Aethiopien zurückgedrängt ward und als seine Tochter und Erbin der vollen Rechte auf zwei Throne ihre Ansprüche dem Psammetich zubrachte, läßt sich nicht angeben."

„Die Statue in Karnak ward aufgestellt, als Ameniritis Regentin war. Die auf dem granitenen Sockel eingehauene Inschrift nennt sie in der That die Herrscherin des Nordens und des Südens. Zu ihren Füßen sind ihre beiden Namensschilde. Sie wird darauf königliche Schwester des immer lebenden Königs genannt und königliche Tochter des für gerecht erklärten, also verstorbenen Königs. Das erste dieser beiden Schilde betrifft den Sabakon, das zweite den Kaschta. Beider Namen sind zerhämmert, und nur der Name der Königin ist geblieben. Psammetich, welcher die äthiopische Dynastie verdrängte, mußte natürlich das Andenken der fremden Könige verfolgen, aber zu gleicher Zeit den Namen von der Mutter der Schap-en-ap respectiren."

„Wie schon angegeben, ist die Statue von Alabaster. Ihr Sockel hingegen, der noch fest daran sitzt, ist von grauem Granit. Auf diesem Sockel finden sich die Titel der Königin. Die lange Inschrift, welche

auf dem Pfeiler eingravirt ist, an den die Statue sich anlehnt, ist eine Anrufung der Götter. Man sieht noch, daß die Statue in ihrem vollständigen Zustand mit zwei langen Federn, vielleicht von Gold, gekrönt war; doch sind diese heute verloren gegangen."

„Nichts gleicht der Eleganz dieser niedlichen Piece. Ihre Formen sind keusch, rein und zu gleicher Zeit so correct, wie man sie nur von einer egyptischen Statue erwarten kann. Die Königin trägt die große Perrücke der Göttinnen. Sie hält das Flabellum in der linken Hand, in der rechten eine Art von Börse. Man betrachte genau die feine Arbeit ihrer Armbänder."

Ich habe diese Notiz so genau wieder gegeben, weil diese Statue in der Kunstgeschichte bereits einen Namen erlangt hat. Sie war nämlich vor einigen Jahren auf der großen Pariser Ausstellung, und erregte dort allgemeines Aufsehen. In der That, wenn man bedenkt, daß diese sinnige, von so fein mädchenhaften Linien eingefaßte Statue, die mit einem diaphanen Marmorflor weich drappirt erscheint, etwa 700 Jahre v. C. gefertigt worden ist, so kann man sich eines Erstaunens gewiß nicht leicht erwehren. Meines Wissens greift nirgends die Geschichte vollendeter Kunst in ein so hohes Alterthum hinauf.

Ein anderes höchst merkwürdiges Stück ist eine Portraitstatue in schwarzem Granit oder Diorit (Nro. 22) mit freien offenen Augen, feiner zierlicher

Nase und besonders sprechenden Lippen, deren Kopfputz der eines Pharaonen mit der doppelten Krone ist. Die Feinheit der Arbeit in so widerspenstig hartem Stein ist bewundernswürdig, aber noch bewundernswürdiger ist der Umstand, daß Mariette glauben möchte, man hätte hier die Portraitstatue des Menephtah vor sich, des Sohnes vom großen Ramses II., desselben Monaphtah, der im rothen Meer umkam (19. Dynastie). Sein Königsschild ist durch einen Bruch im Stein zerstört, — vielleicht mit Absicht, weil der unwürdige Pharao nach seinem Tode nicht für selig erklärt wurde; sein Name wurde überall vertilgt, er sollte gar nicht gelebt haben.

Einige andere statuarische Darstellungen, ganze oder zertrümmerte, aus Karnak scheinen zu beweisen, daß selbst von Personen, die nicht zu den Pharaonen gehörten, und selbst bei Lebzeiten derselben, schon eine Statue im Tempel errichtet werden durfte, so daß Karnak für ausnahmsweise Fälle als eine Art von Walhalla am Nil zu betrachten ist, und gewiß, wie schon oben bemerkt ward, einen unendlichen Reichthum von Statuen enthalten hat.

Daß manche von den Sphinxen und Statuen aus Karnak unbezweifelbare Portraitköpfe von bekannten Pharaonen sind, geht hervor aus Nr. 3 und 4 in Boulacq, nebst Nr. 871, welche die Portraitköpfe des dritten Thutmes sind. Nach ihnen hatte dieser

Pharao, der Bruder der klugen Hatasou, ein mageres, längliches Gesicht und eine vorspringende krumme Nase, und keineswegs den rein egyptischen Typus. Das aber darf nicht stören. Denn ganz anerkannt ist es, daß die Pharaonengeschlechter sich vielfach mit fremdem Blut vermischten. — So war die Gemahlin des Amosis, des Gründers der Thutmosen-Dynastie und Regenerators von Egypten eine schwarze Königin, während die Frau eines seiner speciellen Nachfolger Amenophis III. eine weiße Frau mit rosigen Wangen war, Taïa genannt, eine Asiatin (vielleicht Jüdin oder eine Hyksostochter), wie sie auch im „Grab der Königinnen" in Theben abgemalt ist. — Wunderbar ist es allerdings, daß wir so aus vormosaischen Zeiten Statuen und Portraits besitzen, deren Aechtheit nicht im allergeringsten angezweifelt werden darf.

Aus einer prächtigen Tafel zu Ehren des Vaters von demselben Thutmes III. ersehen wir, daß der Tempel von Karnak, der besonders von diesem Vater gebaut war, den ziemlich japanesisch langen Namen Ra-men-kheper Khoumennou hatte. Ein schöner Löwenkopf (Nro. 539) enthält gar die Namen Rama-ké und Amennem, verschiedene Namen, die die Hatasou zur zeitigen Herrschaft führte. Sie war aber auch eine wirkliche Löwin, tapfer, klug und ge-

recht. Und so mag sie den Löwenkopf wohl verdient haben.

Um aber nicht zu ungebührlich lang zu werden über die Karnakdenkmale in dem Museum zu Boulacq will ich nur noch eines Monumentes von hoher Wichtigkeit Erwähnung thun, einer Tafel (Nro. 63) zu Ehren des Thutmes III., auf welcher trotz des harten Diorites ein langes Gedicht auf den Pharao eingegraben ist, ganz im Psalmenton des Alten Testamentes. So z. B. redet der Gott Ammun-Ra: „Komm her zu mir und sei beglückt im Anschaun meiner Gnade. O du mein Rächer, Ra-men-Kheper, du Unsterblicher! Ich strahle in deinen Gelübden! Mein Herz erweitert sich bei deinem gesegneten Kommen in meinem Tempel! Ich hülle deine Glieder ein mit meinen Armen zu deinem Heil und Leben! Lieblich sind mir deine Gunstbeweise durch das Bild, das du mir in meinem Heiligthum errichtet hast! Ich, ich lohne dir dafür, ich gebe dir Kraft und Sieg über alle Nationen! Ich, ich mache es, daß dein Geist und deine Furcht auf allen Ländern lieget, daß der Schrecken vor dir sich ausdehnt bis an die vier Pfeiler des Himmels! Den Schrecken, den du der ganzen Welt einflößest, ich vermehre ihn! Ich gestatte es, daß dein Kriegsschrei alle Barbaren durchdringe, daß die Könige aller Völker unter deiner Hand versammelt seien! Ich selbst strecke meinen Arm aus!

Für dich versammle und raffe ich zusammen die Nubier zu tausend und zehntausend, die Völker des Nordens zu Millionen! Ich lasse es zu, daß du niederwirfst deine Feinde unter deine Sandalen, und daß du nach meinem Befehl schlagest die Fürsten der Unreinen. Die Welt in ihrer Länge und Breite, vom Aufgang bis zum Untergang ist unter deinen Befehlen! Du bringst zu allen Völkern, das Herz voll Freude; Keines soll den Boden deiner Majestät mit Füßen treten; aber ich bin es, der dich leitet, daß du bis zu ihnen dringest. Du hast den großen Fluß Mesopotamiens siegreich und mächtig überschritten, wie ich dir befohlen hatte! Deine Kriegsschreie hören sie wiederhallen in ihren Höhlen, ihren Nüstern raube ich den Athem des Lebens!" — —

Und so geht das noch lang fort, bis eine Art von Wiederholungsgesang eintritt. Das ganze Gedicht ist wunderbar; jede Strophe beginnt: Ich bin gekommen und bewillige dir zu schlagen das Land u. s. w.

Gesättigt von Karnak, wie meine Leser vielleicht davon übersättigt sind, trabten wir nach Luxor zurück, um auch die noch lebenden Thebaner kennen zu lernen, und deren reizende Misère in vollen Zügen zu genießen. — Vor allen Dingen kam ein höchst belebter Handel mit den Luxorioten zu Stande. Die unerschöpflichen Fundgruben großer und kleiner Antiquitäten zu beiden Seiten des Nil liefern den Leuten

von Luxor zahlreiche Objecte zum Schacher mit den Fremden; und was nicht ächt ist, wird nachgemacht. So hatte sich eben auch für uns das halbe Beduinenthum des Ortes eingefunden mit einer Menge von kleinen Antiquitäten, ächten und unächten. Kleine Götterbilder kamen zum Vorschein, kupferne Ptolemäermünzen, Ringe, Ketten, bunte Steine, Alles natürlich „antik", wie die Araber immer mit wundervoll ernster Miene hinzufügten! — „Antik, Lepsius", oder: „Antik, Consul" war ihr unvermeidlicher Refrain. Sie wollten damit andeuten, wir könnten Lepsius oder unsern Consul, einen Antikenkenner, fragen, ob nicht alles ächt wäre. Vieles aber war nicht ächt! Ja, bei der Menge von Touristen, die Alle im alten Theben Sachen holen wollen, hat sich ein Engländer in Luxor niedergelassen, der, wie man uns sagte, eine förmliche Werkstatt von solchen Alterthümern hat, und namentlich viel Scarabäen nachmacht. Und dennoch bekommt man immer noch einzelne Säckelchen von den Leuten, die wirklich ächt sind und immer hübsche Andenken an Luxor bilden, wie ich denn selbst eine ganz kleine Sammlung auf beiden Seiten des Nil mir zusammen gebracht habe, in welcher alles „antik" und manches ganz gewiß ächt ist.

Wir wurden aber mit all diesen „Mizrim" sehr gut fertig. Vor Allem nahm uns unser Consul mit ungemeiner Humanität auf. Taback in riesigen Pfei-

sen, wirklich 6—8 Fuß lang, die mich an die langen Blasrohre oder Sarabatanas am Amazonenstrom erinnerten, und Kaffee in Schälchen von der Größe eines halben Hühnereies, welche, wenn man nicht äußerst vorsichtig damit umgeht, man gar leicht mit ihrem Inhalt verschlucken möchte, bildeten das Bindemittel bei unserer Zusammenkunft. — Das Haus unseres braunen Amphitryon hatte ein plattes Dach mit niedriger Mauereinfassung. Von dort oben herab war die Aussicht über das alte und neue Egypten wundervoll, und die Abendluft wehte erquickende Kühlung. Aber auch eine tiefe Elegie hauchte ihre Seufzer über den Strom und das Land hin. Auf dem Strom fuhr kein Schiff vorüber, auf dem Lande war kein Leben mehr. Und doch war hier einst der Hauptlandungsplatz des alten Theben. — Höchst komisch machte es sich dabei, daß, als es vollkommen dunkel geworden war, die Proceres unter den Luxorioten luxuriöser Weise mit frei hängenden Laternen zu illuminiren begannen, — komisch und imposant zu gleicher Zeit; denn unter dem flackernden Lichterglanz der Stalllaternen schien sich die Kolonade des alten Pharaonenpalastes noch höher aufzubauen, und gewann ein gespenstisches Ansehen. Zuletzt kam mir die ganze braune Menschenwelt wie wandelnde Mumien vor, und ich hätte mich gar nicht gewundert, wenn der Nil noch einmal einen kleinen Moses in einem Kasten

von Papyrus an den Strand gespült hätte, und Pharaonis Tochter an den Fluß hinabgestiegen wäre, um zu baden.

Am 30. October ward schon früh in unserm Schiffslager Reveille geschlagen. Es sollte ein Generalausflug über den Nil hinüber nach der alten Todtenstadt von Theben gemacht werden. In hellen, fast lärmenden Haufen warf sich der europäische Schwarm auf eine Anzahl von Nilfahrzeugen und stieß keck ab. Aber der muthig strömende Nil riß die kleine Flotille halb neckend, halb drohend mit sich fort, und die Araber hatten einen harten Kampf zu bestehen, der besonders in einem großen Geschrei und Allahruf bestand, und die Ueberfahrt nur noch anmuthiger machte. Nicht fern von den mächtigen Pylonen und Obelisken von Karnak trieben wir vorbei und gewannen die Mitte des Flusses. Da sahen wir mitten im Wasser, — denn noch immer bedeckte der Nil die Niederungen mit grauer Fluth —, den ungeheuren Memnon mit seinem Zwillingsbruder sitzen und in die eben aufgehende Sonne hinausstarren. Wenn das schwimmende Publikum in den Booten nicht so laut geschnattert hätte, bestimmt wäre der Morgengesang des mächtigen Standbildes bis zu uns gedrungen, und hätte uns etwas andächtiger gestimmt, als wir es in dem Augenblick waren. — Ungehört aber, wie sie da saßen, sahen die beiden Statuen aus,

wie zwei versteinerte Nänien, und ihre stumme Klage seit Jahrtausenden ist das untergegangene Theben. — Näher und näher kamen wir dem Ufer, an dem sich vor der eigentlichen Wüste, einem festen mit Sand überwehten Kalkboden ein üppig grünendes Vorland hinstreckt und einen wundervoll saftigen Gegensatz bildet zu der öden Zone der Todtenstadt und dem sie westlich begrenzenden mächtig aufsteigenden ganz kahlen Gebirgsstock mit seinen Grabgrotten und unterirdischen Palästen.

Von den Letzteren sollten einige zuerst besucht werden. Nach einer höchst humoristischen Landungsscene, in welcher bei dem Mangel an einem Landungsplatze besonders die weißen Strümpfe der französischen Damen innigst mit dem Nilschlamm fraternisirten, bestiegen wir unsere bereitstehenden Esel und ritten durch das in hoher Durrha wogende Feld bis zu einem Kanal, den wir eine Viertelstunde aufwärts ritten und dann mittelst einer aus Palmenstämmen unsolide zusammen gelegten Brücke passirten.

Kaum hat man den Rand der steinigten Wüste erreicht, so befindet man sich auch schon in der ehemaligen Nekropolis. Weithin bemerkt man im Boden die Spuren von Gräbern, von halb verschütteten brunnenartigen Vertiefungen, ja von eingesunkenen Wölbungen. Manchmal dröhnt das ganze Erdreich und klingt dumpf hohl unter den Hufen der traben-

den Thiere. So ritten wir hinweg über den ungeheuren Todtenacker dem Gebirge zu, indem wir nach links die schon oben genannten Mausoleen der berühmtesten Pharaonen liegen ließen, und erreichten langsam aufwärts reitend die kahlen aus festem Kalkstein bestehenden Gebirgswände, in denen die Gräber vergangener Herrlichkeit sich befinden.

Die Hypogäen von Theben! Mag ein Reisender sehen, was er will, — großartige Naturerscheinungen aller Art auf der Oberwelt, hochaufsteigende Bauten der bildenden Menschheit oder die vollendeten Kunstwerke der Sculptur und der Malerei, — mag ihm Alles staunenswerther und entzückender erscheinen als die Hypogäen von Theben: Eins scheint mir doch bestimmt zu sein, daß nichts, aber auch nichts in seiner großartigen Eigenthümlichkeit so ganz besonders, so ganz einzig dasteht, wie die von Menschenhand gemachten Felsengräber in Oberegypten. Man kann es eben nicht glauben, daß diese Eingänge, diese Treppen, diese bis gegen 1000 Fuß langen, hohen, breiten Corridore, diese Säle mit ihren Seitengemächern, diese Labyrinthe von Hallen wirklich nach dem Plan eines menschlichen Gedankens von Menschenhänden in das Felsengebirge hinein und hinabgeführt seien, daß all diese Bilder und Zeichen in ihrer millionenfachen Wiederholung oder Variation auf Pfeilern und Wänden zur Feier und Ehre nur

eines einzigen Todten dargestellt seien in geheimnißvoller Tiefe der Erde, in welcher ja doch kein Sonnenstrahl ein freundliches Licht verbreitet, mittelst dessen die Besuchenden die Herrlichkeit bewundern können, — ja in welche vor allen Dingen kein Besuchender eindringen sollte; denn das Grab, die Halle, der Palast in der Unterwelt gehörte ja nur dem einen einzigen Todten, und der Eingang zu diesem Palast wurde sorgfältig nach Beisetzung der Leiche verschlossen für ewige Zeiten, so daß, als in unseren Zeiten der Erforschung wieder ein menschlicher Fuß nach 3—4000 Jahren zum ersten Mal wieder einzelne Hypogäen betrat, man noch auf dem feinen Staube des Fußbodens die Fußspuren derjenigen sichtbar fand, welche von dem Dahingeschiedenen den letzten Abschied genommen hatten. Nirgends trat der Tod so großartig auf, nirgends so arrogant wie hier. Unsere größten, unter dem Licht der Sonne prangenden Todtenmale und Mausoleen, ja die Pyramiden selbst, gewiß die mächtigsten Denksteine, die je errichtet wurden, haben immer noch das für sich, daß sie für Jahrhunderte, für Jahrtausende zum Bewundern und Anstaunen der ganzen Menschheit hingestellt sind, also recht eigentlich ein Gemeingut sein sollten. Aber in den Hypogäen von Theben war der Todte, der Tod, in seiner ungeheuren Pracht der furchtbarste Egoist. Eine ganze Kunstwelt ward sein, nachdem eine ganze Generation

daran gearbeitet hatte. Und als der Prachtbau fertig und ausgemalt war, mußten noch Tausende, ja vielleicht Hunderttausende von Händen den ungeheuren Granitsarg hineinschleppen in den geheimnißvollen Palast und in die Tiefe senken. Dann schloß die Mumie grinsend den Eingang, und zu ewiger Finsterniß war das große Werk verdammt. Ja, ich sagte mit Recht so eben: Nirgends trat der Tod so großartig auf, nirgends so arrogant und egoistisch, wie in den größten Krypten von Theben!

Während der beiden letzten Octobertage, — denn die mächtigen Todtenhallen führten uns zweimal hinüber in die Kalkgebirge — besuchten wir die Gräber der Königinnen, das sogenannte Assasif und das Todtenthal der Könige, Bab-el-moluck. Wir wollen wenigstens an Einiges zurückdenken, denn genau beschreiben läßt sich das Alles nicht.

Ein Anberg von Gerölle und Schutt führte bis zur Eingangsthür des gemeinsamen Grabes der Pallakides oder mit würdigerem Ausdruck: der Pallades, Prinzessinnen und Pharaoninnen aus der 19. Dynastie, deren Ruhestätte freilich sehr zerstört ist. Aus dem Sande vor dem Eingang ragten die mannigfachsten Stücke von Mumien hervor, halbe Wirbelsäulen, Rippenstücke, Schenkel u. s. w. Ein großes Stück Leinen verführte mich zu einem sehr erlaubten Raub oder Einsammeln einer Reliquie. Als ich aber an

dem aus dem Chaos hervorragenden Leinen zog, folgte ihm so viel nach, daß ich von dem Convolut: Prinzessin, Sand, Leinen u. s. w. mir nur ein Stück von dem letzteren mitnahm. Aber mir wurde fast übel bei dem Anblick. Ein Egyptenreisender hat mir erzählt, daß seine Gesellschaft sich hier einige Mal, als sie mehrere Tage zur Untersuchung der Katakomben sich aufhielt, ihren Morgenkaffee über dem aus allerlei Mumienresten angefachten Flackerfeuer gekocht hätte und daß solche einbalsimirte Schachteln außerordentlich gut brennten. — Nach einigen Stunden trafen wir einen Araber, der einen sehr hübschen Mumienkopf, zwei Füße und zwei Hände in einem Sack feil bot, wovon ich mir eine Hand, noch mit ihrem Scarabäus auf dem Finger, ankaufte. Bei einer späteren genauen Untersuchung fand ich, daß der Scarabäus wirklich von vorn herein beim Einwickeln der Mumie ihr um den Finger gebunden worden war, also echt sein mußte. In sechs Hieroglyphen enthält die Unterseite dieses Scarabäus den Namen der schönen Prinzessin, deren Hand ich für 1 Franc 50 Cent. gewonnen habe.

Im Vorbeigehen musterten wir auch den Eingang in das Grab der Ra-ma-ké, mit einem prächtigen Eingang und merkwürdigem Gewölbe, Ra-ma-ké, einer der Namen der Prinzessin Hatasou, deren Obe-

lisk in Karnak und Löwenkopf in Boulacq wir schon gesehen haben.

Am genauesten besuchten wir die Gräber von den Pharaonen Sethi I., Ramses III. und Ramses VI., welche allerdings die bemerkenswerthen sein sollen. Das erste wird auch Belzoni's Grab genannt, das zweite heißt nach dem Engländer Bruce. Beide die Entdecker und ersten Untersucher dieser grandiosen Hypogäen.

Belzoni's Grab machte mir den imposantesten Eindruck, weil es eben das erste war, dessen ganzen Raum wir durchwanderten. Mit Lichtern versehen, gingen wir durch einen schrägen Gang und dann eine Treppe von bedeutender Länge hinunter in einen Todtensaal, dessen Decke von vier freistehenden Pfeilern getragen wird, und dessen Wände mit zahlreichen in glänzenden Farben prangenden Bildern bemalt sind. An dieses Gemach stößt noch ein zweites kleineres an, welches ebenfalls prächtig ausgeschmückt ist. — Von dem ersten Pfeilersaal führt eine zweite Treppe weiter in die Tiefe, dann weiter in schräge Gänge und in geheimnißvolle Pfeilersäle, in deren einem früher der Sarg des Königs stand. Dann geht die Treppe noch tiefer, aber der Raum, in dem sie angebracht ist, ist entweder nicht fertig, oder zerstört worden, so daß hier unsere Wanderung ein Ende nahm. — Die Sarghalle ist für eine Krypte in der Tiefe, für eine Todten-

kammer bedeutend. Sie ist gegen 30 Fuß lang, und etwa 20 Fuß breit und ebenso hoch. Es waren also doch hier 12000 Kubikfuß Kalkstein aus der Tiefe heraus zu meißeln, und diese Tiefe mußte erst gewonnen werden in einer Senkung, deren horizontale Tiefe 90 Fuß, während das Grab bis zur Grabkammer über 300 Fuß Länge hat. Bedenkt man nun, daß hier Alles geräumig, breit, hoch ist vom Eingang an bis zur dritten Treppe, von der wir hier gar nicht reden, so begreift man wirklich nicht, wie so ein unterirdischer Palast zu Stande kommen konnte. Von den Bildern der Könige und Gottheiten, von den Völkeraufzügen u. s. w. mit denen die Wände bemalt sind, wollen wir gar nicht einmal reden. — Der Alabastersarkophag des Königs ist entführt. Auch ist an den Pfeilern durch Entführung einzelner Bilder Vieles zerstört.

Das zweite Grab, das wir besuchten, das des Ramses III. (auch nach Bruce benannt) ist noch größer. Es ist über 400 Fuß lang, ein wunderbar complicirter ungemein künstlicher Bau. Fast in der Mitte seiner Ausdehnung nimmt er eine Richtung etwas mehr nach rechts; die Werkleute haben offenbar bemerkt, und zwar gewiß ohne Kompaß, daß sie dem benachbarten Grabe nach links zu nahe kämen, und sich in dasselbe hinein gearbeitet haben würden, wenn sie fortgefahren wären in der alten Richtung.

Das Grab des dritten Ramses ist auffallend reich an größeren und kleineren Nebenkammern, von denen die bedeutendsten mit Pfeilern geschmückt sind. Auch sind die Bildereien ungemein mannigfaltig. Sie enthalten wirklich das ganze egyptische Leben, den ganzen Ritus, die sämmtlichen Leichen- und Begräbnißceremonien, und zwar oft in so grellen Farben, daß einzelne Darstellungen, weit entfernt, durch diese grellen Farben entstellt zu werden, wirklich in diesen unterweltlichen Räumen etwas plutonisch-dämonisches an sich tragen. Ganz am Ende dieser Residenz des todten Ramses des Dritten befindet sich dann auch eine Gruppe in dem Gemach links gleich neben der Eingangsthür, die eine gewisse Berühmtheit erlangt hat unter dem Namen: Bruce's Harfenspieler — es sind eben zwei Harfenspieler, aus deren langen wallenden Gewändern nur Haupt, Vorderarm und Füße hervorragen. Sie greifen mit beiden Händen in die Saiten ihrer großen Harfen, deren Pracht, zumal am Fußende unübertrefflich ist. Sie sind so gut erhalten und in so scharfen Farben dargestellt, daß man förmlich erschrickt, wenn man in dem einsamen Todtengemach sich ihnen plötzlich gegenüber befindet.

Nur in einem der von uns besuchten Gräber, in welchem die Mitte der Treppe nicht stufenartig ausgehauen ist, sondern eine schräge Fläche bildet, so daß der Sarg darauf rutschend in die Tiefe hinabgelassen

werden konnte, hat die Plünderungssucht der letzten Zeiten den Sarkophag stehen lassen aus dem einfachen Grunde, weil derselbe auf keine Weise zu bewegen war. Dieser schön polirte Granitsarkophag, — entweder des fünften oder des sechsten Ramses Todtengehäuse, ist ein mächtiger Würfel von fast 12 Fuß Länge, beinahe 10 Fuß Höhe und über 6 Fuß Breite. Einen solchen Monolithen in solcher Tiefe mußten die Alterthumssammler wohl liegen lassen. Ist er doch über 700 Kubikfuß groß!

Wenn wir nun solche Riesengräber, die bei ihrer imposanten Ausdehnung diese vollkommene architectonische Sauberkeit, diese ungeheuer reiche Malerei und basreliefische Schildnerei zeigen, und dabei keine Spur irgend welcher Feuchtigkeit oder mephitischer Luft verrathen, eben wegen ihrer gewaltigen Ausdehnung bewundern müssen, und in ihnen, statt uns im Felsenschooß eines Kalkgebirges befindlich zu glauben, uns wie in einem Palast auf der Oberfläche der Erde freilich bei egyptischer Finsterniß bewegen, was werden wir dann empfinden, was dann sagen, wenn wir nach dem Besuch bei den todten Dynasten aus der neunzehnten Herrscherperiode uns urplötzlich in der Grabstätte eines Priesters aus der 26. Dynastie befinden, deren Räumlichkeiten bei derselben Pracht der Ausschmückung und derselben Einrichtung alle Pharaonengräber des Bab-el-Moluk weit hinter sich lassen.

Das Grab des Petamenophis oder Petamunap ist nahe an 900 Fuß tief in das Kalkgebirge hineingearbeitet. Es ist, im sogenannten Assasifthal gelegen, mithin das größte aller Felsengräber von Theben. Hier ist wirklich Alles weit, groß, unermeßlich, unbegreiflich! Hier drängt sich Korridor an Korridor, Pfeilersaal an Pfeilersaal, Treppe an Treppe! Ein Schacht ergänzt den andern, ein Raum verdrängt den andern, und zuletzt ist der eigentliche Mumienraum gar nicht zu finden, indem der Eingang zu demselben oben an der Decke eines Saales ist, der eine wirkliche Todtenkammer nur fingirt. Wirklich spielt die Mumie des Priesters Petamenophis in ihrem unterirdischen Labyrinth Versteck mit sich selbst, und legt eben mit diesem ihren Labyrinth Zeugniß davon ab, wie die Dynastie und die ganze Zeit des großen Psammetich nicht nur in Sais und Memphis, sondern auch noch in Theben Großes zu schaffen verstand, wenn dieses Große auch nicht über die Construction ungeheurer Grabstätten hinausging.

Wie kam man aber dazu, hier in den Westgebirgen von Theben für die Todten so mächtige Ruhestätten zu bereiten? Fast möchte ich sagen: Die Natur selbst hat die Menschen dazu aufgefordert, ihnen dazu Anweisung gegeben! Todter habe ich in der Natur den Tod nirgends gesehen, oder nirgendwo die Oede, als im Todtengebirg von Theben. Da ist auch keine

Spur von einem Halm, von einem Kraut, von einem Strauch, keine Spur nicht einmal von einem Erdboden, der ein Samenkorn aufnehmen, lebensfähige Keime zum Dasein wecken könnte. — Lothrecht steigen die Zwischenwände, welche die einzelnen eben genannten Todtenthäler trennen, empor aus dem Wüstenboden. Von den hellgraugelben Gesteinsmassen wird der glühende Sonnenstrahl gleich peinigend für Auge und Allgemeinempfindung zurückgeworfen. Der Durstende sucht vergebens in den Schluchten und Spalten nach einer Wasserader. Kein Thierleben zeigt sich; nicht einmal eine Eidechse schlüpft durch die erhitzten Steinspalten, nicht einmal der Schatten eines am reinen Himmel kreisenden Vogels steigt auf und ab am Gebirge. Ein einziges Mal sah ich einen wahrscheinlich vom Nordostwind aus den Nilfeldern herübergeworfenen Tagfalter, ganz unserm „großen Fuchs“ der Vanessa polychlorus ähnlich, auf einem Felsblock ausruhen.

Und dennoch gewährt es einen eigenen Genuß, diese Todtengebirge zu erklettern. Von den Gräbern der Königinnen führt schroff ansteigend an den heißen Gebirgswänden ein Fußsteig, wenn man eine Möglichkeit zum Emporklettern so nennen will, oben hinauf auf das Plateau, von welchem man dann leicht in das Bab-el-Moluk hinabsteigen kann. Während unsere Gesellschaft auf einem Umweg in das Todtenthal der

Könige hineinritt, machte ich mich mit einem Beduinen daran, die Wand zu erklimmen und hatte sogar die Freude, einen noch älteren Mann, als ich selbst bin, in wirklich jugendlichem Uebermuthe dasselbe Wagstück beginnen zu sehen, freilich den Einzigen von allen Genossen. — Es war der edle Bildhauer Drake! Langsam aufwärts kletternd mit Händen und Füßen, oft stille haltend, um Athem zu schöpfen, und endlich halb todt auf ungefähr 400 Fuß Höhe am Abhang angeklemmt, erkannten wir Beide, daß der stiefeltragende und sich in engen Beinkleidern bewegende Europäismus keineswegs zu solchen Kletterpartieen taugt, auf welchen so ein barfüßiger nur mit einem langen blauen Hemd lose umhängter Beduin unendlich viel besser fährt. Doch kam uns diese Erkenntniß zu spät, und wir mußten unsere Pilgerfahrt vollenden. Auf den etwa 800 Fuß hohen Gebirgsrand angekommen, bekannte ich gern meinem edlen Begleiter, daß ich kaum irgendwo eine so mühsame Kletterpartie zu Stande gebracht hätte; und noch heute muß ich, vielfach gewöhnt an solche Fatiguen, dem trefflichen Künstler das Zeugniß ablegen, daß er an Jugendmuth und Rüstigkeit kaum seinesgleichen finden möchte.

Eigenthümlich belohnend ist die Aussicht von oben. Von Westen nach Osten schaut man von Wüste zu Wüste; aber zwischen beiden Wüsten rollt der breite

Strom seine allbelebenden Wasser dahin, und ein grüner Saum zu beiden Seiten verkündet die unversiechbare Fruchtbarkeit des alten Nilgottes. — Wenn der Beduine, — so sagt man —, mit seinem durstenden Dromedar aus der Wüste kommend zuerst wieder oben vom Rande der Kalkwüste herab den ewig fließenden Nil mit seinem wundervollen Trinkwasser erblickt, so pflegt er wohl abzusteigen, niederzuknieen, und mit südöstlich gen Mekka gewandtem Gesicht erst sein Dankgebet zu verrichten dafür, daß er seinen „Fluß — bahr —“ wiedersieht, denn er kennt nur diesen einen großen gesegneten Strom. Und das fühlt der reisende Europäer dem Sohn der Wüste vollkommen nach, zumal dann, wenn ihm oben auf diesem durchglühten Steingebirge ein dienstfertiger Beduine die poröse Gulleh (Thonflasche) mit Nilwasser zum erquickenden Trunk darreicht.

Wandern wir nun wieder hernieder zur Wüste und suchen die alten Todtenkastelle auf, die schon oben benannten Mausoleen der berühmten alten Pharaonen, die einst dem Lande Glanz und Ansehen und der Stadt Theben ihre herrlichen Baudenkmale schenkten, so wollen wir zuerst einige flüchtige Blicke werfen auf verschiedene kleinere näher an das Gebirge herangeschobene Tempel, um dann die größeren mehr an den Nilrand sich herandrängenden zu betrachten.

Zuerst besuchten wir den kleinen Ptolemäertempel

Deir-el-medineh, der vom Philapator erbaut ist, ungefähr 60 Fuß lang bei 30 Fuß Breite, in dessen Räumen sich später koptische Christen angesiedelt hatten. In seinen Gemächern sind sehr hübsche Bilder und Sculpturen, besonders ein ungemein in das Detail gehendes Todtengericht, welches die Art und Weise dieses Gerichtes bei den alten Egyptern haarscharf darstellt, und hier nicht weiter erzählt werden kann. Auch ist gerade dieses Todtengericht in fast allen egyptischen Bilderwerken wiedergegeben worden.

Ist dieser Ptolomäertempel aus den jüngsten Daten egyptischer Geschichte bemerkenswerth deswegen, weil er zeigt, wie zur Zeit der Ptolemäer man ganz besonders noch das alte Egyptenthum aufrecht hielt, so ist ein anderer, weit in das Gebirge geschobener Tempel sehr interessant wegen seines Erbauers. Dieser Erbauer ist nämlich die als regierende Fürstin unter einem Mannesnamen figurirende Regentin Hatasou, Schwester des Thutmes III., die wir schon in Karnak kennen gelernt haben. Aus den Inschriften des Deir-el-bahri, wie der bedeutende Tempel jetzt heißt, und welcher also in die 18. Dynastie gehört, erfahren wir, daß Hatasou sich dieses Werk erbaut und mit zwei schönen Granitobelisken, wie in Karnak, versehen habe.

Die Anlage dieses im eigenthümlichen Zusammenhang mit dem drübigen Karnak stehenden Tempels

war großartig. Von der Höhe des Gebirgs erkennt man wenigstens noch die Richtung dieser Anlage. Eine ganze Sphinxallee führte vom Nil ins Gebirge hinauf zum Tempel; ein Pylon, ein Säulengang und mannigfache Aufmauerungen, fast wie schräge Terrassen, bildeten die Propyläen —, jetzt freilich ist das Alles verfallen, und namentlich scheint alles, was nur irgend transportabel war, entführt worden zu sein.

Doch ist der Tempel, der noch von einzelnen Rameſſiden vergrößert und weiter geschmückt ward, selbst noch zum Theil gut erhalten, und in doppelter Hinsicht sehr bemerkenswerth. Einmal ist er reich geschmückt mit Feldzugsbildern aus dem Kriege, den die starke Hatasou gegen Arabien über Meer geführt hat, namentlich mit einem triumphirenden Einzug der heimkehrenden Truppen in Theben, der an exacter Originalität nichts zu wünschen übrig läßt. Dabei liegt die egyptische Flotte vor Anker als Zeugniß, daß es ein Zug über Wasser war, was übrigens auf das treuherzigste auch von einigen Fischen versichert wird, welche man durch das gemalte Wasser hindurch schimmern sieht. —

Dann bildet das Tempeldach jenes eigenthümliche Gewölbe, das recht ein Charakterzug der alten, massiven Dachbauten Egyptens war, und grade bei mehreren Thutmosen- und Rameſſidenbauten vorkommt.

Wenn das platte Dach eines Tempels aus feinen ungeheuren Quaderblöcken zusammengelegt war, so meißelte man dasselbe unten zu einem Gewölbe aus. Die Steinmassen drückten so fest auf einander, daß ein Zusammenstürzen nicht zu befürchten war. Dieses im Tempel der Hatasou, also einem Thutmosentempel angewandte Verfahren werden wir weiter unten in Abydos in höchst vollendeter Weise wieder treffen in dem dortigen Sethitempel, einem Ramesidenbau. —

Jetzt können wir die dem Nil näher gerückten Bauten der alten Nekropolis von Theben etwas anschauen, und wir beginnen damit im Norden.

Wir betreten zuerst den Tempel von Kurnah, vom König Sethi I. erbaut, dem Sohn des ersten, dem Vater des zweiten, des großen Ramses (19. Dynastie).

Ein ehemaliger Pylon aus Nilziegeln, der den Tempel einleitete, ist eingefallen, und der Tempel beginnt gleich mit einer Reihe von acht oben überbauten Säulen. Durch den zwischen ihnen befindlichen Eingang tritt man in einen Saal mit 6 Säulen, je drei auf den beiden Seiten. Das dann folgende Sanctuarium ist hinten offen, gerade als ob es direct in den Bab-el-Moluk hinaufführen sollte, wo sich das Grab des alten Pharaonen befindet, von welchem der Tempel von Kurnah das Mausoleum, das Cenotaphium ist. In diesem Sanctuarium findet sich

ein ausgezeichnetes Bild des Königs, welches schlagend an die prächtigen Farben von Abydos erinnert. Von Abydos später!

Doch nicht allein das Bild in Kurnah erinnert an Abydos. Mehr thut das noch eine Einrichtung des Tempels selbst, wie denn beide Tempel, der von Kurnah, der von Abydos, Sethitempel waren. Am Tempel von Kurnah ist nach Süden hin eine Art von Anbau unter demselben Dach, eine Gedenkkammer, oder wie wir das nennen wollen, welche offenbar dem Andenken des ersten Ramses geweiht ist. Ramses I., Sethis I. Vater, hat nur 4 Jahre regiert. Ehe er daran gedacht hatte, sich eine Todtenhalle, einen Gedächtnißtempel zu erbauen, raffte ihn der Tod fort. Und so theilte der Sohn seinen eigenen Tempel mit dem Verstorbenen, grade wie wir solche Tempeldualität auch in Abydos finden werden, dort freilich in anderer Art und von der höchsten historischen Wichtigkeit.

Dem Gedächtnißbau von Vater und Sohn reiht sich ein großartiger Tempel vom Enkel an in einiger Entfernung weiter südlich, das sogenannte Rameſſeum, fälschlich das Memnonium genannt. Die alten Griechen bezeichneten den Tempel mit dem Namen: Grab des Osymondias.

Ramses II. war wohl der Gewaltigste aller Pharaonen, fälschlich Sesostris genannt (denn die eigent-

lichen Oufertafen gehören der zwölften Dynastie an). Nach allen Seiten hin trug er die Wucht seiner zermalmenden Waffen in einer Regierung von 66 Jahren. Unter ihm wurden die Juden besonders gedrückt, unter ihm Moses geboren. Zur Feier seines thatenreichen Lebens durfte er sich allerdings sein Todtenmonument von mächtigen Dimensionen erbauen, und sich selbst in demselben anbeten, in seinem Rameſſeum, an welchem freilich der Zahn der Zeit gewaltig genagt, und noch mehr die Wuth der absichtlichen Zerstörung ihre ganze Kraft geübt hat.

Zwei mächtige, nach dem Nil hin gewandte Pylonen befinden sich im vollen Zustand der Zerstörung, und doch enthielten sie die wichtigsten Sculpturen, die bildliche Darstellung großer Heldenzüge des Ramses, namentlich seines Zuges nach Asien und an den Orontes. Allein stürzt er sich da in die Schaaren der Feinde, allein zerschmettert er die Khetas, die geschworenen Feinde der Egypter. Aber in bitterer Rede klagt er dann auch seine Generale an, daß sie erbleichend in Furcht ihn allein gelassen auf dem Felde, verlassen haben inmitten der Feinde u. s. w. — All das herrliche Pylonenwerk aber droht dem völligen Zusammensturz, und bei manchem mächtigen Quaderstein begreift man nicht, wie er noch hoch oben, gleichsam schwebend in der Luft, seinen Standpunkt, seine

kaum noch auf äußerster Ecke ruhende Lagerung behaupten mag.

Besonders macht sich ein offener Quergang vorn am Tempel selbst imposant. Hier steht zu beiden Seiten mit den Pfeilern zusammenhängend eine ganze Doppelreihe mächtiger Osiriskolosse mit übergeschlagenen Armen, deren Zustandekommen mir merkwürdig erscheint. Offenbar haben die Bauleute hier ganz einfach zuerst die gigantischen Blöcke in regelmäßigen Schichten auf einander gelegt, und dann die Außenseiten der einzelnen Pfeiler zu Osiriskolossen ausgehauen. Die Schichten der Standbilder und der Pfeiler entsprechen einander ganz merkwürdig genau; und diese Symmetrie war am leichtesten in der von mir angedeuteten Weise zu bewerkstelligen.

Ein Säulencorridor an der Südseite des Rameseums führt, der Länge nach mit dem Gebäude laufend, nach dem Hintergrund des Tempels, wo offenbar ein Stück eingefallen oder fortgerissen ist. Die vor dieser defecten Stelle eingegrabenen Hieroglyphen enthalten eine Invocation der Gottheit, Auge und Ohr aufmerksam zu machen zum Gebrauch der Bücher. Im Grabmal des Osymandias soll nach griechischen Berichten eine Bibliothek gewesen sein. Offenbar war sie hier am Ende dieses Säulencorridors. Jede weitere Spur davon ist verschwunden. Dafür aber hat das Auge an dieser Stelle einen Anblick,

der ungemein großartig ist, oder vielmehr reizend und anmuthig. Blickt man, sich an der eben bezeichneten Stelle umwendend, den Säulengang hinunter, so sieht man durch eine hohe Pylonenpforte, welche oben nur kaum noch von einem ungeheuren, oben auf äußerster Kante sich haltenden Quaderstein geschlossen ist, in der Ferne den Säulengang des Palastes von Luxor sich hinziehen. Und man erkennt ganz deutlich, daß das Rameſſeum eben so in einem correspondirenden, wenn auch noch so auseinander liegenden Zusammenhang mit Luxor angelegt ist, wie der Tempel der Hatasou Deir-el-bahri mit Karnak. Beide Zwillingsbauten, Karnak-Deir-el-bahri und Luxor-Rameſſeum verrathen in dieser Weise die mächtigen Bauintentionen ihrer großen Gründer.

Dieser mächtigen Bauintention des großen Rameſſiden ist ein Stein hinzugefügt worden, der wirklich alles Maß überschreitet. An der Südostseite seines Rameſſeums ließ Ramses II. seine aus einem einzigen Granitblock herausgehauene Statue herstellen, das größte monolithische Standbild, was je in Egypten geformt ward. Es war über 50 Fuß hoch, und sein Gewicht wird über 2,000,000 Pfund geschätzt. Fast noch unbegreiflicher als sein Zustandekommen ist seine Vernichtung. Es liegt jetzt hintenüber geworfen und in mehrere Stücke gebrochen, so daß man seine ungeheuren Dimensionen fast noch mehr übersehen kann,

als das vorher möglich gewesen sein mag. Wie man aber den Stein umwerfen und in Stücke brechen konnte, ist räthselhaft. Von Schulter zu Schulter gemessen ist die Statue 21 Fuß breit, der an die Brust angezogene Oberarm hält von vorn nach hinten 7 Fuß Durchmesser. Das sind allerdings ungeheure Dimensionen. Die Gliederung, die Formenentwickelung des offenbar sitzend gewesenen Monolithenbildes ist unbedeutend; dagegen ist die Politur des Granits, der von Siene herabgekommen ist, noch immer ausgezeichnet erhalten.

Bei diesem ungeheuren Granitstein, dessen Zustandekommen und Transportirung von Siene nach Theben uns ebenso unbegreiflich ist, wie die rohe Vernichtung, die man gegen ihn ausgeübt hat, müssen wir noch eines seltsamen und höchst interessanten Nebenbaues gedenken, der ziemlich in diagonaler Richtung vom Bild des Ramses und in einigermaßen nordwestlicher Lage vom Rameseum sich im freien Felde befindet. Dort steht, ohne sich an das Rameseum anzulehnen, ein aus Nilziegeln gebautes Längsgewölbe. Seine Wölbung oben ist so dünn, daß man kaum begreift, wie es sich halten könne, und wie es nicht von dem ersten besten Regen, der freilich hier nicht fällt, zusammengespült werden müsse. Man kann seine Bestimmung nicht angeben. Es erregt deswegen das mächtigste Erstaunen, weil die Lehmbacksteine, die

nicht gebrannt, sondern nur getrocknet und dann wieder aneinander angebackt sind, das Stempelzeichen des Ramses II. an sich tragen, also trotz ihrer scheinbar hectischen Lehmnatur eben so alt sind wie das Rameseum selbst, dessen wuchtige Steinmassen dem Zahn der Zeit und der freilich so schändlich beabsichtigten Vernichtung nicht widerstehen konnten. — Das Ziegelbacken war ein Regale der Pharaonen. Ramses II. ist derselbe Pharao, unter dem Moses geboren wurde, bei dessen Tode er ungefähr 47 Jahre alt war, und durch dessen ungeheure, von Asien bis in Nubien sich hinein ziehende Bauten die Juden gewiß sehr mit Ziegelsteinbacken geplagt sein mochten, wie wir ja aus dem alten Testament sehen. Ob nun mit dem in der mosaischen Geschichte genannten Ramses, welches die Juden bauten, etwa thebäische Bauten unter Ramses gemeint sind, oder ein am südöstlichsten Nilarm des Delta im Lande Gosen liegendes Ramses, wahrscheinlich ein befestigtes Lager gegen die hier nach Asien offene Grenze Egyptens, — oder ob nur im Allgemeinen mit jenem „Ramses" die Ziegelarbeiten der Juden für den Pharao Ramses II. gemeint sind, läßt sich nicht entscheiden. Aber dieses Lehmgewölbe neben dem Rameseum aus Backsteinen errichtet, welche unbedingt aus des großen Rameßiden Zeit herstammen, war mir doch eine mächtige Mahnung an jene alttestamentarischen Zeiten, wo der Herr mit Mose redete,

und die Plage der Juden viel und groß war in Egyptenland.

Die armen Juden! Als ich einige Wochen darauf im Colosseum zu Rom stand, und die ungeheuren architectonisch so wundervoll an einander gefügten Steinmassen sah, welche hier so viele Tausende von gefangenen und bei Gelegenheit der Zerstörung Jerusalems nach Rom geschleppten Juden erst backen und brennen, und dann aufbauen mußten, gedachte ich jenes Gewölbes beim Rameseum in Egypten. In der mächtigen Zwischenzeit zwischen den beiden Monumenten hat der Herr nie nachgelassen zu reden mit seinem Volk und an seinen Auserlesenen zu arbeiten bis zu den Zeiten, wo er ihnen den Messias sandte, und sie ihn kreuzigten. — Und getragen von dieser Erinnerung begriff ich es vollkommen, wie man in das Colosseum jene scheinbar ganz anomalen christlichen Stationen hineinbauen konnte, und wie sie dem riesigen Römerbau auch seine weihevolle Bedeutung geben.

Ob aber das nicht eine kleine Profanation von Seiten der in Egypten reisenden Christen, der „Eingeladenen" des Khedive war, daß sie im ehrwürdigen Mausoleum des Ramses unter dessen mit wunderbar schönen Kapitälen versehenen Säulen ihr lucullisches Frühstück hielten, wie ein solches vom großen Sesostris gewiß nie genossen worden ist, das muß ich dem Urtheil der Geschichte und der kommenden Geschlechter

überlassen, falls sie noch einmal von diesem berühmten Frühstück hören sollten.

Nicht fern von dem die Heldenthaten des großen Heiden Ramsesses-sostris, die jüdische Backsteinperiode und unser christliches Octoberfrühstück verewigenden Rameseum lag ehedem ein anderes Mausoleum, welches einen alten Pharaonenhelden feierte aus der Zeit der mächtigen Thutmosen, den dritten Amenophis, der etwa hundert Jahr nach der berühmten Hatasou lebte, so daß dieses Mausoleum uns an den Tempel von Deir-el-bahri erinnern würde, wenn es nicht im Lauf der Zeit und in Folge der Plünderungslust, welcher es als dicht an den Nil herangeschoben ganz besonders leicht ausgesetzt war, spurlos verschwunden wäre. — Ich meine damit das eigentliche Memnonium, welcher Name unrechtmäßig auf das Rameseum übertragen worden ist.

Doch nicht ganz spurlos ist das Memnonium der Gedenktempel des dritten Amenophis (1478—1442 v. Chr.) verschwunden. Vielmehr hat es zwei Gedenksteine von ungeheurer Größe hinterlassen, von denen wenigstens der eine einen unsterblichen Namen gewonnen hat.

Weit in die Nilebene hinein gerückt, und deßwegen von den jährlichen Inundationen des Stromes erreicht und ringsumfluthet sitzen dort die berühmten Memnonen auf ihren Steinthronen und starren seit mehr

dreitausend Jahren nach Osten. Der eine Zwilling ist etwas größer gerathen und wird darum vorzugsweise die Memnonssäule genannt. — Gerade wie die oben vor dem Pylon von Luxor erwähnten, von Ramses dem Großen errichteten Kolosse bildeten die Memnonen den Eingang in das Memnonium, und mögen den Bildsäulen von Luxor als Muster gedient haben. Nur sind sie nicht aus Granit und besonders nicht aus einem Stück gemacht, sondern in großen Stücken auf einander gebaut und in mancherlei Weise zusammen gesetzt. Wir konnten nicht bis zu ihnen hinan kommen, so daß wir sie nicht beurtheilen konnten nach ihren Einzelnheiten. Doch glaube ich nimmermehr, daß sie je, wie das wohl ausgesprochen worden ist, ursprünglich aus einem Stück gefertigt, und später aus dessen Trümmern wieder aufgebaut seien. Sie scheinen viel eher in der Weise zu Stande gekommen zu sein, wie die Doppelreihe der Osiriscolosse am Tempel des Ramses, am Grab des Osymandias.

Die ganze Höhe der Memnonssäule mit ihrem Thronsitz ist 60 Fuß. Sie ist ein steif sitzendes Steinbild, wie eben alle großen sitzenden Monolithen oder Kolosse Egyptens gleichseitig steif gesetzt waren. Ihre Hauptmerkwürdigkeit ist nun das berühmte Tönen des Steins im Morgenstrahl, wenn die Sonne mit ihrer Wärme den vom feuchten Boden abgekühl-

ten Amenophis III., den der Memnon, oder vielmehr beide Bilder vorstellen sollen, wieder durchströmt. Das Tönen soll besonders im Fußgestell, im mächtigen Thronsessel, seinen Sitz haben. —

Wie weit das Memnonstönen am Nil mit der griechischen Sage des von der Aurora geborenen und beweinten Memnon zusammenhängt, läßt sich nicht sagen. Gewiß aber ist es, daß sich Griechen und Römer, die den Nil besuchten, eifrig mit dem Tönen des Memnon beschäftigten, und dessen Beine für ein Fremdenbuch ansahen, in welches sie ihre Namen und ihr Urtheil über das Tönen des Memnon eintrugen. Dieses Fremdenbuch beginnt in der Zeit des Nero und endigt unter dem Septimius Severus. Hadrians Zeit allein hat 27 Certificate abgegeben. — Unter diesen Zeugnissen finden sich folgende: „Sabina Augusta, Gattin des Kaisers Cäsar Augustus, hat den Memnon zweimal gehört in der Morgenstunde. — — Ich Vitalinus, Epistratege der Thebaica, habe mit meiner Frau Publia Sofia den Memnon in der zweiten Morgenstunde zweimal gehört." — Manche Zeugnisse sind nach Mariettes Itineraire selbst metrisch, z. B. folgendes: „Ich, Petronianus, nach meinem Vater Duillus genannt, in Italien geboren, ehre dich mit diesen elegischen Versen, und bringe dem Gott, der zu mir redet, ein Dichtergeschenk. Dafür, o König, gewähre mir ein langes Leben. Viele kommen an

diesen Ort, um zu wissen, ob Memnon noch eine Stimme habe in dem Theil seines Körperrestes. Und er, sitzend auf seinem Thron, seines Kopfes beraubt, er tönt in Seufzern, um sich bei seiner Mutter über die Schändlichkeit des Kambyses zu beklagen. Und wenn die glänzende Sonne ihre Strahlen sendet, so verkündet er den um ihn versammelten Sterblichen den Tag." — Ein anderes lautet: „Deine Mutter, die Göttin mit den Rosenfingern Aurora, o berühmter Memnon, hat dir eine Stimme gegeben für mich, der ich dich gern hören wollte. Im zwölften Jahre des herrlichen Antonin, am dreizehnten Tage des Monates Pochôn habe ich, göttliches Wesen, zweimal deine Stimme gehört, als die Sonne die majestätischen Fluthen des Oceans verließ. Einst machte dich Jupiter, der Sohn des Saturns, zum König des Orientes. Jetzt bist du nur noch ein Stein, und aus dem Stein noch kommt deine Stimme. Gemella hat diese Verse geschrieben, als er auf seinem Wege hierher gekommen war mit Rufilla, seiner geliebten Gattin, und seinen Kindern." —

Ob das Tönen des Memnon wirklich von der Durchwärmung des Steins mittelst der Sonnenstrahlen vor sich ging, wonach der Memnon ganz wie ein warm werdender Theekessel gesungen haben würde, oder ob vielleicht Fledermäuse oder Wespen in den Schlupfwinkeln des zerklüfteten Steines für die Musik

sorgten, wenn der Morgenstrahl sie weckte, das mögen die Götter wissen. Ganz bestimmt hat die Memnonssäule getönt, — und tönt noch immer fort in wunderbarer Weise bei denen, die sie besuchten am heiligen Nil. —

Wie großartig nun auch diese Memnonen sein mögen, wie interessant der Tempel von Karnak sein mag, wie imposant uns auch der Tempel des großen Ramses vorgekommen ist, alle diese Bauten werden an Reichhaltigkeit, an historischer Bedeutung, an Ausdehnung weit übertroffen von einem Tempelcomplex, in welchem Ramses der dritte als der besonders darin verewigte Pharao die Hauptrolle spielt, wenn auch Jahrhunderte vor ihm, und Jahrhunderte nach ihm, ja selbst Jahrtausende nach ihm daran gebaut und zerstört und wieder daran gebaut haben.

Ganz südlich von allen oben genannten und in ihren Hauptumrissen dargestellten Bauten liegt in der Wüste ein graues, von Lehmziegeln gebildetes, von Pylonen überragtes Chaos da, dem man aus der Ferne gesehen weder Form noch Bestimmung beimessen kann. Kommt man aber näher, so sieht man, daß hier um einen Tempelbau von mächtiger Ausdehnung, namentlich von ungeheurer Länge und wunderbarer Zusammensetzung ein Lehmziegelort gestanden habe, und von der Unbilde der Zeit wieder umgeworfen worden sei, so daß nicht ein einziges Haus

mehr zu erkennen ist, kein einziger Einwohner zurückblieb. — Nach diesem längst wieder umgeworfenen Lehmort heißt der ganze Ruinencomplex Medinet-Habu.

Gerade das, was Karnak für Theben auf dem rechten Nilufer ist, das ist Medinet-Habu für die Nekropolis, für Theben auf dem linken Nilufer, — es ist ein Tempel, sogar zwei Tempel, eine Königsburg, eine Art von Akropolis wieder mitten im Sande.

Aber ebenso wie Karnak in allen seinen Theilen nicht leicht zu definiren ist, so ist es auch Medinet-Habu nicht, schon deßwegen nicht, weil so viele Jahrhunderte daran gebaut haben. Die ältesten Daten stammen von dem zweiten und besonders von dem dritten Thutmes her. Diesen Thutmosen (18. Dynastie) reihen sich die Rameſſiden, zumal die der zwanzigsten Dynastie an. — Mit dem Tahraka hat sich die fünfundzwanzigste, mit Nectanebo die dreißigste Dynastie in Medinet-Habu verewigt. Dann folgen verschiedene Ptolemäer, bis endlich die römischen Imperatoren Titus, Hadrian, Antoninus den Schluß machen, wenn wir nicht etwa noch hinzufügen wollen, daß die in einem großen Hof umher geworfenen kleinen Rundsäulen die Reste einer christlichen Kirche sind, welche von den Kopten dort errichtet ward, bis die Araber sich um die alte Tempelburg der Rameſſiden anbauten und

den Ort Medinet-Habu gründeten, der auch bereits wieder in Staub zerfallen ist.

Die Gliederung des ganzen, ein sehr langgezogenes Viereck bildenden Baues ist so, daß ein Vorderhof, von Römern und Ptolemäern erbaut, den Eingang bildete, von welchem ein Pylon zu einem Tempel des zweiten Thutmes führte. Dann folgt der weitläufige Bau des dritten Ramses, die mächtige Königsburg, und ein Pylon mit einem Hofe, dann wieder ein Durchgangsthor und ein imposanter Hof, an welches Alles sich dann ganz hinten noch ein Sanctuarium anschließt.

Ungefähr so reihen sich die imposanten, zum Theil wirklich wunderbar schön geschmückten Räume und Hallen an einander an, freilich in einem solchen Zustande theilweiser Zerstörung, theilweiser Verschüttung, daß man manchmal durch beide, durch Schutt und durch Zerstörung kaum durchfinden kann.

Und so wäre es auch vergeblich, wollte man eine detaillirte Beschreibung von den Pylonen, Pfeilern und Bildern geben, welche das Auge unwiderstehlich anziehen, den ganzen betrachtenden Sinn fesseln. Aber doch muß ich an so manches zurück denken und erinnern, was sich besonders dem Gedächtniß eingeprägt hat, als wir am letzten Octobertag 1869 die weiten Hallen, die prachtvollen Ruinen durchwanderten, deren mannigfache Gliederung wirklich ganz lebhaft an Kar-

nak erinnert, wenn auch Karnak in seinen Einzeltheilen viel mächtiger und imposanter ist.

Vor allem zeichnet sich in Medinet-Habu wohl der eigentliche Palast, die Privatwohnung des Ramses III. und der ihm zunächst folgenden Ramessiden aus. Hier sehen wir wirkliche viereckige Thüren, aber doch leicht schräg sich erhebend nach Art der Pylonen, aufsteigen. Wir sehen in ihnen selbst bis zu Etagen über einander liegend, viereckige Fensteröffnungen angebracht, und dort wieder die entschiedensten Anzeichen und Reste von Balcons. Alles in der mannigfach gegliederten Architectur deutet darauf hin, daß es hier nicht darauf ankam, eine größere einheitliche Tempelhalle zu gewinnen mit wenigem Zutritt von Luft und Licht, ein Umstand, der gerade den zur Verehrung der Gottheiten bestimmten Räumen das ernste, abgeschlossene, mysteriöse Ansehen gewährte, — sondern in der Ramsesburg wollte man statt eines Raumes Räumlichkeiten, man wollte Luft und Licht haben, Abwechselung, Zerstreuung gewissermaßen. — Und so sind auch die Bildereien im Innern der Burg auf Unterhaltung und Zerstreuung berechnet, recht eigentlich Privatbilder im Kabinet des Pharao. — Sie erhalten kleine Familienscenen. Ramses spielt Dameh mit einer Tochter; eine zweite bringt ihm Blumen, eine dritte Früchte. Aber auch sein Schlachtenleben ist nicht vergessen, denn auch die alten Pharaonen fanden die Hauptpointe des König-

thums in Schlachten und Besiegen. Es sind die Gesichtstypen der einzelnen Gefangenen aus den von Ramses besiegten Nationen, die er den Göttern vorführt, außerordentlich scharf und getreu wiedergegeben und außerdem noch benannt, so daß die ganze Darstellung eine ziemlich umfassende Geographie und Etnographie der dem Pharaonenlande zunächst liegenden Länder von Asien und Afrika bildet. —

In dem Ramsestempel hinter dieser Burg ist das Heldenleben des Pharao noch viel großartiger dargestellt, ja es ist dort ein Hof, der wirklich alles hinter sich läßt, was man sonst an Schlachtenbildern im alten Egypten zu sehen bekommt.

Dieser große Hof ist ringsum von einem Corridor umgeben, welcher an den beiden Seiten von kräftigen Pfeilern, vorn und hinten aber von starken Säulen gebildet ist. Längs der Wände dieses Corridors sind zehn große Bilder dargestellt, die mgn in ihrem Zusammenhange ein gemaltes Epos, ein Kriegsdrama von ungeheuren Dimensionen nennen kann. Da zieht der Phra Ramses III. hinaus in die Schlacht, deren Getümmel in das kleinste Detail ausgemalt ist. Da werden Tausende von Feinden erschlagen und Gefangene herangeschleppt. Dann hält der König eine Rede an seine Generale, und läßt die Truppen vorbei defiliren. Immer neue Schlachten kommen, immer neue Niederlagen der Feinde folgen! Auch Löwen

kommen zum Vorschein und werden erlegt. Und endlich folgt noch eine vollständige Seeschlacht, welche von Ramses am Ufer geleitet oder doch beobachtet wird. — Zum Schluß notirt der Schreiber einen ganzen Berg von Ohren auf, welche den Feinden abgeschnitten wurden, ebenso wie Opfer gebracht und Reden gehalten werden.

Das Ganze macht wirklich einen unbeschreiblich großartigen Effect. Ich habe nirgend eine so imposante Bilderchronik gesehen; und wenn es einem unwissenden Reisenden erlaubt wäre, seine Unkenntniß des alten Egyptens ad libitum zu ergänzen, ich würde diese gewaltigen Ramsesapotheosen, aus denen der König immer in großen Dimensionen hervorragt, unbefangen mittelst alttestamentarischer Textesworte commentiren, und die ganze Zeit der jüdischen „Richter" illustrirt mit Bildern aus dem Tempel von Medinet-Habu zum Vorschein kommen lassen. — Wohin man in diesen Hof sieht, wie weit man auch spähen mag, Alles ist Bild, ist Basrelief, ist Kunst in wunderbarer Vollendung. — Ja gewiß, diese Ramsesgeschichte ist in der unabsehbaren Bilderchronik des alten Pharaonenlandes das wundervollste Blatt.

Darum haben denn auch die Kopten gerade diesen Hof benutzt, um sich eine christliche Kirche zu erbauen. Die kleinen, rauhen aber nicht ungeschickt gemachten Säulen, welche theils noch in unverkennbarer Ordnung

umher stehen im Hofe, theils über und neben einander hingeworfen da liegen, sind eben die Reste der christlichen Niederlassung in Mitten des alten Heidenthums, welches auch hier in seiner Größe und Pracht die kleinen Denkmale des Christenthums mächtig überragt und förmlich verschwinden macht, gerade wie das Colosseum in Rom die in demselben angebrachten katholischen Kirchenmonumente kaum zum Vorschein kommen läßt.

Und was soll ich nun noch, nach Erwähnung dieser Leistung in Bild und Sculptur, von Medinet-Habu weiter sagen? Warum noch weiter reden von Pylonen mit vorspringenden Säulen, welche Säulen statt Obelisken das mächtige Thor wie versteinerte Ehrengarden einleiten, und mich urplötzlich an die Pompejussäule in Alexandrien mahnten, welche auch vielleicht an Stelle eines Obelisken irgend ein Riesenthor im alten Egypten einleitete? Oder darf ich doch noch an jenen anderen Mittelhof des gewaltigen Baues erinnern, in welchem nur noch ganz niedrige Mauern, ganz kurze Säulenstücke stehen, wo aber auch überall, an allen Trümmern, Resten und Pfeilern eine ewige egyptische Kunst hervorglänzt?

Wenn man von solchem ganz zerfetzten, ganz vernichteten, mit Säulenstumpfen, Mauerblöcken und mit tausend bei aller Größe scheinbar doch unwichtigen Quaderfragmenten förmlich vollgepfropften Hofraum

eine gute Photographie nimmt, wie sie unter dem reinen Himmel am Nil so leicht gelingt, und wenn man solche gelungene Photographie mit einer Lupe mustert, so hat man ein wunderbares Kaleidoskop vor sich. Urplötzlich gruppiren sich all die kleinen, kaum erkennbaren, kaum zu entwirrenden Formen, Zeichen und Gestalten zusammen zu den überraschendsten Figuren, zu den seltsamsten Gruppen, zu versteinerten lebenden Bildern; und die alte Pharaonenzeit hinterläßt uns eine photographische Visitenkarte, in deren engem Raume Jahrtausende und die wundervolle egyptische Kunst vor unsern Augen wieder aufleben.

Damit hatten wir alles das, was uns vergönnt war nach unserm Reiseprogramm von der hundertthorigen Thebe zu besuchen, angeschaut und nach Kräften in uns aufgenommen.

Wenn wir, wo wir uns auch immer befinden mögen, unser alltägliches Leben durchwandern, den Markt und die Gassen besehen, uns erquicken am fruchtbaren Feld und am grünenden Wald, und wenn dann inmitten all dieser freundlichen Scenerien der Gegenwart urplötzlich ein Stein, ein Säulenfragment, irgend ein Denkzeichen aus einer vergangenen Zeit vor uns steht, und wäre es nur das plumpeste Hünengrab, ein zu einem ovalen Kranze zusammengesetztes Dutzend roher Feldsteine, überdacht von einigen mächtigen erratischen Blöcken, in welchem, wenn es recht alt ist,

sich kaum einige Feuersteinwaffen finden, nun so hemmen wir wohl den Schritt, und staunen hinein in die Zeiten alter Sagen und dunkler Mythen, auch ohne einen ganz bestimmten Faden des Erkennens und Denkens dabei abspinnen zu können. Je mehr nun aber die wirkliche Geschichte alter Zeiten mit ihren nach entschiedener Kunst ringenden und sie erreichenden monumentalen Werken sich uns offenbart, desto freudiger gehoben fühlen wir uns, desto begeisterter sind wir bei dem Anblick solcher Schöpfungen, bei dem Nachdenken über die Kulturvölker, welche solche Schöpfungen anstrebten und hervorbrachten! Rom, oder gar Griechenland! Wo wäre eine Menschenseele so arm, so verkommen, so gefühllos, daß sie nicht einmal wenigstens in ihrem irdischen Dasein aufgejauchzt hätte über Hellas und „the isles of Greece“, wenn sie dem geistigen Auge nahe gebracht wurden! Und nun geht eine alte Sage selbst noch durch dieses alte Hellas, daß achttausend Jahre vor der Gründung Athens dieselbe Athene Polias den Saïtischen Nomos im Nildelta gegründet habe als Göttin Neïth! — So gelangen wir von der Sage getragen in das alte Nilland. Dort erscheint der jetzigen Menschheit alles lange fremd, — und wir meinen, es möge dort Alles wohl gar nicht so alt, gar nicht so ächt aus eigener Entwickelung hervorgegangen sein, bis geheimnißvolle Zeichen uns, von glück-

lichen Voraussetzungen ausgegangen, klar werden, und nun mit einem Male Alles Leben, Alles Bedeutung, Alles bestimmten historischen Boden gewinnt. Da stehen wir urplötzlich im ältesten Kulturlande der Welt. Unsere alten Bibellegenden von Abraham, von Jacob, von Joseph gehören jenem Lande in seiner schönsten Blüthe an, und Homer schon singt von den hundert Pylonen des oberegyptischen Theben.

Und wie viel auch von diesem Städtewunder im Laufe der Jahrtausende vernichtet sein mag, was steht noch dort am Nil! O eine Welt, eine Weltgeschichte und eine Geschichtswelt, eine Kunstgeschichte und eine Geschichtskunst, wie sie nirgends, nirgends in so ungeheurer Fülle vorgekommen sind!

Und diese Welt hatten wir drei Tage durchwandert, hatten besonders die Nekropole, das westend Thebens, — denn der Mumientod und die Verherrlichung der Abgeschiedenen war dort der Glanzpunkt, — durchmustert, wie vielfach uns auch die Masse des Stoffes in seiner Verarbeitung störte und hinderte. Wenn wir auch nicht Alles gesehen haben, so wird doch Jeder der „Eingeladenen" genug gesehen haben. Ist doch das eine Medinet-Habu eine ganze Pharaonenwelt, — ist doch ein einziges Ramessidengrab ein ganzes zauberhaftes Schattenreich! — Und wenn Karnak wirklich die größte Ruinenwelt Egyptens ist, so ist doch das todte Medinet-Habu die geist-

vollste Ruine, der genialste Bau, eine egyptologische Studie, wie sonst nirgend eine andere. Bei der Mannigfaltigkeit ihres Inhaltes hat denn die Necropole von Theben auch allen Museen der Welt von ihren Schätzen abgeben müssen. Und so sehen wir auch im Museum von Boulacq wundervolle Reliquien von dort her zusammengebracht, welche wir ohne eine Sünde zu begehen nicht gänzlich verschweigen dürfen.

Geschichtlich sind da vor Allem werkwürdig zahlreiche Grabsteine aus der elften Dynastie, mit welcher die lange latent liegende egyptische Kunst und Geschichte wieder neu erwacht, und zunächst Theben selbst in den Vordergrund tritt. Dahin gehören auch viele Scarabäen aus den blühendsten Thebäerzeiten, die für ein genaueres historisches Studium ungemein ersprießlich sein mögen. Es gehören dahin, und zwar ganz besonders aus dem interessanten Tempel der Hatasou dem Deir-el-Bahari, große Gruppen von Mumien, Mumiensärgen und anderen Bestattungsfragmenten bis in die 26. Dynastie hinein und noch über dieselbe hinaus, ja ganze Familiengruppen mit ihren Särgen, so daß es mit Bestimmtheit ausgesagt werden kann, der Tempel von Deir-el-Bahari habe in den nächsten Dynastien nach der großen Thutmosenzeit förmlich zu einem Bestattungsort angesehener Egypter gedient. Dazu kommen aus demselben Tempel ausgezeichnete basreliefische Darstellungen aus den Feldzügen der

Hatasou auf einem Kalksteine, welcher zu einem historischen merkwürdigen Saal im Tempel selbst gehörte, der von Mariette (Katal. Nr. 902) genau beschrieben wird, freilich mit der deprimirenden Bemerkung: J'avais fait déblayer la salle dont les parois sont couvertes de ces curieuses représentations pour en rendre l'accès et l'étude plus faciles aux voyageurs. Une nuit, des Européens de passage à Thèbes, y pénétrèrent, et, pour en enlever une des pierres démolirent la moitié du mur. Je ne me fais aucun scrupule de dénoncer ici cet acte incroyable de vandalisme. — Allerdings! Dieser europäische Sammelvandalismus hat in den egyptischen Ruinen ungeheuren Schaden gethan.

Auch Medinet-Habu hat reiche Museumsschätze geliefert. So fand Mariette z. B. unter einer Steinplatte über tausend bronzene Statuetten des Osiris im Tempel daselbst. Kurnah und das Assasif lieferten ausgezeichnete Papyrus, wie z. B. Nr. 389, ein höchst merkwürdiges Todtenritual, welches Werk aus vielen Kapiteln bestand und in der alten heiligen Literatur Egyptens eine große Rolle spielte. (Hierher gehört u. a. auch Nr. 444 und 445 des Katal.). Daß zu all diesen merkwürdigen Leichenattributen auch Damehspiele, Kinderbälle, Nadelkissen, Spiegel, Körbchen, Amulette, Vasen, kleine Schiebladen und mannigfaltige Schmucksachen, aus allen nur möglichen Todten-

quartieren Thebens zusammengebracht hinzukommen, will ich nur im Vorbeigehen bemerken, um eines wahrhaften Unicums gedenken zu dürfen, welches, aus den mannigfachsten Gegenständen zusammengesetzt, das großartigste Schmuckwerk bildet, das das Alterthum uns hinterlassen hat, und welches auf der großen Pariser Industrieausstellung die allgemeinste Bewunderung erregt hat.

Es ist das der Schmuck der Königin Aahotep, der in Boulacq mitten in einem Saale des Museums in einem Schaukasten aufgestellt ist, und der in einem blauen Mumiensarge mit goldenem Deckel und mit allen Insignien und Inschriften der königlichen Würde versehen gefunden ward in dem Grabe der Königinnen von Theben. Wahrscheinlich ist die Mumie die mit den berühmten Kostbarkeiten geschmückte Mutter des Königs Ahmes oder Amosis gewesen, des Stammvaters vom Hause der Thutmosen oder der 18. Dynastie, mit welcher Egypten sich auf den Gipfel seiner Macht und Größe erhebt, und Theben die glänzendste Stadt der damaligen Welt wird.

Eine Reihe der prachtvollsten Geschmeidesachen von Gold und eingelegter Arbeit für das Handgelenk und den Oberarm beginnt die Sammlung. Ihnen folgt ein wundervolles Diadem mit kleinen Sphinxen, eine prächtige Kette mit einem ganz merkwürdig

genau aus Gold gearbeiteten Scarabäus, ein Beil (als Kriegswaffe) mit Gold überzogen und vortrefflicher eingelegter Arbeit, und ein Dolch, der ganz einzig in seiner Art ist; — vier Frauenköpfe bilden den Knopf des Griffes, welcher Griff damenbrettartig mit Steinen eingelegt ist. Die Klinge ist mit eingeätzten Figuren geschmückt und endet in der Zeichnung einer Heuschrecke und fünfzehn aufgeschlossenen Blumen, — noch ein Armband, ein anderer Dolch und ein Paar Fliegen aus Gold und Silber, welche mit einer Kette nebst drei anderen Fliegen eine Art von prachtvollen Ordensinsignien gebildet zu haben scheinen. Wir sehen ferner ein strahlendes Halsband von der mannigfaltigsten Zusammensetzung mit Blumen, Löwen, Antilopen, Schakalen, Sperbern, Geiern, geflügelten Schlangen bedeckt, und einen Brustschmuck in Form einer kleinen Kapelle mit dem Bilde des Amosis auf einem Boote stehend, dem zwei Gottheiten reinigendes Wasser auf das Haupt gießen, worüber zwei Sperber schweben, — alles von wunderbar schöner Arbeit mit bunten Steinen auf Gold eingelegt. Dazu noch andere ringartige Schmucksachen, zwei Löwenköpfe, ein Kommandostab von schwarzem Holz mit einer Goldspirale umwunden nebst einem anderen schönen Dolch und einem Beil, dessen Stiel von Horn ist, unten mit Gold eingefaßt, die Schneide von Silber, — ein

reich geschmücktes und mannigfaltigst zusammengesetztes Flabellum oder Fliegenwedel, ein reich gezierter Spiegel, noch neun kleine Beile, drei von Gold, sechs von Silber, als Sinnbilder der Gottheiten, und endlich eine Reihe von platten, schilderartigen Ringen als Schmuck für die Schienbeine.

Ueber diesen wahrhaft königlichen Schmucksachen steht im genannten Museum nun noch als würdiger Schluß ein Prachtschiff mit voller Besatzung auf einem vierrädrigen Wagen.

Die Barke ist von gediegenem Gold und ungemein graciösen Formen, vorn und hinten etwas gehoben und in Papyrus-Bouquets endend. Die zwölf Ruderer sind von massivem Silber. Mitten im Schiff sitzt ein kleiner Schiffscommandant. Vorn sitzt in einer Art kleiner Kajüte eine zweite Person, hinter welcher sich ein Steuermann befindet. Dann ist wieder eine Art von Cabine oder Ruhestuhl angebracht mit einer dritten Person; auf der Seite dieser Cabine ist ein Löwe gravirt. Diese drei Personen sind von Gold. — Das Ganze soll offenbar das heilige Leichenschiff der Verstorbenen vorstellen, auf dem sie zu dem himmlischen Jenseits hinüberfährt, zunächst über den Nil.

Zu diesem kostbaren ganz ohne Beispiel dastehenden Geschmeide der Königin Ahotep gesellen sich noch etwa zwei Dutzend der kostbarsten Schmucksachen in demselben Saal von Boulacq.

Je genauer man all diese Arbeiten, diese Ketten mit zusammengeschlungenen Ringen, diese Gravirungen, Einlegungen von Steinen u. s. w. betrachtet, desto mehr staunt man darüber, wie in einer Zeit, die der mosaischen weit vorausgeht, solche Prachtsachen gearbeitet wurden, deren künstliche Ineinanderflechtung selbst den Pariser Goldschmieden bei Gelegenheit der großen Ausstellung unbegreiflich erschienen ist. — Fast noch unbegreiflicher möchte es erscheinen, daß all die Herrlichkeiten nur zum Schmuck einer Leiche dienten. — Wenn man aber an die ungeheuren Hypogäen von Theben, vom Assasif, von Bab-el-Moluk zurückdenkt, diese in das Felsengebirge hineingetriebenen Paläste mit ihren millionenfachen Ausschmückungen und mächtigen Sarkophagen, so begreift man auch solche fast unsinnige Ausschmückungen einer Königinleiche mit Gold, Silber und den herrlichsten Leistungen der Kunst eines Benvenuto Cellini 3500 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Ja, hier war der Tod arrogant und egoistisch in unerhörter Weise!

Auf das tiefste impressionirt von den wunderbaren Todtenmalen jenseits des Nil und zu gleicher Zeit voll von heißhungriger Erwartung eines splendiden Diners zu 120 Couverts, welches der prachtliebende Khedive uns in Luxor, dem Palast der alten Pharaonen, zu geben befohlen hatte, und welches in einem eigens dazu aufgeschlagenen luftigen Zelt von großen

Dimensionen servirt werden sollte, waren wir von unserm letzten Ausflug am 31. October Nachmittags nach Luxor zurückgekommen, um nach einem dreitägigen Aufenthalt in Theben am folgenden Morgen weiter zu reisen, als wir ganz im Norden hinter den Inseln und Gebirgsvorsprüngen die Rauchsäule eines Dampfschiffes aufsteigen sahen, und damit etwas aus unserer kaum eingetretenen Gemüthsruhe aufgeregt wurden. Der ersten Säule folgte bald eine zweite, eine dritte, vierte, fünfte, — eine ganze Dampfschiffsflottille mußte im Anzuge sein; sie meldete sich durch elf hochaufwirbelnde Rauchwolken.

Und nun gerieth Luxor etwas außer sich; ja, das ganze alte Theben schien mit seinen hundert Thoren wieder aufzuerstehen. „Die Kaiserin von Frankreich kommt"! Das Wort ging in arabischer, koptischer, französischer, italienischer, spanischer, schwedischer und deutscher Sprache von Mund zu Munde, und alles bereitete sich darauf vor, das damals von Abend bis Morgen, von der Themse bis zum Nil so hochgefeierte Quodlibet aller nur denkbaren und undenkbaren Frauenreize in Luxor ans Land steigen zu sehen, wo seit den Zeiten der schönen Kleopatra gewiß nichts Aehnliches geschaut worden war.

Flaggen wurden gehißt, Palmenblätter herangeschleppt, Kawassen in neuen Uniformen mit ihrem Truffaldin an der Spitze heruntercommandirt an den

Strand. Das ganze Muselvolk legte seine besten Kleider an, und wenn irgend ein „Nagel“ in schmutzigem Anzuge sich heandrängte, oder gar halbwüchsige Nuditäten zum Vorschein kamen, so erhielten sie ganz nach Landessitte vom ersten besten Scheich tüchtige Hiebe mit einem Rohrstock, bis sie sich verzogen und in ehrerbietiger Ferne blieben. Vor Allem wurde der Landungsplatz sorgfältig von allen Spuren gereinigt, welche die zur Tränke kommenden Esel, Büffel und Dromedare zu lassen pflegen, — und nun konnte die Sultana kommen.

Aber die Sultana kam nicht!

Ein prachtvolles mit reichen Vergoldungen geschmücktes Dampfboot legte an. Alles drängte sich, soweit schicklich, hinzu; aber statt der Kaiserin von Frankreich stieg der Erbprinz von Egypten mit seinem Gefolge an das Land. Und nun erfuhr man, daß Kleopatra mit dem nächstfolgenden Schiffe kommen würde.

Ein junger Erbprinz von Egypten, und nun gar einer, der wegen seiner so liebenswürdigen Bescheidenheit den allerbesten Ruf hat, ist gewiß immer und überall eine höchst anziehende Erscheinung; überall in der Welt würden sich Tausende hinzudrängen, um ihn zu sehen und begrüßen zu dürfen. — Nicht ganz so in Luxor! Einmal sind dort nicht eben Tausende von Einwohnern, und dann muß man dort die schöne

„halbe Welt" der Menschheit, die gaffenden Frauen ganz ausstreichen. Nur Mannsvolk gaffte am Strande, aber das freilich mit ganzer Spannung. Die guten Orientalen, denen trotz des Morgenlandes in gar manchen Sachen noch kein occidentalisches Licht aufgegangen war, wollten auch in Luxor noch gar nicht an das seltsame Experiment glauben, daß eine schöne Frau mir nichts dir nichts Mann und Kind zu Hause läßt, und eine Seereise nach dem Orient macht, um dort bei tausend Gelegenheiten sich unverschleiert zu zeigen, und nicht die geringste Befangenheit dabei zu zeigen. — Eine Allen sichtbare Sultana, die sich ungestraft von Allen anschauen ließ, die sehr human und vor Allem wunderschön sein sollte, — das war noch nicht vorgekommen: das mußte man doch sehen, und wenn man den ganzen Tag am Ufer warten sollte.

Da kam denn wirklich das Prachtschiff des Casr-el-Nil, der merkib wapûr des Vicekönigs von Egypten, — wir hatten mit Bewunderung das schöne Fahrzeug bei unserm Besuch im Palast von Boulacq unter den Fenstern des Khedive liegen sehen, — den Nil heraufgezogen, stolz wie ein segelnder Schwan zu beiden Seiten die Fluth vor sich aufwerfend, als ob es um seine heutige Bedeutung und um die Last wüßte, welche es auf seinem Rücken trug. Immer näher, immer langsamer kam es heran zum Strande von

Luxor, wo es endlich anlegte, während noch neun andere Dampfschiffe unter egyptischer Flagge, ein wahrhaft kaiserliches Geschwader, der Dampfyacht in ehrerbietiger Ferne folgten, und allmälig das Ufer gewannen.

Alles schaute nun mit gespannter Erwartung nach dem „Herrenschiff von Uri."

Aber die Sultana kam nicht.

Von Ferne hatten wir einige Damen oben auf dem Hinterdeck sitzen sehen. Sie hatten sich aber beim Näherkommen des Dampfbootes zurückgezogen. Nur Herren zeigten sich auf dem Schiff. Endlich aber ging doch die Thür der Verdeckscabine auf, und heraustraten — noch nicht die Kaiserin, sondern Charmion und Iras der modernen Ptolemäerin, die Gräfinnen Montgelas und Theba, letztere die Cousine der Kaiserin. Nachdem beide Damen, wie zwei halons d'essai ihrer Gebieterin, einige Minuten auf und ab gestiegen waren längs des Schiffsverdeckes und sich die Scenerie unter dem alten Palast von Theben, offenbar der Stammburg der Grafen von Theba angeschaut hatten, ging die geheimnißvolle Cabinenthür noch einmal auf und die Löwin des Tages und damals so ziemlich der ganzen Welt trat heraus unter einem allgemeinen Ausruf unserer französischen

Reisegenossen: Ah, la voilà! C'est elle! C'est l'impératrice!

Mit jenem elastisch muthigen Tritt eines kleinen Fußes, der die Bretter der großen Bühne Welt genannt nach allen Richtungen und in mannigfaltigen Rollen unter donnerndem Applaus der Zuschauer wohl tausendmal durchmessen hat, betrat die Kaiserin das ziemlich schmale und sehr steile Brett, mittelst dessen ihr Schiff mit dem Ufer zusammenhing, und ging dasselbe mit einer so schlanken Sicherheit, ohne sich von Jemand die Hand reichen zu lassen, hinunter, daß dieses début für sehr gelungen erklärt werden mußte; denn eine Komödie war wirklich die ganze Geschichte; und jene Impératrice kam mir am Fuß des Palastes der Thutmosen wie eine Eintagsfliege vor, die im allgemeinen Weltconcerte einige Tacte zu summen hat. — Erst wandelte die Dame am Strande etwas auf und nieder, und auch dieses Andante der kaiserlichen Füße lief ungemein glücklich ab. Dann aber, bei Gelegenheit einer Fermate in diesem Spaziergang geruhte sie uns „Eingeladene" zu entdecken. Natürlich wußte sie nicht, wer die vielen europäischen Herren waren; sie fragte darnach, fand den hazard äußerst heureux, und nun wurde verlangt, daß sämmtliche Strandläufer ihr vorgestellt werden sollten, obwohl unsere Garderoben nicht im Mindesten cour-

fähig waren. — So mußten wir denn sämmtlich eine kleine Rolle in den artigen folies dramatiques übernehmen, was gewiß Jeder gern that, da das improvisirte drawing room an der Büffeltränke und der Dromedarschwemme des Nil vor Luxor der ehemaligen Gräfin von Theba ganz offenbar höchst amüsant erschien. — Die Franzosen wurden unter freiem Himmel vorgestellt, was ein langes Stück Arbeit war; denn die moderne Hatasou hatte für jeden meistens ganz inhaltslosen Namen eine anmuthige Frage, eine graziöse Redensart. Doch ward es ihr selbst warm dabei, und in einer kleinen Pause zog sie ihre leichte Mantille ab, welche jedoch tückisch oder zufällig beim Abstreifen von der linken Schulter am Kleide haftete und dasselbe etwas stark mit sich herabzog. — Ah, quand on arrive à une certaine abondance . . . . . sagte lächelnd die unerschrockene Frau, als sie den kleinen Scandal bemerkte, während ihre Dame das reizende Oberegypten wieder etwas zu verhüllen suchte, soweit das bei dem Schnitt des Kleides möglich war; denn die Toilette der wirklich wundervoll modellirten Kaiserin war auch am Strand von Luxor eben die, in welcher man sie meistens abgebildet sieht.

Die Vorstellung der „Savants allemands“, welche die Dame ganz besonders kennen lernen zu

müssen behauptete, geschah entschieden viel feierlicher, als die der Franzosen. Der Abend dämmerte schon sehr stark, unser Speisezelt war hell erleuchtet, die Kaiserin betrat den Raum und schien sich sehr an der brillanten Improvisation der Tafel zu ergötzen. So improvisirte denn auch sie wirklich die anmuthigsten, freundlichsten Redensarten, als wir armen Schlachtopfer der kaiserlichen Wißbegierde ihr wie ein Rebus des berühmten: Morituri te salutant, Caesar Auguste oder richtiger: Eugenia einzeln vorgeführt wurden. — Hätte ich nicht einen unglücklichen Grundzug in mir, gerade da, wo die Menschheit in voller kaiserlich-königlicher Grandezza auftritt, immer so eine kleine Komödie durchblicken zu sehen, zumal, wenn ich selbst dabei meine Domestikenrolle, meinen „Davus" mitzuspielen habe, so würde ich in der vornehmen Dame am Nil alle Attribute der höchsten Majestät gefunden und in tiefer, scheuer Ehrfurcht angebetet haben. So aber, wie die Situation war, oder mir erschien, trat mir der majestätische Antheil der Kaiserin in den Hintergrund, und ich sah nur die Anmuth und den feinen Tact der schönen Frau vor mir, und gestand mir, daß ich nur ein einziges Mal in meinem Leben in ähnlicher Weise eine Frau so correct und fein schattirt, wie die Kaiserin, ihre Rolle hatte spielen sehen, die Mademoiselle Mars in Paris, welche ich in ihrem siebenundfunfzigsten Jahre in der Rolle der Celimène

(Molières Misanthrop) als das Vollendetste der feinen unbefangenen Salondame bewundert habe. La solitude effraie une jeune ame de vingt ans! Welchen wunderbaren Ernst konnte das reizend junge Mädchen von 57 Jahren in diese einfache Phrase hineinlegen!

Und gerade solch reizend junges Mädchen war die Kaiserin auch damals, als wir sie in Theben trafen, reizend jung trotz ihrer 42 Jahre damals, — ebenso wie die Mars es war trotz ihrer 57 Jahre!

Mene tekel upharsin! Wie oft sind mir diese Worte eingefallen beim Anblick egyptischer Bilder und Inschriften in den alten Pharaonentempeln und Burgen! Und gerade, als die Kaiserin mit ihrem Dampfschiffsgeschwader und der ganzen leichtsinnigen Komödie ihres Kaiserthums den Nil heraufgezogen kam, und am Thutmosenpalast umherging, kamen mir die Menetekelworte wieder in den Sinn, die ich sogar damals schriftlich, als ich einige Federstriche aus jener Situation für ein deutsches Blatt niederzeichnete, wieder gegeben habe. Das war im October 1869. Und im October 1870 ging ich an einem schönen Morgen bei Kassel hinaus nach der Wilhelmshöhe! Dort saß Napoleon als Gefangener, und die reizende Kleopatra vom Nil war nach England geflüchtet. In Luxor

war es gewiß einsamer und stiller den Tag als es ein Jahr zuvor gewesen war, und schauriger denn je standen noch im Tempelpalast der Thutmosen die vernichtenden Worte: Mene tekel upharsin.

Achtes Kapitel.

Von Luxor bis Assuan.

Ein prächtiger Anblick der von Luxor am Frühmorgen des ersten Novembers! So herrlich ging die Sonne auf am wolkenlosen Himmel, so lustig spielte der Morgenwind mit allen Flaggen und Fähnlein auf den Ruinen der alten Pharaonenburg von Theben und auf der Nilflotte, welche aus funfzehn Dampfern und einer Reihe von schlanken Dahabiehen bestehend wirklich einen phantastischen Effect machte. Am Ufer trieb sich ganz Luxor und die gestern angekommenen vornehmen Gäste umher, um einen Ritt nach Karnak zu machen. Ein hohes weißes Dromedar mit einem goldgestickten Purpursessel gesattelt ließ sich auf das Knie nieder; die Kaiserin setzte sich hinauf, in ruckender Bewegung erhob sich das mächtige Thier. Aber hoch oben in schwindelnder Schwebe schien es der Reiterin doch unbehaglich zu sein, und sie schien einen tiefen Fall zu fürchten. Das Dromedar legte sich wieder nieder und man wechselte das Reitthier. Die Kaiserin begnügte sich mit einem kleinen Esel! Traun!

Frankreich war das Dromedar, und der Esel ist Chiselhurst, und die Geschichte ist tragikomisch.

Wir „Gelehrte" dagegen ließen unsere Dampfer, die schon seit einigen Stunden ungeduldig qualmten und schnarchten, abstoßen vom Strand, wobei wir mit unserm Feroz eine kleine Aufhaltung erlebten. Seit der Zeit unserer Ankunft in Luxor war der Nil etwas gefallen, und das Schiff saß fest auf dem Grund. Vergebens legte Alles Hand an, um abzustoßen; vergebens kamen sogar die „Gelehrten" mit Rath, der nichts half, und That, die nichts fruchtete, zur Hülfe. Da sahen wir am Ufer einige Stöcke über den Köpfen der versammelten Arabia schwirren, und nolentes volentes wurden einige hundert braune Beduinen aller vorhandenen Altersklassen ins Wasser getrieben, und boten mir im nächsten Augenblick eine wundervolle Travestie zum Camoens in folgender Art. Als Vasco de Gama auf seinem Heldenzuge nach Indien an der Ostküste von Afrika tückisch in einen gefährlichen Hafen vom Bacchus hinein gelockt wird, kommt Venus schnell mit allen Nymphen, um sich gegen das Schiff zu stemmen:

Poem no madeiro duro o brando peito
Pera detraz a forte náu forçando etc.

und so halten sie, — ein reizendes Camoensbild, — die Lusiaden zurück vom gefährlichen Strand. — Am harten

Holz des Feroz freilich waren keine weiße Nymphenbusen zu sehen, sondern nur das braune Beduinenvolk, das zu Hunderten mit großem Geschrei im Wasser gegen das Schiff ruckte pera detraz a forte náu forçando. Und wirklich forcirten sie endlich unter lautem Siegesruf das starke Schiff rückwärts, und wir dampften wieder auf einsamer Nilfahrt den Strom hinauf, aus dessen grünem Uferrande verschiedene Zuckerrohrfabriken mit ihren hohen Industrieobelisken, den Schornsteinen, herausragten. Unverkennbar ward der Nil hier schmaler, zumal an einer Stelle, wo ein einzelner Fels in denselben hineinsprang. Auch schien die Wassertiefe abzunehmen; ja einmal lief eins unserer Dampfboote mitten im Strombett so fest auf eine Schlammbank, daß wir fürchteten, es möchte wohl gar für lange Zeit daselbst sitzen bleiben müssen. Doch ward es von vereinten Kräften wieder flott gemacht, und wir erreichten Esneh.

Esneh bildet am westlichen Ufer eine hübsche Parthie, ist aber selbst ein graues schmutziges Nest. Unser Besuch galt auch keineswegs der Stadt an und für sich, sondern einem alten Tempel in derselben, ich möchte sagen unter derselben. Mitten im Schmutz des Ortes und zwischen seinen Lehmhäusern ragt kaum halb aus der Erde eine prächtige von Säulen getragene Façade heraus, zu der eine schmale Schmutz-

treppe hinabführt. Der großartige Vorraum des Tempels wird wirklich ganz ähnlich dem in Denderah von gigantischen Säulen getragen, ihrer im Ganzen vierundzwanzig, jede über sechs Fuß im Durchmesser und alle mit den prachtvollsten Kapitälen von wirklich seltener Schönheit geschmückt. Der ganze Raum ist mit Bildern und Hieroglyphen übersät. Die dunkle Decke enthält in ihrer Mitte einen Thierkreis und macht einen wunderbar ernsten, mystischen Eindruck, wie denn überhaupt die jetzige Tieflage des Tempels und das matt gedämpfte Licht in diesem Pronaos, dem Vorschiff des Heiligthums, den Beschauer seltsam befangen, welche Befangenheit noch dadurch vermehrt wird, daß der Boden feucht ist, und mit neuen Matten belegt werden mußte, damit man im Säulenraum einigermaßen umher gehen konnte, ohne in Schmutz treten zu müssen.

Die Mittelthür, die von dieser Säulenhalle in den eigentlichen Tempel führt, ist vermauert, weil der ganze weitere Bau, dessen Ausdehnung man nicht genau kennt, im Schmutz der Stadt steckt, und von Häusern vollständig überzogen ist, so daß es in den heiligen Räumen, deren Dach wahrscheinlich kleine Brunnenöffnungen für Luft und Licht hat, böse aussehen muß. Ganz offenbar werden sie zu sogenannten Schwindgruben benutzt. Hoffentlich wird auch dieser Tempel einmal aus dem Schmutzloch von Esneh auf-

erstehen, und von dem sudeligen Krustenüberzug der arabischen Lehmwohnungen gesäubert werden, um dann Egypten mit einem neuen wahrscheinlich prachtvollen und unter allem Unflath wohl conservirten Baudenkmal von großen Dimensionen zu bereichern.

Der Pronaos selbst ist aus der Römerzeit, und enthält die Namensschilde von Claudius, Domitian, Commodus, Septimius Severus, Caracalla und Geta. Doch ist die Hinterwand schon Ptolemäisch; und so wird der eigentliche Tempel wohl aus altegyptischer Zeit sein, wie denn die Römer so häufig Vorbauten machten vor den alten Tempeln am Nil. Wirklich geht die Sage, der eigentliche Tempel von Esneh stamme aus der Zeit der Thutmosen, also aus der besten egyptischen Periode, gewiß ein dringender Grund mehr, ihn aus seinem Grabe zu retten. —

Nach der staunenden Betrachtung des egyptischen Tempels und der widerlichen Impression des arabischen Schmutzes kehrten wir in der ersten Abenddämmerung zum Ufer und zu unseren Dampfschiffen zurück, um unsere Mahlzeit einzunehmen. Beim Diniren erhielten wir die Einladung vom Mudir zu einer Fantasia vor seinem Hause, die wir unmöglich ablehnen konnten.

Das dämonisch-orientalische Fest hatte dieses Mal wirklich einen höchst eigenthümlichen Reiz. Von unserm Ankerplatz führte ein von Fackeln erleuchteter

Weg längs des Flusses eine kurze Strecke bis zur Wohnung des egyptischen Gentleman, einem stattlichen Hause, welches etwas vom Ufer zurücklag und eine bis zum Strom sich hin erstreckende Terrasse hatte. Der ziemlich große und rein gehaltene Platz war von mächtigen Acazien umgeben, und dazu noch mit einer Einfassung von Divans, aus Rohr geflochten, zum Sitzen für uns versehen. Auf verschiedenen Tischen hatte man große, sehr helle Laternen angebracht; auch warfen die ringsher brennenden Fackeln röthlich zuckende Lichter über den Platz, der wirklich zu einem nächtlichen Ball im Freien nicht besser eingerichtet sein konnte. Zwei Teppiche auf dem Boden am untern Ende des Raumes waren für die Almehs und deren Musikanten bestimmt.

Wir nahmen nach feierlichen Begrüßungen unsere Plätze ein, hinter denen sich die ganze männliche Einwohnerschaft des Ortes in ihren seltsamen Costümen, obwohl der Mudir nicht unmittelbar an der Stadt wohnte, zusammen drängte, besonders die „Moleques" von Esneh, dem alten Latopolis; denn wirklich glichen die impertinenten Rangen trotz ihrer verschiedenen Drappirung und ihrer ziemlich regelmäßig geschnittenen Gesichter den Negerbuben einer brasilianischen Stadt oder einer großen Zuckerplantage.

Dann kamen die alten arabischen Musikanten mit ihren dreiseitigen Fiedeln und ihrer kleinen Hand-

pauke. Ihnen folgten bald fünf Almehs mit einer etwas hexenartig aussehenden alten Kammerfrau oder Ehrendame, die die Mutter des einen Mädchens zu sein schien. Die ganze Künstlergesellschaft hockte auf den respectiven Teppichen nieder, und die Musikanten begannen ihre Instrumente und mittelst derselben unsere Ohren zu mißhandeln.

Anfangs sollte die Musik offenbar sentimental sein. Dann ward sie heftiger und provocirender, bis sie sich zur vollsten Impertinenz steigerte, während die Mädchen sich noch mit ihren Anzügen etwas zu thun machten und an den Kleidern, Ketten, Goldbehängen und Haarflechten zupften. Die mindest glänzend angezogenen „Sängerinnen" standen zuerst auf, und nahmen unter vorwärts rutschenden Zuckungen die vier Ecken des Platzes ein; dann erhob sich auch die letzte, ein braunes, üppiges großes Frauenzimmer in rothseidenem Kleide, kleinem Käppchen auf dem Kopf und vielen goldenen Metallplättchen behängt, so daß namentlich die Brust überall glitzerte und glänzte

Und nun kam der Spectakel zum vollsten Ausbruch. Gerade wie die Mädchen in Siout bewegten auch diese Almehs von Esneh, als ob sie in demselben vestalischen Heiligthum ausgebildet worden wären, wie ungeschickte Schlittschuhläuferinnen sich durcheinander, und winselten sich an, wenn sie sich begegneten. — Zuweilen rutschten sie aus den Ecken nach dem Mit-

telpunkt zusammen zu einer Gruppe, die sich gar nicht beschreiben läßt. Ihre fliegenden und grausig zitternden Bewegungen hörten auf; die bis dahin nach vorn ausgestreckten Arme und Hände, mit denen letzteren auch sie ihre kleinen Messingcimbeln an einander geschlagen hatten, sanken ihnen schlaff am Leibe herunter. Unter den Grimassen der tiefsten Wehmuth steckten sie die Köpfe zusammen, verdrehten die Augen in furchtbarer Weise und begannen endlich ein Geheul, wie nur der brasilianische Urwald in einer schwülen Vollmondsnacht ein solches hervorzubringen im Stande ist. Die Wolfsschlucht im Freischützen könnte kein gelungeneres Bild bringen, als solche Fantasia! Diese vom Nachtlicht gespenstisch erleuchteten Akazien, diese starr dastehenden Hunderte dunkelbrauner Egypter, diese infernale Gruppe der Almehs, diese bestialische Musik mit dem monotonen Gepauke der Tarabukah, — wirklich, es fehlte nur noch der Graf Hahn, der als Samiel hinter einem Baum hätte hervortreten müssen, und das Höllenbild des lübecker Theaters aus meiner Jugendzeit, als der damals so bekannte „Graf Hahn" sein Director war, und sich nicht leicht die Rolle des Samiel im Freischützen nehmen ließ, wäre ganz vollkommen fertig geworden.

Und das finden solche Araber, solche Menschen in Esneh, in Oberegypten wirklich schön! Und das können sie anstarren in stummer Begeisterung, und

anhören mit innigstem Entzücken! Auf welcher Kulturstufe steht ein Volk, welches so etwas Musik, Tanz, Gesang (almèh, Sängerin) nennt, so etwas graciös, anmuthig und reizend findet, und sogar den Europäer dazu einladet, während der Europäer, wenn er dem Dinge eine Bedeutung geben will, es doch nur als eine drappirte Brutalität bezeichnen kann, als eine infernale Verhöhnung von Musik, von Tanz, von Gesang, von Frauenanmuth! — Wirklich, als ich fortgehend von dieser Fantasia mich in einiger Entfernung noch einmal darnach umsah, da kam es mir vor, als ob alte Betteln aus der Zeit der Thutmosen auferstanden wären um nächtliche Tanzorgien zu feiern, und die große Dirne mit dem blutrothen Seidenkleid und den vielen Goldblechen auf der Brust wäre die Aahotep! Schaurige folies dramatiques! Die vom gestrigen Abend unter den Ruinen von Luxor war doch reizender!

Vor Sonnenaufgang verließen wir am 2. Novbr. Esneh, und fuhren durch den frischen Morgen einige Stunden längs grünender Ufer hin. Dann ward angelegt an einer Landungsstelle auf dem westlichen Stromufer, ohne daß irgend ein Ort oder auch nur ein Haus diese Landungsstelle bezeichnete. Unsere Esel standen bereits gesattelt am Ufer und wir ritten landeinwärts einer wirklich herrlichen Ueberraschung entgegen.

Ein gut gehaltener Weg führte durch das üppigste Feld, dessen Mais und Sorghum uns über die Köpfe empor ragte. Nach dem Ritt einer kleinen halben Stunde kamen wir an einen Kanal mit einer Holzbrücke, auf deren anderer Seite ein Ort lag, ein Lehmdorf, eine graue Stadt, vor der sich schon einige neugierige Jungen versammelt hatten, um uns ankommen zu sehen. Der Ort heißt Edfu, dessen gemüthlichen Zustand ich nicht besser zu bezeichnen weiß, als durch ein Bild, das wir beim Ankommen ansahen: durch zwei mächtige Büffel, welche im Schlammwasser des Kanals steckend und im grauen Lehmmorast gänzlich vergraben nur mit den massigen Häuptern aus dem weichen Element herausragten und ein sonores Duett grunzten, ohne sich auch nur im allergeringsten durch unsere Kavalkade stören zu lassen. So ließen sich denn auch die erwachsenen Einwohner von Edfu, welche orientalisch ruhig vor ihren Hausthüren und im grauen Dreck ihrer Straßen standen, wenig von uns afficiren. Nur einige Jugend begleitete uns, um uns mit ihren Gulleh's, den schon öfter erwähnten Wasserkrügen zu regaliren, wobei ich sehr bald die Bemerkung machte, daß die Jungen ihren Wasserverkauf ungemein schlau betrieben. That Jemand nur einen gewöhnlichen Zug aus der Gulleh, so nahmen sie nur ein Kupferstück dafür. Wenn man aber recht herzhaft trank, und die Thonflasche halb ausleerte, so be-

gleitete der Besitzer den dargereichten Labetrunk zwar mit einem vergnügten und beifälligen Zungenklatschen, ließ sich aber auch ein doppeltes Stück Kupfer dafür geben. Ja, die lustigen, verschmitzten Buben hatten sich, da sie uns während unseres ganzen Besuches von Edfu umschwärmten, gleich in der ersten Minute die Wassertrinker von Fach ausfindig gemacht und wußten deren Trinksucht gar geschickt auszubeuten. Ich wenigstens habe nie so viel Geld in Wasser verkneipt, wie in Edfu.

„Welch ein Bau und welche Steine!“ So ruft man trotz Theben und Denderah aus, wenn man vor dem berühmten Tempel des Ortes steht, — welche Steine, welch ein Bau!

Mächtig wie eine alte Kathedrale mit zwei Stumpfthürmen, wie Notre Dame von Paris ragt aus dem schmutzigen Edfu sein berühmter Tempel heraus. Noch bis vor wenigen Jahren ganz vergraben in Schlamm und Lehmmassen, welche von zwei Jahrtausenden und besonders von einer schmutzigen muselmanischen Generation rings um den großartigen Bau angehäuft und sogar in Form von Menschenwohnungen auf das Dach hinaufgebaut worden waren, während die offenen inneren Räume, von Lehmwänden durchzogen, Hürden für die Dromedare bildeten, ist der ganze Tempel auf Befehl des Khedive unter Anleitung des ausgezeichneten Mariette wieder herausgegraben und

vollständig befreit worden von dem schnöden Parasitismus, so daß damit eins der edelsten Baumonumente, welche nicht nur Egypten, sondern die Welt überhaupt besitzt, gerettet und dem Licht wiedergegeben ist, wenn auch das Prachtwerk immer noch in einer gewissen Tiefe, in einer Art von künstlicher Lehmschlucht liegt, in welcher eine Treppe von 64 Stufen hinunter führt.

Trotz dieser Tiefe aber, wie mächtig ragen die Pylonen von Edfu über Stadt und Land heraus! Nur den vierten Theil so hoch wie die größte Pyramide von Giseh machen dennoch diese Pylonen einen überwältigenden Eindruck, vielleicht den mächtigsten Eindruck unter allen anderen Monumenten des alten Landes mit Ausnahme eben jener Pyramiden. Zunächst machten sie mir den Eindruck einer Priesterburg, einer uneinnehmbaren Citadelle. Und wirklich glaube ich damit nicht etwa nur den Eindruck, sondern wahrscheinlich auch die Bestimmung solcher fester Pharaonenbauten, zumal des Tempels von Edfu, angegeben zu haben. Die Einfassungsmauer und die Pylonen von Edfu bilden ein entschiedenes Fort, welches selbst noch in unseren Bombardementszeiten ein ziemlich heftiges Feuer aushalten können würde, und früher gewiß uneinnehmbar war, wenn dieses Fort sich verproviantirt und sein riesiges Thor geschlossen hatte. Dieser Festungsgedanke ist mir eigentlich von

jeher gekommen, wenn ich von dem Tempel von Jerusalem las, dem doch ganz gewiß manches egyptische Monument zum Grunde gelegen haben mag. Und in der That, was konnte man diesen Bollwerken anthun ohne Sprengungsmassen? Dazu boten sie von den flachen Dächern oder den breiten Einfassungsmauern herab einen unerreichbaren Defensivpunkt, von welchem aus eine andringende Belagerung arg gefährdet werden konnte und vernichtet werden mußte.

Wer darauf hin die Pylonen von Edfu ansieht, der wird in ihnen den Charakter einer Pharaonenburg gar nicht von sich abweisen können. Hundert und zehn Fuß erheben sich die beiden Stumpfthürme dieser riesigen Burg fast wie stufenlose Pyramiden neben einander, in ihrer Mitte ein Tempelthor von ungefähr sechszig Fuß Höhe einschließend. In drei Reihen übereinander ist die Außenwand mit Basreliefs geschmückt; die wenigen Figuren der untersten Reihe sind ungefähr sechszig Fuß hoch, sechs mächtige Göttergestalten, die besondere Beziehung zum Hor, dem Sohn von Isis und Osiris haben, während die oberen Figuren, sitzende Reihen von Göttergestalten, kleiner sind. Verschiedene viereckige Oeffnungen lassen Luft und Licht in die innern Räume dieser Pylonen dringen.

Die ganze Breite des mächtigen Pylonenbaues

mag 250 Fuß betragen, während die Tiefe des Thors ungefähr 35 Fuß beträgt.

Tritt man ein durch das gewaltige Thor, so befindet man sich in einem herrlichen Säulenhof, dessen ringsum laufender Korridor vorn und hinten von je acht, zu beiden Seiten von je elf Säulen gebildet wird. Der so gebildete Platz ist 64 Schritt breit und 70 Schritt lang. Er macht einen wirklich großartigen Eindruck, um so mehr, da er ganz vollkommen unversehrt und jetzt ganz gereinigt ist. Ich weiß nicht, woher mir beim Betreten des Platzes die Piazza von Venedig einfiel.

Eine dicke Tempelwand trennt diesen Vorhof von den nun folgenden Räumen, in die man durch ein weiteres Thor gelangt. Doch ist zu beiden Seiten dieser Wand in den Ecken ein Durchgang, welcher von dem Säulenhof in einen oben offenen ringsum den Tempel laufenden Korridor führt. Durch dieses Mittelthor aber gelangt man in einen Säulenraum, dessen Dach, ebenso wie das des hinter ihm folgenden Säulenraumes, von 12 Säulen, jederseits 6, getragen wird. Diese beiden Säulensäle sind ebenfalls durch eine dicke Scheidewand getrennt und durch eine Mittelthür verbunden. Die Anordnung der mächtigen Säulen ist in beiden Räumen verschieden. Im ersten Raume stehen nach links und rechts die 6 Säulen in

2 Reihen, im zweiten dagegen nach links und rechts 4 Säulen in 3 Reihen.

Hat man diese halb dunkeln Räume durchschritten, so gelangt man in einen ganz offenen, nur von der inneren Tempelwand umgebenen Hof, in dessen Hintergrund ein prächtiger und höchst merkwürdiger Monolith steht. Ich kann diesen ausgezeichneten Stein nicht besser einführen, als indem ich aus dem Anhang des Mariette'schen Kataloges von Boulacq, S. 348, das wiedergebe was dieser bedeutende Gelehrte dort unter der Rubrik Edfou von dem ganzen Tempel und dem Granitmonolithen in folgender Weise sagt:

Le déblaiement du Grand Temple d'Edfou est l'opération la plus considérable que nous ayons faite en Egypte. Il y a six ans ce magnifique édifice disparaissait encore tout entier, à l'exception du pylône, sous les habitations modernes, qui en avaient peu à peu escaladé les terrasses. Il est aujourd'hui rendu à nos études.

La publication des milliers d'inscriptions qui couvrent les murs du Temple d'Edfou ne révélera aucun fait bien nouveau pour l'histoire. Mais on peut s'attendre à y trouver les documents les plus complets et les plus importants sur la géographie de l'Egypte et surtout sur sa mythologie. C'est à tort que l'étude des monu-

mens d'époque ptolémaïque est regardée par quelquesuns comme inutile. Ceux qui cherchent la grande littérature, rivale des plus beaux textes bibliques, ne la trouveront certes pas à Edfou ou à Denderah; c'est aux monuments contemporains des Thoutmès et des Ramsès qu'il faudra la demander. Mais les inscriptions du temps des Lagides ont cet avantage qu'à travers les jeux de mots, la recherche d'esprit, j'oserai même dire les calembours dont elles sont chargées, on y rencontre une variété de renseignements sur lesquels les temples d'époque pharaonique restent constamment muets. En un sens Edfou est moins discret qu'Abydos et que Karnak. Le profane y a un plus libre accès. La porte du sanctuaire est entrecouverte et l'oeil peut y pénétrer. C'est là ce qui assure au déblaiement du Grand Temple d'Edfou une moisson digne des efforts que nous avons faits pour la cueillir.

Autant les monuments d'époque pharaonique sont prodigues de statues, d'obélisques, de sphinx, de stèles, autant, chose remarquable, les monuments d'époque ptolémaique en sont avares. Les chambres de ces derniers édifices semblent n'avoir jamais eu pour ornement que les scènes gravées sur leurs murailles. Aussi les travaux considéra-

bles auxquels a donné lieu l'exhumation d'Edfou ne seront-ils marqués par aucun monument dans notre Musée. Une seule pierre pourra un jour y être apportée. C'est l'immense monolithe découvert au centre du sanctuaire.

Ce monolithe d'un beau granit poli, est taillé en forme de chapelle surmontée d'un pyramidion surbaissé. La hauteur totale est de près de cinq mètres, sa largeur à la base de près de deux mètres. Il est évidé au centre de manière à former une niche où, à certains jours de cérémonies, on devait enfermer des emblèmes sacrés.

Si ce monolithe n'avait pour lui que sa masse et le poli de la matière dont il est formé, il ne mériterait peut-être pas les coûteux moyens qu'il sera nécessaire d'employer pour l'amener au Caire. Mais une inscription gravée sur la face principale en fait subitement un monument hors ligne. Par cette inscription nous apprenons en effet, que la chapelle dont nous nous occupons a été érigée au dieu Horus d'Edfou par le roi Nectanébo I. Notre monolithe acquiert ainsi une importance historique, et nous prouve en même temps qu'avant le temple actuel existait un autre édifice que les Ptolémées auront trouvé en mauvais état et reconstruit, ce qui est le cas

de presque tous les édifices élevés en Egypte par les successeurs d'Alexandre.

Die auf diesem Monolithen eingegrabenen Hieroglyphen übertreffen an Nettigkeit und Sauberkeit wirklich Alles, was man in der Art nur sehen kann. So gleichmäßig oval sind die Königsschilde eingegraben, so genau die Zeichen gravirt, so getreu die einzelnen Thiere, — Sperber, Gans —, der Natur nachgeahmt, daß man darüber staunen muß, wie der Granit hier so nachgiebig, so bildsam war. Wir konnten mittelst nassen Papieres ohne Mühe eine Menge Abklatsche von einzelnen Schilden und Gruppen nehmen, die ich noch heute mit Freuden ansehe.

Ganz einzig aber ist nun noch beim Tempel von Edfu die schon oben angedeutete Einfassungsmauer, der um den inneren Tempel herum laufende Corridor, ein von steilen Wänden eingefaßter Umgang.

Wer schräg von der mächtigen Pylonenthür über den großen Vorderhof nach einer der beiden Ecken hingeht, entdeckt dort einen Durchgang, und findet, daß die beiden Außenwände des Vorderhofes mittelst einer Knieung auseinander treten, und nun in einem erweiterten Parallel neben einander hinlaufend und sich an eine schließende Hinterwand anlehnend, den ganzen Tempel umgeben, so daß dieser gleichsam in einem Zwinger steht. Aehnliches haben wir in ganz Egyp-

ten nicht gesehen. — So wie nun der ganze Tempel reich mit Sculptur geschmückt ist, so sind namentlich die glatten, hohen Wände dieses rund um den inneren Tempel laufenden Corridors ins Unglaubliche damit bedeckt. Wie viel Tausende von Quadratfußen hier mit der feinsten Hieroglyphik prangen, kann ich in Zahlen nicht angeben; unbedingt aber hat sich das alte Egypten in der Ausarbeitung dieser wundervollen Wandflächen ein über alle Beschreibung prächtiges Monument gesetzt.

Der Tempel ist, wie wir schon aus der schönen oben im Originaltext gegebenen Bemerkung Mariettes sahen, aus der Ptolemäerzeit, aus der Dynastie der Lagiden stammend. Zehn Ptolemäer haben an seinem Bau und seiner Ausschmückung arbeiten lassen; eine Zeit von 170 Jahren ist darüber hingegangen. — Der ganze Tempel ist über 400 Fuß lang, recht eigentlich ein Harpokratestempel, denn dem jugendlichen Hor, Hor-pe-kothi, war er vor allen anderen Gottheiten geweiht.

Nun steigen wir noch hinauf in den einen Pylonenthurm. Eine gute, sehr massive Steintreppe führt an verschiedenen kleinen Gemächern, die etagenartig über einander liegen und die durch die oben angedeuteten Löcher oder viereckige Fenster im Pylon erhellt werden, aufwärts bis auf die Plattform des Thurmes, welche von einer starken Brustwehr umgeben ist, und ein

herrliches Belvedere abgiebt. Die Landschaft ringsum liegt so zu sagen inselartig in der Nilüberschwemmung, und bietet ein reizendes Vegetationsbild. Unten rings um den großartigen Bau, der aber freilich vom Pylon herabgesehen schon kleiner erscheint, liegt die höchst naive Lehmstadt umher, über welcher die Schaaren der Tauben lustig umherschwärmen und mit den Adlern oder Falken fraterniſiren. Im Osten und Westen faßt die todte Wüste das lebensfrische Gemälde ein.

In einzelnen kleinen Schaaren kehrte unsere Gesellschaft an das Ufer des Nil zurück. Ich ging trotz der Hitze zu Fuß, und sogar allein. Wenige Menschen begegneten mir. Unvermeidliche Büffel und riesige Dromedare gaben durch ihre langsamen Bewegungen dem Gefilde, der Landschaft, den Anstrich einer gewissen Faulheit. Größere Schaaren von Pelikanen kreisten, etwa wie bei uns die Störche im Herbst, wenn sie wegziehen wollen, hoch am blauen Himmel umher auf starken Fittigen und mit einer Leichtigkeit, daß ich staunen mußte. Kaum ab und an thaten sie einen Flügelschlag. Es waren ihrer Hunderte zusammen.

Selbst noch am Bord des Dampfbootes erinnerte mich die Temperatur daran, daß wir der Tropenzone ganz nahe waren. Es war drückend heiß, vollkommen windstill die Luft; kein Wölkchen schwamm am blauen Himmel. Kein Schilfblatt des Zuckerrohrs oder des

Mais zitterte; kein Palmenblatt regte sich; nicht einmal die fein gefiederten Akazienzweige nickten. An solchem Tage muß ein Ritt durch die Wüste entsetzlich sein.

Im Osten baute sich ein seltsames Phänomen auf. Ein heftiger Sandwirbel bildete sich. Immer dicker und compacter schien die aufgeregte Masse zu werden. In dichter, vollkommen runder und vollkommen lothrecht ansteigender Säulenform erhob sich der Wüstensand bis zur Höhe von gewiß 2000 Fuß, und stand scheinbar ganz fest und ruhig eine Weile da, einen seltsamen Kontrast bildend zu dem tief blauen Himmel, der auf dem fahlgelben Schafte zu ruhen schien. Dann wandelte die Sandsäule langsam südlich. Aber genau auf derselben Stelle stieg eine zweite und nachher noch eine dritte Säule auf, welche beide der ersteren langsam nachwandelten, bis die Erscheinung sich fern in der Wüste des Südostens verlor. So wandelte einst jene Wolke des Herrn dem Volke Israel nach, um es dem Anblick der nachjagenden Egypter zu entziehen! Solche alttestamentarische Reminiscenzen kann man in Egypten gar nicht unterdrücken.

Gegen Sonnenuntergang brachen wir auf von Edfu, dem alten Atpo, und schifften weiter. Einsamer ward der Fluß, schmaler sein grüner Uferstreifen zu beiden Seiten; näher und näher trat von Osten und

Westen die Wüste heran. So ward es Abend, dunkle Nacht, inmitten welcher wir in einer Gegend landeten, deren dichte Felsmassen bis unmittelbar an beide Ufer des Nil anzudrängen schienen. Doch war nichts deutlich zu erkennen.

Um so überraschender erschien uns der Morgen des dritten November. Wir lagen recht mitten in der hohlen Felsgasse von Silsileh, einer der verrufensten Stellen am ganzen Nil.

Schon unterhalb Edfu ist der am Mittelmeer beginnende und in ununterbrochener Kette sich längs des Niles hinaufziehende Kalkstein, der namentlich auf der Ostseite des Stromes in schroffen Wänden sich bis hart an den Strom, ja sich in denselben hineindrängt, in Sandstein übergegangen, ohne sich jedoch gleich in so schroffer Einfassung wie jener Kalkstein, an das Wasser heran zu drängen. Der Paß von Silsileh dagegen ist ein Durchbruch des Sandsteingebirges selbst. Er bildet eine lang gezogene, wirkliche Hohlgasse, die an der schmalsten Stelle nur 1200 Fuß beträgt, und ursprünglich von ganz lothrechten grauen Wänden eingefaßt war, ungeheuren Niederlagen von jenem Gestein, aus welchem das alte Pharaonenthum seit den fernsten Vorzeiten ein kostbares Baumaterial entführte, wenn auch in den meisten Bauten am Nil der feste Kalkstein in viel größerer Menge verbraucht ward. — So wurden jene loth-

rechten Wände von Silsileh in ganzen Schichten davon getragen, so daß die Ufer heutigen Tages riesige Stufen und collosale Breschen bilden, an denen man aber überall sehr genau die Arbeit von Menschenhand erkannt, wie denn dort, weil der Stoff doch gar zu nahe lag, sich selbst noch Tempelbauten vorfinden. — So fest zusammengedrängt sind hier die Nilwellen, daß ehemals, wie man sagt, eine Kette hier den Strom als Abwehr gegen die andringenden Aethiopen verschließen konnte, wie denn Silsileh eine Kette bedeutet. Vielleicht mag indeß ganz einfach die Doppelkette des Sandsteines, die wirkliche Bergkette zu beiden Seiten des Nil, welche unmittelbar aus dem Wasser aufsteigt, den Namen hergegeben haben. Allerdings ist der Paß imposant, aber fast mehr durch seine Verödung, als durch seine Steinmassen, so daß er eigentlich hinter meinen Erwartungen, die durch mancherlei Erzählungen etwas gesteigert waren, zurückblieb. Die Elbe in Sachsen, der Rhein bei Bingen, die Rhone unterhalb Lyon bieten ähnliche Pässe, deren Wände an mächtigem Aufsteigen den Paß von Silsileh weit übertreffen, und dabei noch einen wundervollen Reiz in der wenn auch oft nur sparsamen Vegetation an sich tragen, mag immerhin der Strom in Egypten, — und er übertrifft ja an Mächtigkeit jene Flüsse alle — noch enger eingekeilt erscheinen, als die genannten Ströme.

Wir konnten einige Minuten an den Steinwänden des Westufers umher klettern, wo mich eine prachtvolle Asklepia, die erste scheinende Blume, und die einzige, die ich in ganz Egypten genau wild wachsend gesehen habe, denn bei einigen Nymphäaceen im Delta flogen wir nur vorüber, und ein eben dort erscheinendes Polygonum war auch gerade keine Pracht, — lebhaft anzog, so daß ich, ich will die Sünde ganz offen gestehen, die Tempelbauten im Steinbruch nur flüchtig ansah. Es soll aber die Tempelhalle oder Felsenhöhle aus den Zeiten des letzten Königs der Thutmosen herstammen, und in ihren feinen Sculpturen eine Siegesfeier dieses Königs, Horus, nach einem Feldzug gegen die Kuschiten darstellen.

Auch sollen in den eingegrabenen Hieroglyphen am Gebel Silsileh Hymnen an den Nil enthalten sein. Bevor dieselben aber von unsern vier Egyptologen uns vorgesungen werden konnten, — und solch ein Quartett hätte gewiß einen ungemein eigenthümlichen Effect gemacht — läuteten die Schiffsglocken, und bei unserm Morgenkaffee in der herrlichsten Stimmung durchschifften wir in unserm Zeltsalon, denn das war wirklich das Verdeck unseres Feroz, die Felsenstraße. — Wenn der Khedive von Egypten wüßte, in wie dankbarer Erinnerung und mit welcher Begeisterung Einzelne seiner „Eingeladenen" an jene Nilfahrt zurückdenken, er würde die ungeheuren Aus-

gaben dafür doch nicht für ganz weggeworfen erklären.

Die mächtige hohle Gasse, gegen deren Strömung unser Dampfgeschwader mit ganzer Kraft andringen mußte, öffnete sich, um auf beiden Seiten die Sandwüste statt des Sandsteins zu zeigen. Der Nil macht dort einen großen Bogen, ist viel breiter und strömt ruhig; wie ein Landsee glatt und eben ist seine Oberfläche.

Hier erhebt sich am Ostufer eine Sandschwellung. Eine Menge der eben angedeuteten Asklepiengebüsche bezeichnet mit fröhlichem Grün der dicksaftigen Blätter die Stelle, welche als Hügel von Ombos, Kom-Ombos, berühmt geworden ist.

Ein prächtiger Ptolemäertempel, eine höchst eigenthümliche Doppelhalle, bezeichnet hier einen alten Kulturpunkt hart am Nil, aber doch mitten in der Wüste, und feindlich bedroht von allen Seiten. Denn während von Osten her der Sand heranbräut und heandrängt, und die Lehmruinen einer ehemaligen Ortschaft fast vollständig begraben hat, nagt der Nil fort und fort am Ufer, und hat bereits das Tempelthor, den Pylon, zum Theil unterminirt und zum halben Einsturz gebracht.

Der Tempel ist nicht nur ungemein zierlich, sondern auch als Doppeltempel ungemein interessant. Er ist nämlich in seinen beiden aneinander gebauten

Hälften den beiden Gegensätzen Horus und Sebeck, der Sonne und der Finsterniß, dem Tage und der Nacht geweiht, Sebek, dem Gott mit dem Krokodilenkopf, welcher hier mit dem sperberköpfigen Sohn der Isis und des Osiris, dem Horus, ganz gleich berechtigt ist. Außer den reichen Säulenköpfen, in deren anmuthigem Spiel man den griechischen Einfluß, ja das griechische Schaffen auf den ersten Blick erkennt, hat die seltsame Einrichtung des Baues gar viele Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und mancherlei Vermuthungen hervorgerufen. Da nun das Land der Hypothesen ungemein leicht zu bereisen ist, so darf auch ich, um mich den Hypothesenreisenden anzuschließen, wenigstens daran erinnern, daß bei Ombos vielleicht die ehemalige Grenze der nördlichen Tag- und Nachtgleichen war, und daß die uralte Beobachtung dieses Phänomens durch ein beiden Mächten, dem Tag und der Nacht ganz gleichmäßig geweihtes Tempelmonument ausgesprochen werden sollte. Solche astronomische Denksteine, Denkzettel, Denkbauten sind in Egypten gar nichts Auffallendes, wie wir eben in dem nahen Assuan sogar auf einen altegyptischen Kalender stoßen werden und eines Brunnens gedenken müssen, dessen größte Merkwürdigkeit die war, daß an einem Mittage des Jahres, also am 21. Juni, die Sonne keine Schatten hineinwarf, sondern sich in demselben spiegelte. — Früher waren in Alexandrien südlichere

Gestirne zu sehen, als jetzt; und so liegt auch jetzt der nördliche Wendekreis etwas oberhalb Assuan. Doch mögen die ältesten egyptischen astronomischen Beobachtungen den nördlichen Wendekreis bei Ombos gefunden haben, und die Ptolemäer, Philometer, Euergetes und Dionysos bauten der Tag- und Nachtgleiche, dem Horus und Sebeck einen Tempel. Mir scheint die Hypothese keineswegs unmöglich zu sein, und sie thut Niemandem Schaden.

Wunderlich wechselnd ist auf dem kurzen Wege von Ombos bis Assuan die Nilscenerie. Bald strichen wir an reizenden Palmenasylen dahin, in denen sich Datteln und Dumpalmen friedlich vereinigten, bald lag wieder westlich bis hart an den Strom heran die unerbittliche Wüste da, aus der gerade zehn Dromedare mit einigen Reitern, der ganze Zug halb verhüllt in einer Staubwolke und einsinkend in Flugsand, herauskamen, während eine andere kleine Karawane offenbar von Assuan her, denselben Wüstenweg einschlug. Bleifarbig grüne Tamarisken hielten oft ganz allein die Rubrik Vegetation aufrecht, während uns am Rande der Wüste als die wunderlichste Bizarrerie und als das einzige vom Leben durchströmte Wesen der auf seinen Stelzenstangen über den Sand hin balancirende Telegraphendrath erschien, welcher vom Mittelmeere ausgehend wie ein lang gezogener Scolopender in Assuan sein Ende erreicht. Unmittelbar

darauf hatten wir eine erquickende Durchfahrt durch eine förmliche Allee von Dattelpalmen, hinter welcher dann wieder zu beiden Seiten die Wüste ihr graues Leichentuch ausbreitet. Unter endloser, von keinem Windeshauch bewegter und gekühlter Hitze von 30° R. erscheint hier der Nil wie ein langgedehnter Landsee, und mit Freude begrüßt das Auge im fernen Süden dieses Landsees eine herrliche Oase. Ueber einer üppigen Vegetation des Bodens ragen ganze Haine von Dattelpalmen und Lebachakazien empor. Die saftige Pflanzenfülle macht die Nähe der Wüste vergessen; wohnliche Häuser, selbst mit weißem Kalkanwurf, schimmern wieder hindurch durch diese glücklichen Gärten, bis denn auch nadelartig heraustretend aus dem gesegneten Bilde einige Minarets gen Himmel empor ragen. Schon erblickt man am Strand wieder menschliche Bewegung; eine auffallend schwarze Bevölkerung treibt ihr Wesen am Ufer, während ein tief in den Fluß hineintretendes Felsenriff eine Art von Einfahrt in einen sogar mit einem Lotsenboot versehenen Hafen bezeichnet, hinter welchem eine Kette von Granitmassen den Strom abgeschlossen zu haben scheint.

Unser Dampfschiff überwindet die heftige Strömung am Ende des Riffes, und umfährt dasselbe; wir nahen dem Ufer, legen an, springen ans Land und sind in Assuan, dem einst so berühmten Syene, dem südlichen Grenzpunkt Egyptens, unmittelbar unter dem

ersten Nilkatarakt gelegen, der Granitinsel Elephantine gegenüber, am Eingang in Nubien, wo einst sogar das römische Weltreich sein Ende, sein südlichstes Castrum, seinen fernsten Verbannungsort hatte, und das Land der Barbaren, der heutigen Barabras anfing.

Wie märchenhaft mir auch meine Reise nach Egypten vorgekommen ist, wie traumartig mir auch Alles im Orient erschienen sein mag, nirgends ist mir mein eigenes Dasein so seltsam, so ungewiß vorgekommen, wie in dem Augenblick, wo ich am Ufer von Assuan stehend, die Scenerie überblickte. — In Tabatinga an der peruanischen Grenze, wo etwa 500 deutsche Meilen fern vom atlantischen Ocean längs der Windungen des Amazonenstromes meine damalige Flußschifffahrt endete, hatte ich auch das Gefühl einer gewissen staunenden Befriedigung. Aber dort lag die Klassicität des fernen Ortes, wenn einige Lehmhäuser einen Ort, und eine Kanone eine Festung bedingen, allein in dem großartigen Naturchaos von Strom und Wald. Am Nil aber, unter den Akazien und Datteln von Assuan redete zur Naturgeschichte auch die Weltgeschichte mit, und das giebt ein gewaltiges Zwiegespräch über die Allmacht der göttlichen Vorsehung und doch Jedem verständlich, der Ohren und Augen hat zu hören und zu sehen. So gewaltig redete es zu mir, daß ich wirklich erschüttert war. Wer je so eine ächt klassische

Stelle betrat und ihre volle Bedeutung erkannte, der wird mein inneres, und doch so laut redendes Staunen begreifen bei dem einen Worte: Syene an der Grenze des römischen Weltreiches!

„Kommen Sie mit nach Elephantine hinüber!“ rief mir der treffliche Lepsius zu. Wir sprangen in das bereit liegende Boot. Mit mächtigen Fäusten bekämpften die rudernden Araber den aus dem untern Felsenthor des Katarakt herausströmenden Fluß und brachten uns hinüber auf den kahlen Granitfelsen von Elephantine, auf welchen wir hinaufstiegen.

Einen großartigen Anblick hat man dort, bei welchem freilich das geistige Auge noch viel mehr erschaut als das leibliche, wie viel Wunderbares letzteres auch zu sehen bekommt.

Blicken wir zuerst nach Süden den Nil aufwärts, so sehen wir den Strom durch ein förmliches Granitchaos, welches an seinen Ufern und in seinem Bette umher liegt, daher gebraust kommen und von der Insel Elephantine aufgefangen werden. Ein geringerer Arm fließt westlich um die Insel herum. Oestlich dagegen drängt sich die Hauptmasse des Wassers zwischen dem Graniteiland und einem mächtigen Felsblock, als dem Vorposten des Ufers von Assuan selbst hindurch, ein schleusenartiges enges Wasserthor, wie es in culturhistorischer Bedeutung wohl kein zweites in der Welt giebt. An diese Bedeutung erinnern

Zeichen, Zeichnungen und Inschriften auf dem eben erwähnten mächtigen Granitblock. Seit grauen Zeiten pflegten die Reisenden, zumal wenn sie von größeren Expeditionen heimkehrten aus dem Lande der Kuschiten, ein Andenken, ein Dankeswort, ein Bild nach glücklich zurückgelegtem Weg durch den Katarakt dort einzugraben. Diese Gedenkzeichen gehen bis in die Zeiten des großen Ramses und wohl noch über dieselben hinaus, sind also zum Theil 3500 Jahre alt. Noch heute erkennt man sie deutlich, und erräth meistens selbst als Laie ihren Sinn; es sind Dankopfer, Dankgebete an die Gottheit des Katarakt, denn eine solche gab es wirklich in der Person des Knuphis.

Und eben so ist auf der Seite der Insel an diesem echt klassischen Wasserthor ein alter in den Granit eingehauener Nilmesser merkwürdig; ja unser gelehrter Mentor Lepsius, dem nichts entging und der über alles so gern und so geistvoll belehrte, machte uns selbst auf einen alten egyptischen Kalender aufmerksam, der dort im Gestein eingegraben sich befand.

Aber nun gar auf dem Rücken der Insel Elephantine selbst das wunderbare, wirklich fast humoristische Gemisch von Zeitfragmenten! Dort ein Bruchstück einer alten Bildsäule aus der Ramessidenzeit! Weiterhin ein Triumphbogen Alexanders des Zweiten!

Einige Schritte weiter war wohl das Lager der römischen Legion! Dort liegen noch zahlreiche Urnenscherben mit schwarzblauen Ringen bemalt, welche die Verwandtschaft mit den alten Etruskervasen verrathen. — Wo aber Elephantine an seiner westlichen Seite eine kleine Kultur zuläßt, da baut sich das heutige Araberthum seinen Küchenbedarf, und kümmert sich nicht um Egyptens Pharaonen, nicht um die Nachkommen des großen Macedoniers und um Roms wachthaltende Centurionen.

Kaum viel mehr als ein großer Felsblock ist dieses Elephantine, und doch trägt es eine ganze Weltgeschichte auf seinem Granitrücken, an welche sich das dichte Palmengebüsch und die dunkeln Akaziengruppen des heutigen Assuan friedlich und harmlos anschließen.

Halb schon begann es zu dämmern, als wir wieder von Elephantine abstießen und von der starken Strömung fortgerissen wurden. Mit einem zwar unmusikalischen aber doch charakteristisch tönenden Schifferlied trieben sich die Ruderer selbst an zum Kampf gegen das rauschende Element. Als wir recht mitten im Strom wogten, kam gerade das Dampfboot der Kaiserin von Frankreich gegen die Fluth daher gezogen. Die ganze Dampfschiffsflotte, die wir schon einmal hatten in Luxor ankommen sehen, folgte; und nach wenigen Minuten fraternisirte auch unter den

Palmen vom alten Syene der coquette Occident mit der Wiege der Obelisken.

Eben hatte sich nach dem lauten Tumult des Landens, — denn der Hafen von Assuan hatte zu unsern Dampfschiffen noch die zehn hinzukommenden aufzunehmen, und Alle sollten einigermaßen sicher vor der Strömung am Ufer befestigt werden, — die schwüle Nacht, eine ächte Tropennacht, auf die Erde niedergesenkt, als längs des ganzen Ufers von Assuan sich ein wirklich entzückendes Märchen aufbaute. Zuerst wurden die Dampfschiffe der Kaiserin mit Tausenden von buntfarbigen Laternen illuminirt, dann übersäte sich auch das Ufer mit einem förmlichen Lichtmeer von Lampions und hochauflodernden Fackeln. Kaum hatte man sich, umherschlendernd unter dem erleuchteten Dach der Palmen und Akazien an die Pracht etwas gewöhnt, als in der Nähe der kaiserlichen Yacht auf einem Rasenplatze, der unregelmäßig von den hoch aufstrebenden eben genannten Bäumen umsäumt und von üppigen Gärten begrenzt war, in ununterbrochener Folge und in dicken Feuergarben Raketen gen Himmel zogen und sich hoch oben in der Nacht zu prächtigen Leuchtkugeln in den Farben der französischen Tricolore auflösten. Kaum schien eine Feuersäule unter dem in sie selbst zurücksinkenden Sternenregen verschwinden zu wollen, so stand schon eine andere zu demselben neckischen Spiel ihr zur Seite, oder schoß

in schräger Richtung auffahrend mitten durch sie hindurch, während im Grase weiße, blaue und rothe bengalische Flammen die im Nachthauch leise träumenden Palmen und Akazien mit zauberischen Tinten förmlich übergossen. Dazu die seltsam zusammengesetzte Menschenwelt, der orientalische Süden mit schwarzen, nubischen Elementen vermischt, die einzelnen europäischen Erscheinungen nebst der vor Freude strahlenden Kaiserin von Frankreich, — ja, es war ein unbegreiflich zauberisches Bild, ein duftendes, glänzendes Feenmärchen, ein neu aufgelebtes Kleopatratreiben, nur in anderer Form, in anderer Weise, nach anderer Sitte.

Nun war das prachtvolle Feuerwerk vorbei. Rings um den Palmenplatz brannten roth scheinende Fackeln statt der bengalischen Flammen. Da erschallte die Tarabukah. Musikanten traten auf; einige Almehs folgten ihnen; der ganze unheimlich nächtliche Spuk einer Fantasia entwickelte seinen Scandal. Dichter drängten sich die Assuaner heran um die dämonische Gruppe, die ganz nach dem Volksgeschmack war, und im rothen Lichtglanz und dem weißen Qualm der brennenden Holzscheite wirklich einen infernalen Anstrich gewann.

Die Kaiserin hatte uns Alle zum Thee einladen lassen, wozu uns freilich Allen die Toilette fehlte. Dennoch gingen unsere „Eingeladenen" hin, um noch

an Bord des Kleopatraschiffes die reizenden Evolutionen zu bewundern, mit denen die Liebenswürdigkeit der hohen Dame das niedrige Volk der Gelehrten zu fangen und gefesselt zu halten wußte.

Ich ging nicht mit hin. Einmal mochte ich dem kaiserlichen Thee meinen Reiseanzug à outrance nicht bieten, — und dann kam mir wieder mit einem unheimlichen Grausen so ein Belsazarfestgedanke. — Dem Nil zugewandt glaubte ich den mächtigen oben angedeuteten Schlußstein des Katarakt durch die Nacht schimmern zu sehen, glaubte in dem nächtlichen Rauschen des erregten Stromes einen dumpfgrollenden Zorn des alten Nilgottes zu vernehmen, und sah im Geiste die furchtbare Schrift jener alttestamentalen Hand. — Finis Imperii hieß Syene bei den Römern, und weiter ist ja auch nicht das französische Kaiserreich, die unsinnige Verschwendung und das üppige Umherschwärmen der schönen Kaiserin gegangen. —

Ein ächt egyptischer Morgen ging uns am vierten November auf. Im göttlichen Nichtsthun, aber im wunderbarem Denken und Träumen von Vergangenheit und Gegenwart, bald hinüberschauend zu der westlichen Wüste, um nach solchem Anblick das Auge zu weiden an der üppigen Fülle der Palmenhaine nördlich von dem klassischen Syene, hatten wir unsern Kaffee geschlürft und vom Verdeck aus schon das Treiben am Ufer beobachtet, wo natürlich ganz Assuan,

die Arabia und die Barabras, auf den Beinen waren, um die europäische Invasion vom gestrigen Abend genau anzusehen, gerade als ob wir die erste römische Legion wären, die Elephantine besetzen sollte, oder gar zu den Truppen des Sesostris-Ramses gehörten, die die Kuschiten zu unterjochen gekommen waren.

Dann gingen wir in hellen Haufen an das Land, wo unter den Akazien von mächtiger Dicke unsere Esel schon längst gesattelt standen. Wir durchtrabten einen Theil des grauen Nestes, welches wir im Gegensatz zu den sonstigen Lehmstädten Egyptens eine Palmenstadt nennen können; denn wirklich wiegt die Dattelpalme sich über allen Häusern, und giebt dem Orte ein idyllisches Ansehen. Unmittelbar an der Stadt und hinter derselben erhebt sich ein mächtiger Schuttwall, aus dem nur der obere Rand eines Ptolemäertempels hinausschaut. Unter dem Schutt liegt das alte Syene begraben; auf demselben hat das heutige sich seinen Kirchhof angelegt. Sonst ist nichts von dem Grenzort des römischen Reiches zu sehen, in welchem der bissige Juvenal als Verbannter lebte oder vielmehr als Hauptmann einer Cohorte starb. —

Dagegen starren dem Reisenden auf seinem weiteren Ritte die überall hin zerstreueten Urgesteinsblöcke von Granit und Syenit entgegen, aus denen Egypten und selbst Rom den prächtigen Stoff zu den

großartigsten Monolithen, — Statuen wie Säulen und besonders Obelisken und Särgen hernahmen. Sie sind das ewige Denkmal des alten Syene. — Ebenso wie zuerst Kalkstein das ganze Nilthal einfaßte, wie dann Sandstein die Wüste auf seinem Rücken trug, ebenso ist fortan Alles, was wir an festen Gesteinsmassen erblicken, Granit und der ihm ganz nahe verwandte Syenit. Wirklich schien auf unserm Ritt durch die Steinwüste der Granit gar kein Ende nehmen zu wollen. Wände rechts und Wände links bauten sich über einander auf; wie von Riesengewalten zusammengethürmt lagerten die Blöcke über einander; nach allen Richtungen zogen sie sich hin; in allen Lagerungen kamen sie vor, zu allen Höhen erhoben sie sich. Aber nirgends war auch nur eine Spur von Vegetation, und wäre es auch nur ein Moos, eine Flechte u. s. w. gewesen, zu entdecken. Die ganz öde, todte Sandwüste mag abschreckend aussehen; diese chaotischen Steinmassen sind noch viel abschreckender, denn nicht einmal ihre Umrisse sind schön. Und wer von jenen mächtigen, glatten und prallen Wänden gehört hat, welche oft vom Granit gebildet werden und Tausende von Fußen in edler Einfachheit aufsteigen, der muß solche ja nicht in Syene und über dasselbe hinaus aufsuchen wollen.

Etwa eine Stunde mochten wir durch das trostlose Chaos von Sand und Granitblöcken geritten

sein, als sich die Gegend etwas aufthat. Wir erblickten wieder Akazien und Palmen, mußten also dem Nil wieder näher kommen. Seitwärts blieb ein graues Gebäude liegen, welches man uns als ein unbewohntes Kloster, eine österreichische Mission, bezeichnete. Gerade vor uns aber rauschte urplötzlich der Nil wieder mitten in einem colossalen Amphitheater von Granit, und aus seinen grauen krausen Fluthen tauchte ein mit prächtigen egyptischen Bauten besetztes kleines Eiland von so wunderbarer Schönheit, mit so märchenhaftem Zauber auf, daß unsere Karawane mit Staunen still hielt und gewiß mehr denn Einer von uns mit offenen Augen zu träumen glaubte. Wir hielten der berühmten Insel Philä gegenüber.

Unter einer riesigen Akazie hatte sich ein kleiner Hafenort improvisirt, bestehend aus einem großen Zelt und einigem aufgehäuften Gepäck. Am Strande lagen fünf schlanke Dampfschiffe bereit, um die Kaiserin von Frankreich mit ihrem Gefolge den Nil noch eine Strecke weiter hinauf zu tragen. — Eine Reihe von Fährbooten harrte unser, um uns nach dem Inselmärchen von Philä überzusetzen. Wir sprangen hinein in die Schiffe, und befanden uns bald, nachdem unsere arabischen Ruderer mit sehnigen Fäusten die heftige Strömung überwunden hatten, an der Landungsstelle der Insel.

Um aber die ganze Situation übersehen zu kön-

nen, wollen wir uns nach einem andern Felseneiland, der Insel Bigeh, begeben, welche nur durch einen schmalen, aber reißenden Nilarm von Philä getrennt ist. Auf Bigeh steigen wir unter einigen Palmen aus und durchwandern mit wenigen Schritten den flachen Theil der Insel, um dann ein anstrengendes Klettern zu beginnen.

Es haben nämlich in uralten Zeiten mächtige Wassergewalten auf Bigeh mit ungeheuren Granitblöcken ihr Spiel getrieben, und sie einige hundert Fuß über einander aufgethürmt in chaotischer Unordnung. Tausend Lücken, Löcher, Spalten und Höhlen bildend, hängen die massigen Rollsteine nur durch ihren Druck gegen und auf einander zusammen, oft scheinbar so lose liegend, daß man glauben möchte, man könne sie mit einem kräftigen Ruck in den Abgrund hinunterstoßen. Oben von der Spitze dieser ordnungslosen Bastionen hat man einen vollen Einblick in die wilde Scenerie.

Von Süden her kommt der Nil in mächtigem Strome zwischen seinen fast lothrechten Granitmauern daher geschossen, um das von eben solchen Steinmassen eingefaßte Amphitheater auszufüllen, in welchem das steile Bigeh und das flache, kleine, wunderbar reizende Philä die Mitte bilden. Ebenso wie unten bei Assuan das quer sich vor den Katarakt lagernde Elephantine den Ausgang der merkwürdigen Strom-

schnelle bildet, eben so bezeichnet hier oben die Doppeltinsel deren Anfang, so daß man von den steil aufsteigenden Felsblöcken Bigehs recht eigentlich in den Katarakt hineinsieht. Unmittelbar hinter der Zwillingsinsel wird die Fluth von einer Menge von Klippen aufgefangen, von einer Felswand gegen die andere geworfen, von einem Bogen in den andern abgelenkt, so jedoch, daß mitten in den dadurch entstehenden Wirbeln und weißen Schaummassen immer irgendwo eine glatte oder doch nur leicht gekräuselte Wasserstraße zu erkennen ist, längs welcher kundige Piloten mit ihren Fahrzeugen durch diese so berühmte Stromschnelle, den untersten Nilkatarakt, der in seiner ganzen Länge etwa 5000 Fuß Ausdehnung haben mag, hinabzusteigen im Stande sind. Einen wirklichen Wasserfall bildet demnach der Nil oberhalb Assuan keineswegs, wie wundervoll das Rauschen und Branden des mächtigen Gewässers zwischen den starren Granitmassen auch sein mag, wenn man von der Spitze von Bigeh in dasselbe hinabsieht.

Zu diesen ewig starren Gesteinsmassen, zu diesen ewig tobenden Wasserfluthen steht nun die Insel Philä im lieblichsten, friedlichsten Gegensatz. Kaum einige Fuß aus dem Strom herausragend, kaum 1200 Fuß lang, und eben zu 400 Fuß breit, trägt sie dennoch zwei Tempel von der allerverschiedensten Ausdehnung, von dem allerverschiedensten Ansehen.

Während der sogenannte große Tempel die volle Entwickelung und Pracht eines ausgebauten Isistempels mit Eingangsobelisken, Säulencorridoren, doppelten Pylonen und weiteren Tempelräumen darbietet, stellt der andere den coquettsten Säulenpavillon ohne Dach vor, den man sich nur denken kann, — eine so reizende Spielerei, daß sie in dem modernsten Fürstenpark recht eigentlich das Prachtstück abgeben würde. Wirklich, beim Anblick dieses zierlichen Rococotempelchens begreift man es, wie jener geniale Fürst Pückler-Muskau auf den Einfall kam, die Insel Philä acquiriren und sie in einen Park umwandeln zu wollen. — Vor dieser oben offenen Säulenhalle dehnt sich eine ganz regelrechte Terrasse etwa 30 Fuß hoch über den Nil hinaus, das anmuthigste Belvedere, auf dem man in Gottes weiter Welt nur stehen kann, — das sind die Umrisse von Philä, zu dem wir am 4. November hinübersetzten, um uns an seinem Frieden, seinen Reizen zu freuen.

Von den schützenden Armen des reißenden Nil umfangen, und vom brausenden Katarakt geschirmt vor dem aus Egypten mehr als einmal herauf dringenden Vandalismus altchristlicher und muselmanischer Zeiten erscheint Philä wirklich wie ein aus Stein gehauener und mit Heiligenbildern unbekannter Gottheiten geschmückter Friedenshain. Was auch Zeit und Menschheit an dem Asyl gestört und zerstört haben

mögen, man merkt eigentlich nirgends jene absichtliche Brutalität im Vernichten, wie uns das sonst wohl in den altegyptischen Bauten entgegentritt. Vielmehr zeigt das, was da und dort eingefallen oder umgestürzt ist, nur die Vergänglichkeit aller menschlichen Werke an, während dagegen in wunderlicher Naivetät alle Zeiten von Gründung des großen Tempels bis heute irgend ein Andenken in Philä hinterlassen haben. Doch haben einzelne Reisende oder Expeditionen auch Andenken mitgenommen, wie man das gleich bei dem Haupteingang in den großen Tempel, und hier allerdings etwas schmerzlich, wahrnehmen kann. Hier standen hart am Wasser ursprünglich zwei kleine Obelisken, von denen der eine von dem Engländer Banks mitgenommen und in England aufgestellt worden ist.

So leitet denn nur noch ein Granitobelisk den großen Tempel ein. Daran lehnt sich eine Kolonnade, ein langer, oben offener Säulengang von je 23 Säulen an. Ob viele von den Säulen gar nicht fertig wurden, manche entstellt und einzelne sogar, wie der Obelisk, entführt worden sind, läßt sich nicht angeben. Was aber auch defect ist an dieser Säulenallee, die mich an jene Sphinxallee in Karnak erinnert, sie macht noch in ihrem Lückenzustande den Eindruck eines griechisch reizenden Bauwerkes. Darauf beginnt der Tempel selbst mit einem Pylon von mächtiger Ausdehnung. Ihm folgt ein schöner Säulenhof,

dessen Kapitäle wundervoll graciös ausgearbeitet sind. Ein neuer Pylon reiht sich daran, wo dann das eigentliche Sanctuarium mit seinen Nebenkammern den Schluß macht.

Das ungefähr ist der Grundplan des großen, der Isis und dem Osiris nebst dem Horus geweihten Tempels. Von Nectanebo angefangen, von den Ptolemäern fortgesetzt, vielleicht als ein zur Anbetung der Kleopatra bestimmtes Heiligthum, und von römischen Imperatoren beendet, die sogar hier im Jahr 451 mit den Barbaren einen Vertrag schlossen, ist wohl nur seine bauliche Seite abgeschlossen worden. Von den Bildnereien mag Vieles unvollendet geblieben sein.

Was die bauliche Seite betrifft, so hat sich dieselbe nach der Form der Insel richten müssen. Ursprünglich hat der Tempel eine nordsüdliche Richtung; doch ist seine Achse wenigstens dreimal verschoben, so daß manche Forscher sogar meinen, es möge ein Theil des Tempels ein in den ganzen Plan hineingeschobener ganz anderer Bau sein, und somit zwei Tempel hier zusammenhängen. Ist hier aber nur eine Achsenverschiebung vorgenommen wegen des Stromes, so dürfen wir an Luxor denken beim Anblicken des Tempels auf Philä. Treffen aber wirklich zwei Tempelsysteme in einander, so werden wir an Karnak erinnert, und finden auch darin nichts Unerhörtes.

Schöne Erhaltung der Pylonen, sowie des ganzen Baues, wundervolle und wirklich blüthenreiche Ausschmückung der Säulenkapitäle, mannigfache Pracht der Farben in den Schildnereien, z. B. des auf einer Wolkenbinde aufgehenden Sonnenballes, wie man das fast immer über den Tempelthoren dargestellt findet, — das sind die Haupteigenschaften des großen Tempels auf Philä. Jede dieser Eigenschaften mögen wir einzeln in einzelnen egyptischen Heiligthümern noch entwickelter antreffen. Ein so schönes, bei aller bunten Mannigfaltigkeit aber doch harmonisches Zusammenwirken aller Bauornamentik indessen treffen wir wohl nirgends so wie in Philä, auf der alten Insel Alak. — Rechnen wir dazu noch die zauberhafte Lage, den mächtigen Granitwall, der den Nil umgiebt, den brausenden Strom, der sein Heiligthum schützend umfängt, so begreift man, selbst wenn man sich abschließen wollte vor dem Eindruck einer gewissen romantischen Heiligkeit, den die Stelle, — Strom, Insel und Tempel — an sich trägt, daß hier, und ganz besonders hier die alte Sage von Isis und Osiris noch lange nachhallend gepflegt ward, und daß, als längst das Christenthum seinen Weg den Nil hinauf gemacht, und alle heidnischen Tempeldienste strenge untersagt hatte, dann noch, wenn des Tages Helle und christlicher Zelotismus nicht mehr lauschten und lauerten,

nächtliche Gebete und Opfer den alten, seit Jahrtausenden erprobten Gottheiten dargebracht wurden.

So hat sich denn nirgends ein solch eigenthümliches Zusammenfließen von heterogenen Zeiten und Gottesdiensten herausgestellt, wie im Tempel von Philä, nirgends ist so viel Versuch gemacht worden sich zu verewigen, wie eben dort. — Wie widerlich sonst die Verewigung der Besuchenden in und auf Baudenkmalen sich macht, auf Philä gewinnt sie einen eigenthümlichen Reiz, eine gewisse Liebenswürdigkeit. Alle Zeiten, alle Völker, alle Reisende machten auf Philä einen Besuch und freuten sich an der Anmuth des Ortes. Da aber kein Fremdenbuch dort offen lag, in das man sich einschreiben konnte, wie das jetzt in Luxor ist, — so benutzt man eifrig die Wände, um ein Andenken darauf zu schreiben oder zu kratzen. Im raschen Durchstreifen schon bemerkt man die Reichhaltigkeit des Materials zu einer humoristischen Arbeit, einer Chronik von Philä. Zuerst hat das Griechenthum sich mit altegyptischen Denkzeichen herumgeschlagen. Bald hat Hellas, bald Egypten den Sieg davon getragen. Stattlich glänzt eine lange, griechische mit dem Namen Καλλιμαχος beginnende Inschrift auf dem einen Pylon. Später aber hat man eine mächtige Isis drüberweg eingemeißelt, so daß die Inschrift zum Theil auf beiden Seiten der Figur, zum Theil auf der Figur selbst aber noch zu sehen

ist. Dann findet man einzelne lateinische Namen, und es sollte mich nicht wundern, wenn man einmal in irgend einer ganz verborgenen Ecke den Namen des achtzigjährigen Hauptmanns Juvenal eingegraben fände. Daß die im Tempel gemalten Götterbilder nicht, wie sonst überall in Egypten mit hellrother oder gelber Hautfarbe, sondern weiß und rothwangig, also griechisch oder römisch gemalt sind, mag ebenfalls eine Notiz für das Fremdenbuch von Philä sein. Dazu erzählte uns Lepsius von einer Darstellung ganz einziger Art. In einer Pylonkammer haben die Neger ihren mit den Römern abgeschlossenen Vertrag bildlich und grob hieroglyphisch dargestellt. Wir steckten Licht an, und durchsuchten einige dunkle Kammern. Und richtig! Wir fanden das kostbare Negerbild in seiner ganzen wurstlippigen Herrlichkeit wieder auf.

Den Aethiopen folgt dann sporadisch das gesammte Abendland, besonders mit zahlreichen Italienern, vielleicht Venetianern und Genuesern aus der Zeit, als der Weg um Afrika herum noch nicht entdeckt war. Ein großes lithokaustisches Andenken hat oben im Tempel die napoleonische Expedition hinterlassen. Auch englische Namen kommen vor. Doch glänzen die Britten mehr durch Abwesenheit von losgebrochenen und mitgenommenen Tempelandenken, als durch Hinterlassung von Namensinschriften, wie denn der mit-

genommene Eingangsobelisk den Namen eines Engländers auf seinem abwesenden Stein trägt. Gegenwärtig befindet sich Philä im Stadium von „Schulze und Müller." Kurz, der große Tempel bietet neben den altegyptischen Denkzeichen das wundervollste Quodlibet von allen Volksmöglichkeiten. —

Und nun der kleine Tempel, die kleine Säulenhalle von Philä, oder wie man das Ding nennen will, das sich wenige Schritte vom großen Isistempel dicht am Nil aufgebaut hat! Mit drei Worten ist das Bauwerk beschrieben, um desto unbegreiflicher in seiner Anmuth, seinem Reiz, ich möchte sagen: in seiner lieblichen Coquetterie oder Naivetät dazustehen.

Ein Raum von 50 Fuß Länge bei 32 Fuß Breite wird an den Längsseiten von je 5 Säulen eingefaßt, während vorn und hinten je 2 Säulen den Eingang bilden. Bis zu einer Höhe von 18 Fuß sind die Zwischenräume zwischen diesen sämmtlichen Säulen von einer Wand ausgefüllt, so daß der Innenraum bis auf die Thüren wirklich geschlossen ist. Dazu tragen die über dieser Verbindungswand mindestens noch 20 Fuß hinausstrebenden Säulen einen prächtigen Architrav. Ein Dach dagegen fehlt, und scheint auch absolut nicht im Plan des über alle Beschreibung reizenden Kiosks gelegen zu haben. An allen Säulen sind die Kapitäle verschieden, jedes einzelne aber von

einer Zierlichkeit, einer Reichhaltigkeit, einer Fülle der Anmuth, daß eine Beschreibung in Worten nicht ausreicht. Glücklicherweise ist dieser Tempel, diese versteinerte Blumenpracht, dieses reizende Säulenbouquet so oft photographirt worden, so häufig abgebildet, daß jeder Leser sich leicht davon eine Ansicht davon verschaffen kann. Falls er eine Photographie bekommen kann, so bitte ich, dieselbe, mag sie groß oder klein sein, mit einer Loupe anzusehen, und die Säulencapitäle recht zu untersuchen, damit auch nicht die kleinste Zierlichkeit übersehen werde.

Vor dem Tempelchen, dem Gartenpavillon der Isis, springt eine Terrasse, deren Mauer in den Nil hinab nicht gerade, sondern seltsamer Weise etwas concav ist, in den Strom hinein, so daß man sich auf ihr etwa 30 Fuß hoch recht eigentlich über dem Strom befindet. —

Was das kleine Steinmärchen eigentlich bedeutet habe, kann man nicht sagen, wie es denn ja eine Menge Dinge giebt in der Welt, — Blumen, Schmetterlinge, Andersens Märchen —, die kaum einen practischen Nutzen haben und abwerfen. — Vielleicht war es für die schöne Kleopatra gebaut worden, wenn sie in einer schönen Mondnacht auf Philä einmal den Nilkatarakt rauschen hören und mit Marc Anton träumen wollte. —

Für die „Eingeladenen" des Khedive hatte aber

doch Kleopatra's Boudoir auf der Nilinsel einen entschiedenen praktischen Nutzen. — Mitten in unserm Sinnen und Forschen nach der Bedeutung der Bauten und Denkzeichen von zwei Jahrtausenden wurden wir von der Gesellschaft der Kaiserin von Frankreich unterbrochen, welche sich drüben am Ufer zeigte, und sich anschickte, nach Philä überzusetzen, wo gefrühstückt werden sollte. — Am Morgen früh hatte die Dame uns Alle zu gemeinsamem Frühstück auf der Insel einladen lassen, aber allways the queen? nicht, als ob uns das langweilig gewesen wäre, sondern wir fürchteten unsererseits lästig zu werden, so daß wir unseren eigenen Weg einschlugen. So setzten wir denn auch jetzt nach Bigeh hinüber, während jene in Philä frühstückten, wobei eine höchst komische Scene vorkam und mir der Haushofmeister der schönen Olivia, jener Malvoglio, leibhaftig vor Augen stand.

Ob nun das kaiserliche Frühstück zu lange dauerte, oder ob unser Hunger zu mächtig war, das kann ich nicht sagen; aber gewiß ist, daß wir mit Umgehung des großen Tempels von Philä und seiner dermaligen Inwohnerin, nach unserer Rückkehr von Bigeh den kleinen Säulentempel invadirten, und dort auf dem fernsten Punkt unserer ganzen egyptischen Wanderung, gerade unter dem 24° n. B. ein Festmahl hielten, welches an Klassicität der Speisen, des Ortes und des Humors nicht leicht seines Gleichen irgendwo in

der Welt gefunden haben wird. — Mit unermeßlichem Jubel und dabei Jeder gewiß mit stillem Dankesgefühl, tranken wir Eintagsfliegen dort ganz besonders zwei Gesundheiten: Die Eine war die unseres fürstlichen Protectors, des Vicekönigs von Egypten, dessen Munificenz uns Allen wirklich wie ein orientalisches Märchen erschienen war, — die Andere gehörte unserem Lepsius, dessen unversiechbare geistige Frische und Anregung uns auf unserer egyptischen Wanderung wach gehalten, belehrt und im eigentlichsten Sinne des Wortes mit belebendem Hauche durchweht hatte.

Zuletzt ward noch ein großes photographisches Experiment gemacht. Ein französischer „Lichtbildler" placirte uns längs des reizenden Säulentempels, in welchem er sein Atelier aufgeschlagen hatte, zu einer großen Gruppe zusammen, und nahm ein Lichtbild von uns, mit welchem der Künstler sehr zufrieden zu sein schien. Ob die eingeladenen Vagabunden wirklich später ans Tageslicht gekommen sind, oder ob auch das der Krieg von 1870 zerstört hat, kann ich nicht sagen.

Nach einer Stunde Träumens im Reiche der Wahrheit und der Dichtung auf dem zauberhaften Eiland, in dessen wunderbaren Hallen noch nach dem Edict des Kaisers Theodosius (381 n. Chr.), ja noch zur Zeit des byzantinischen Thronprätendenten Mar-

cianus (um 480 n. Chr.) der Isis heilige Feste gefeiert wurden, nahmen wir von Philä Abschied, ich meines Theils in der freudigsten, feierlichsten, gehobensten Stimmung, die gewiß nichts mit dem Frühstück zu thun hatte. Wie fremdartig mir auch jene Steinheiligthümer erschienen waren, nirgends in der Welt, — so kam es mir vor —, hatten das Alterthum und die Gegenwart, Himmel und Erde, Göttliches und Menschliches so freundlich und so erhaben, so erquickend und so begeisternd zu mir geredet, wie auf jenem glückseligen Eiland mitten im brausenden Nil, eingefaßt von dem mächtigen Granitamphitheater, überdacht vom tiefblauen Himmel des uralten Mizraim und umrauscht von einigen wenigen Dattelpalmen, den Frieden verkündenden. Auch ohne die Hände zu falten, dankte ich dem allmächtigen Gotte auf Philä, wie ich es einst in Tabatinga am Amazonenstrom gethan hatte. Ja, wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt.

Die starre und unerbittliche Steinwüste nahm uns wieder auf. Wir erreichten Assuan und flüchteten uns nach solchem Tage gar zu gern aus dem Volkstreiben der nubischen Stadt an Bord unserer Schiffe, von wo aus die Abendlandschaft der Wüste und glücklicher Palmenhaine, des heiligen Stromes und der mit altheidnischen Gedenkzeichen bedeckten

Felsenpartheen am Ausgangsthor des Katarakt gar lieblich und zauberhaft anzusehen waren.

Unsere Schiffe hatten zur Rückreise noch mancherlei vorzubereiten, so daß wir noch am fünften November in Assuan blieben. Doch war der Tag auch ohne egyptische Alterthümer kein verlorener. Wir trieben uns sporadisch am Ufer umher, Jeder nach seiner Weise. Mit dem Betrachten der Lehmstadt ist man bald fertig. Desto mehr Interesse gewähren die Leute, die sich am Ufer bei unseren Schiffen umhertrieben. Wie schon angedeutet, schien man hier am Eingang in Nubien sich im Anfang des recht eigentlichen schwarzen Afrikas zu befinden. Wenn auch das Araberthum, das braune Egyptervolk noch maßgebend und vorherrschend war, so sah man doch überall schwarze Menschen, und zwar in den mannigfaltigsten Modificationen, welche man unter dem Namen der Barabras und Bischaris zusammenfaßte. Viele dieser schwarzen Gestalten hatten fast kaukasische Gesichtsbildung und lange, meist schlichte Haare. Andere dagegen waren die gelungensten Negerköpfe von Mozambique und Darfur mit vollendeten Wollperücken auf den Köpfen, indeß alle durchweg schöner als die meistens kümmerlich gerathenen Menschenbildungen von Congo, Loanda und Cabinda, die ich zu Tausenden in Brasilien und selbst auf den Capverdischen Inseln gesehen habe.

Originell wie sie selber waren auch die Sachen die diese schwarzen Menschen uns zum Kauf anboten. Während wir bis dahin immer nur altegyptische Gegenstände, echte und nachgemachte, hatten einhandeln können, kamen jetzt echt afrikanische Sachen zum Vorschein. Besonders viel Straußenfedern wurden verhandelt, manche wirklich von enormer Größe und reicher Fülle. Eiserne Kriegswaffen wurden feil geboten, Schwerter und Lanzenspitzen, die, wenn auch landesthümlich, doch wohl in England fabricirt worden waren, — und endlich runde Schilde von Leder und Eisen, die man wirklich auf die letzten römischen Legionen hätte zurückführen mögen. Solche Schilde und Lanzen oder Schwerter am Arm und in der Hand eines kaum halb bekleideten dunkelschwarzen Nubiers, dem das lange Haar etwas wild vom Kopf herunter hängt, sehen immer originell genug aus. — Am meisten brachten die Kinder kleine Handelssachen, besonders eigenthümliche Lederarbeiten. Das schwarze Kindervolk der Bischaris in Assuan scheint bis zu einem recht anständigen Alter ziemlich nackt umher zu laufen, da das gleichmäßig warme Klima Erkältungen u. s. w. ausschließt. Wird aber mit zunehmendem Alter diese Naivetät etwas polizeiwidrig, so bindet man wenigstens den kleinen Mädchen einen ledernen Gürtel um, von dem eine Menge lederner Schnüre bis zum Knie so dicht an einander gereiht herabhän-

gen, daß sie ein wirkliches Röckchen bilden. Manche von diesen Schnüren sind schärpenartig geflochten, mit Stückchen rothen Leders, mit Glasperlen, Perlmutterstücken und besonders vielen kleinen weißen Muscheln reich geschmückt, und sehen, wenn sie an den schwarzen Hüften der kräftigen Jugend herabhängen, ganz hübsch aus, so daß wir viele Stücke davon acquirirten. Auch an den Fingern und Handgelenken trugen die kleinen Mädchen buntfarbige Lederschmuckſachen ſtatt wirklicher Ringe und Armbänder, welche sich sehr gut ausnahmen. Die höchst komischen Ohren- und Nasenringe in allen möglichen Façons und an allen möglichen Stellen von Nase und Ohr angebracht, die wir schon in Mittelegypten kennen gelernt hatten, kamen in Assuan noch häufiger vor. Oft hat solche Barabrajungfrau drei oder vier kleine Silberringe in einem Ohr, und dazu noch einen großen Ring durch die Nasenscheidewand, der ihr ziemlich bis in den Mund hängt. Und mit solchen Anhängseln glauben die kleinen schwarzen Coquetten wunder wie gut auszusehen!

Drückend heiß war der Tag. Wir hatten 30° R. im Schatten, eine vollständige Tropenhitze. Und doch waren wir im anfangenden Winter in Assuan. Wie heiß mag es da nicht im Sommer sein! Doch schien die Hitze am 5. November wirklich etwas abnorm zu sein. Die guten Assuaner stöhnten selbst über ihr Klima und sahen mit Staunen gen Himmel; denn an demselben zog ein ziemlich unerhörtes Meteor auf

— Wolken, die mit ihren grellen Farben von roth, gelb und grau wirklich die Wüste am Himmel abmalen zu wollen schienen. Es fing sogar an zu wehen; wir Europäer dachten schon an einen Gewittersturm, über dessen Losbrechen mit Regen die Leute als über eine Drohung des Himmels höchst unglücklich gewesen sein würden. Doch ging die Drohung ohne heftige Wetterkrisis vorüber.

Ganz allein machte ich noch am Nachmittag einen Spaziergang über den Schutt und Graus des alten Syene hinweg zum Nilkatarakt. Von einem Granitblock zum andern steigend, deren runde Wölbungen den gestiefelten Europäer oft ausgleiten machen, gewann ich einen höheren Standpunkt und sah noch einmal hinein in das wundersame Wüstenbild von Sand, Granit und Wasserstrudeln, denen sich dann unten die Palmenkronen von Assuan lieblich anreihten. Aus einigen einsam liegenden Lehmwohnungen dicht am Nil kamen nackte Kinder herausgelaufen; auch brachen mehrere wüthende schakalartige Hunde gegen mich los, die nur mit Mühe von den Einwohnern zurückgerufen wurden. Einige langhalsige Dromedare gingen stoisch hin und her. Zwei dieser gewaltigen Thiere standen etwas erhöht auf einer Granitschwellung und so vollkommen reglos da, daß man sie hätte photographiren können. Ihre riesigen Umrisse machten auf dem rothen Grunde des Westhimmels einen tief ernsten Wüsteneindruck. Man würde so

einem dunkelglühenden Abendbilde am Nilkatarakt mit seinem ganzen Wüstencharakter, mit zwei zu Stein erstarrten Dromedaren auf kahlen aus todtem Sande hervorragenden Granitwölbungen, wenn ein Maler alle Züge daran zusammenstellen wollte, keinen Glauben schenken.

Was aber geht vor im Leben und in den Seelen solcher im schmutzigen Lehmhause einsam am öden Katarakt hinvegetirender Menschen?

Sinnend und fast schaudernd ging ich zur Stadt zurück und zum Hafenplatz. Da hatte ich noch einen seltsamen Anblick. Ein mächtiges Dromedar hatte sich mit seinem Führer entzweit, und wollte nicht aufstehen. Der Beduine schlug auf das Thier los, und nun gerieth es in schäumende Wuth. Freilich blieb es liegen, aber doch hatte das umherstehende Publikum einen respektvoll weiten Kreis um das heulende Wesen gebildet. Niemand wagte sich mehr heran, besonders nicht sein Führer. Den Kopf vorgestreckt, das schaumtriefende geifernde Maul weit offen, die Augen blutroth, den Riesenleib krampfhaft zusammengezogen und dazu wirklich schaurige Töne ausstoßend, gewährte es einen schrecklichen Anblick. Man ließ es auch ganz ruhig liegen, und es mag die ganze Nacht so campirt haben, um erst am nächsten Morgen zur Besinnung zu kommen.

Ende des ersten Bandes.

Druck von J. D. Greßner & Co. in Leipzig.